

Heinrich Zillich / Die Schicksalsstunde



HEINRICH ZILlich

Die Schicksalsstunde

EDUARD WANCURA VERLAG
WIEN / STUTTGART



1. Auflage

Schutzumschlag und Einbandgestaltung E. v. Dombrowski

Copyright 1956 by Eduard Wancura Verlag, Wien/Stuttgart. Alle Rechte vorbehalten. Printed in Austria bei Elbemühl AG, Wien. Schrift: Garmond Garamond



Als sich im August 1914 ein österreichisches Dragonerregiment auf dem Kasernenhof sammelte, um noch in der Friedenspracht blauer Röcke und roter Hosen ins Feld zu reiten, aus dem es, ein abgesessenes Häuflein, grau zurückkehren sollte, ergriff einen der Rittmeister angesichts seiner aufbruchfrohen Schwadron solche Freude, daß er, in den Sattel steigend, sich mit einem Jubelschrei Luft machen mußte. Rostbraun fiel ihm der Sonnenschein unter dem Helm über Brauen, Wangen und den geöffneten Mund, aus dem die Zähne blitzten, als spränge von einer Klinge das Licht weg.

Er wandte sich den Dragonern zu, erblickte dreihundert Augen auf sich gerichtet aus derben Gesichtern, die der Schnurrbart teilte, und da drängte es ihn unsäglich, er stemmte die Füße in die Steigbügel, als wollte er sich nochmals hinaufschwingen, weiter von der Erde fort, und stracks in den Himmel des Sieges fliegen.

Doch ein Befehlswort erklang. Die Männer straff-

ten die Zügel. Der Oberst nahte. Mit der Kraft des Glücks riß der Rittmeister den Säbel aus der Scheide so wild und steil, daß ihm die Waffe aus der Faust schoß wie eine Flamme kerzengerade, und kerzengerade für einen Wimperschlag frei in der Luft stand, ehe sie in die gereckte Hand zurückglitt. Es sah aus, als zöge er den Stahl aus dem Blau herab.

Dann jedoch hob er ihn im kaiserlichen Säbelgruß ans Herz, ließ ihn an der Brust wieder vorüberschweben und mit hartem Ruck, die Schneide nach außen, in der zu Boden gestreckten Faust waagrecht erstarren, während seine hellen Raubvogelaugen dem Oberst entgegenfunkelten.

„Daß Sie mir den Säbel immer noch fassen, wenn Sie ihn nicht fest genug gehalten haben!“ sagte dieser im Vorbeireiten, „den Säbel immer noch fassen, wenn er davonfliegen will!“ und betrachtete mit zufriedenen Lächeln das stolze Bild des Offiziers, der die Mahnung, so heiter sie auch ausgesprochen wurde, in der abenteuerlich jungen Stunde als Schulmeisterei empfand, billig genug, um sogleich vergessen zu werden.

Bald klapperten die Hufe über das Pflaster der kleinen, glockendurchläuteten Stadt, deren Bewohner aus Toren und Fenstern hervorwogten, um Päckchen, Blumen und Tränen zu verschenken in Überfülle. Die Küsse aber, die den Mädchen in noch reicherer Zahl von den Lippen springen wollten, blieben ungespendet. Nur hier und da nahm ein Dragoner in raschem Hinunterbeugen der willig Hinauflangenden ein Teilchen davon ab und war schon in der unaufhaltsamen Reiterschar untergetaucht.

Der Rittmeister, der Jüngste seines Ranges im Regiment nicht bloß den Jahren nach, sammelte, umgeben vom Brausen, von Pferdedunst und Lederächzen, die Blicke der Frauen und deren Sträusse ein als eine Huldigung, die ihm gebührte. Da er keine Angehörigen hatte außer dem Vater, der als General schon dort stand, wohin er aufbrach, auch keine Braut zurückließ, war er allen Weibern wohlgesinnt, sofern sie ein hübsches Antlitz trugen, war aller Welt Freund und grüßte mit leichter Hand in die Menge hinab. Hoch über ihr zu schweben, weiter zu blicken als das Gewimmel unter ihm und den Krieg als goldrote Wolke am Horizont zu wissen — nichts Ritterlicheres konnte ihm beschieden sein, der jetzt nur schaute, nur hörte, nur atmete und lachend nach Blumen griff.

Keine Lust, die er genossen hatte, glich diesem Rausch, aber stürmischer noch durchdrang ihn die Erwartung des Kommenden. Er faßte, ohne viel darüber nachzudenken, den Krieg als einen ihm selbst zubestimmten Gegner auf, den er lange erharret hatte und den er jetzt, den endlich hervorgetretenen, fast als Geliebte begrüßte, die sich freilich bloß ihm allein ganz entfalten durfte. Mochte sie schon seit Tagen Millionen Männer in blutige Umarmungen reißen, ihm allein würde sie sich in ganzer Wucht enthüllen, die Kriegin, nackt mit furchtbarer, ruhmverschenkender Liebe. Ja, sie beide — anders war es nicht möglich —, sie warteten aufeinander. Fiel er in der wilden Umschlingung, nun gut, aber besiegt sank er nicht, denn für dies konnte er bürgen, daß er ehrenhaft stürbe, den Säbel in der Faust, glänzend

überdies, wie es Reitern geziemte in einem Regiment, dessen Schild bis zum Rand beschrieben war mit den Schlachtennamen vieler Jahrhunderte.

Als das Regiment nach langer Eisenbahnfahrt wieder sattelte und hinauszog ins galizische Grenzland, lag freilich der Schimmer des Aufbruchs schon tageweit zurück, die Blumen waren verwelkt, und die Strahlen der Sonne schlugen wie glühende Fäuste auf die Nacken der Soldaten. Doch aus dem bestaubten Himmelblau der Röcke leuchteten die goldenen Knöpfe freudig wie je.

Man ritt nach Osten endlos entlang an marschierendem Fußvolk, das sich unter der Wucht der Tornister abschleppte. Reservisten waren es. Sie stießen in eine Frontlücke hinein, die sich in der stürmischen Entwicklung der Schlacht aufgespalten hatte und zum Angriff auf die inneren Flanken des Feindes verlockte, vor dessen Übermacht rechts und links andere Heeresteile zurückgingen. Rücksichtslos drückte der Wille der Führung die Kolonnen vorwärts, mochten auch viele Erschöpfte aus den Reihen taumeln, über denen ein düsterer Ernst mitzog durch den Sonnentag, der mit seiner Hitze zu friedlichen Zeiten höchstens die letzten Ährenwagen umbrandet hätte.

Indessen, es war stets der Dragoner Vorrecht, am Fußvolk entlangzureiten, über ihm zu schweben und es zu überholen; so ließ sich auch der Rittmeister vorwärtstragen, ungerührt vom Anblick der hechtgrauen, ermatteten Kompanien. Er grüßte die Offiziere da unten im Staub, wechselte mitunter ein Wort mit ihnen, doch schneller als sie alle und schneller

als selbst die Batterien kam er voran im Strom der Reiter.

Am Nachmittag erreichte das Regiment die Spitze der Kolonne. Die Offiziere, zum Oberst beschieden, erfuhren, daß es ihre Aufgabe sei, den Raum, dem der Marsch galt, auszukundschaften und fächerförmig vorführend zu sichern. Hierbei erhielt der Rittmeister den Befehl, mit seiner Schwadron etliche zehn Kilometer tief auf einer von der allgemeinen Zielrichtung abzweigenden Straße die Dörfer unterwegs zu durchsuchen und schließlich bei einer größeren Gemeinde Feldwachen auszustellen, bis er neue Weisungen empfinde; schwächere feindliche Kräfte habe er zu binden, vor übermächtigen müsse er fechtend weichen, Gefangene sofort zurückschicken.

Er meldete sich, die Landkarte in der Linken entfaltet, die Rechte am Helm, beim Obersten ab, der ihm die Hand zum Abschied reichte und einen so stürmischen Gegendruck spürte, daß er den Mund vorwölbbend sagte: „Sie können es nicht erwarten! Nun — fassen Sie den Säbel ebenso fest! Sie wissen ja — einmal flog er Ihnen davon!“

Der Rittmeister lachte auf, stob seiner Schwadron zu, die sich bald darauf als erste aus den Marschreihen löste, und brauste mit ihr, während der Staub unter den Hufen von hundertfünfzig Pferden zur Wolke aufschwoll, entlang den Kameraden winkend ins Unbekannte hinweg.

Was bei solcher Erkundung nötig war, vergaß er nicht. Im raschen Reiten fertigte er kleine Gruppen ab, die vorpreschten und ausschwärmten, er selbst folgte vor der Schwadron im Acker längs der

Straße, deren erhöhte Anlage versteckten Gegnern ein gutes Ziel hätte gewähren können. Obgleich er ähnliche Aufgaben in Manövern schon erfüllt hatte und die Pflichten der Stunde kannte, durchpulte, je länger der Ritt in dem mäßig schwingenden Hügel-land dauerte, eine beseligende Unruhe immer mehr sein Blut. Traf er an den seltenen Hütten des Weges Bauern, meist Greise und Weiber, so fragte er sie mit verhalten jubelnder Stimme nach ihren Wahrnehmungen. Die Antworten waren weitschweifig, doch ergab sich aus allen, daß vom Feind hier abseits der Heerstraße niemand etwas bemerkt hatte.

Indem sich die noch ferne Dämmerung, wie es nach Sommertagen zuweilen geschieht, dadurch ankündigte, daß die in der Hitze angestauten Wolken eilig zerflossen und der Himmel fast morgenklar wuchs, wurde das Ziel ohne Zwischenfall erreicht. Den Blick begrenzte eine Bodenwelle, deren Stoppelfelder in der Sonne schimmerten, von der ansteigenden Straße weiß geteilt. Oben blitzten die winzigen Fenster der Gehöfte auf. Eben ritt der Vortrab zwischen ihnen durch, als eine Menge Frauen und Kinder scheinbar aus der Erde auftauchte und die Dragoner fuchtelnd umringte. Der Rittmeister am Fuße des Hangs sah es, spornte das Pferd und begegnete auf halbem Weg einem zu ihm zurückjagenden Soldaten, der umwendend und neben ihm her galoppierend berichtete, eine russische Patrouille habe vor kurzem den Ort verlassen.

Nun hielt auch der Offizier im Gebrodel der Leute. Als er vernahm, die Feinde seien im Gutshof gewesen, hob er das Haupt und erkannte am Ost-

rand des weit ausgedehnten Dorfes einen Park, über dessen Mitte ein wuchtiges Dach ragte. Die Ortschaft zu durchsuchen und sich beim Schloß zu sammeln, hinterließ er der Schwadron als Befehl, die brausend anhielt, trieb die Bauern zur Seite und war bald darauf mit seinem jüngsten Leutnant vor einem geöffneten Gittertor.

Breit führte dahinter der Kiesweg auf die Freitreppe eines Barockbaus zu, dessen Flügel von den Alleebäumen noch verdeckt wurden. Während die Offiziere, gefolgt von etlichen Dragonern, herantrabten, enthüllte er sich im Schwung des Reitens wie nach dem Takt eines Tanzes mit fröhlich reicher Gliederung und stand nun, als sie aus dem Sattel sprangen, beglänzt, verwunschen und doch heimatisch vor ihnen.

„Herr Rittmeister!“ rief der Leutnant, die rosenfarbene Mauer emporblickend, „wer wird das Dornröschen wachküssen?“

Er erhielt keine Antwort, es sei denn, der Aufschrei, der von einem Balkon herabklang, durfte dafür gelten. Mit verblüfftem Gesicht sahen sie: eine junge Frau — ihr Haar war braun wie Brot und glänzend — verschwand zwischen den Türfenstern. In den wenigen Sekunden, die genügten, daß die beiden einige Stufen der Treppe emporrannten, kam sie aus dem Portal herabgelaufen, zu hastig, um anhalten zu können, und wäre gestürzt, hätten die Offiziere sie nicht aufgefangen.

Zwischen ihnen, von der Rechten des Leutnants, der Linken des Rittmeisters sich abstoßend, atmete sie einigemal tief, trat halb abgewendet eine Stufe

höher, lachte, den Männern wieder zugekehrt, wie im Taumel und reichte ihnen die Hände nochmals zu einem strahlenden Willkommen.

Es hätte nicht der außerordentlichen Stunde bedurft, da die jungen Soldaten auf der Suche nach einem Gegner eine aufgelöste Frau fanden, um sie ihnen schön erscheinen zu lassen. Sie war es wirklich. Warm wie ihre Hände, die kräftig die Hand der Gäste drückten, brannten die Augen; die Wangen glühten um einen üppigen Mund; breite weiße Zähne und die rasche Zunge wurden sichtbar. In lockender Fältung schwang das Kleid um den gelenkigen Körper, der sich nach hinten bog, denn sie zog die Offiziersstufe um Stufe rückwärtsschreitend die Treppe hinauf, wobei ihr das Haar über die Stirne flutete.

„Kommen Sie, kommen Sie!“ drängte sie ein- und andremal. „Ich danke Ihnen, daß Sie hier sind —“ wienerisch war ihre Mundart —, „kommen Sie, ich muß Ihnen zeigen, wie der Kerl sich aufgeführt hat!“

Wenn es auch nötig gewesen wäre zu fragen, wohin die Feinde entwichen waren, wie viele es gewesen und welcher Art —, die Offiziere, Staub und Schweiß vergessend, liefen der beglückenden Erscheinung und ihrer selbstverlorenen dunklen Stimme nach, die immer noch leidenschaftlich sprudelte, kamen durch die Halle ins erste Stockwerk empor und dort in einen gelben Biedermeiersalon, dessen Balkontür weit offen mitten in die Wipfel des Parks zu führen schien.

„Hier, hier —“, rief die Frau. Das schmale Gesicht hochwerfend, die Gestalt mit der gleichen Bewegung

straffend, so daß ihre Schlankheit den Offizieren süß bewußt wurde, deutete sie mit Entrüstung auf den Tisch.

Ja, der paßte mit der umgefallenen Flasche, vor der sich eine Weinlache breitete, mit Brot- und Wurstresten auf einem Teller, nicht zur seidenen Helle des Raums, in dem man sich nur heiter werbende Männer, aber keine Trinker vorstellen konnte.

„Da saß der Bursche!“ Sie hämmerte mit der Faust auf die Tischplatte und hob einen Stuhl verächtlich in die Höhe. „Da — es ist nicht zu glauben! Sehen Sie den Teller, den Wein? Hier saß er!“

Als der Rittmeister unterbrechen wollte, wehrte sie ab und frohlockte: „Ich weiß, Sie müssen alles rasch erfahren. Sie eilen ihm nach. Sie müssen ihn kriegen. Also rasch!“

Sie fing zu erzählen an, bestrebt, sich zu bändigen, aber ihre Augen blitzten, die grünlich grauen und verheißenden, von denen die Offiziere den Blick nicht wenden konnten. Mühsam gewann sie, von Satz zu Satz aufs neue sich zwingend, ihre Ruhe halbwegs zurück.

Sie erzählte dies: allein wohne sie auf dem Gut, das vor den großen Sümpfen im Osten liege. Man habe hier nie daran gedacht, daß der Krieg hergreifen könne, her, fern von der Hauptstraße in die Einsamkeit. Nun aber, vor einer Stunde, näherten sich plötzlich Hufschläge durch die Allee. Sie stürzte ans Fenster. Man hatte immer auf Einquartierung gehofft; es sei so still hier, seitdem die meisten vom Gesinde zu den Soldaten gegangen, nur ein alter Diener, wenige Mädchen und hinten bei den Wirt-

schaftsgebäuden etliche Knechte übriggeblieben waren. Und da sprangen zu ihrem Entsetzen anstatt der erwarteten Landsleute sieben Russen vor dem Schloß aus dem Sattel, gafften und streckten die steifen Glieder. Ihr Offizier kam die Treppe herauf, langsam, als wäre er daheim. Sie hörte ihn mit dem Diener deutsch sprechen, es klopfte an dieser Tür, er trat ein, ganz ordentlich, machte eine Verbeugung, während ihr das Herz stockte, nannte seinen Namen — ein Baron war es —, bat um Essen für sich und seine Leute, sank auf den Stuhl da, dehnte die Beine und überließ sich seiner Müdigkeit. Als ihm ein Teller mit Wurst und Wein gebracht wurde, aß er wortlos, wischte sich den Mund, goß mehrere Gläser hinunter, lehnte sich behaglich zurecht und wollte allerlei wissen, ob Truppen von uns da seien und ähnliches, worauf man doch nicht antworten könne. Hierauf trank er nochmals und fragte weiter, nun leeres gesellschaftliches Zeug, erkundigte sich mit verbindlichem Gähnen nach stadtbekannten Leuten in Wien, wo er vor zwei Jahren an der russischen Botschaft gewesen war, und trank immer wieder. Der Wein stieg ihm wohl zu Kopf, denn er starrte die Frau lange an, wobei sich sein Mund unangenehm vergrößerte. Wie sie aufstand und gehen wollte, stand er auch, trat rasch vor, umarmte sie, versuchte sie zu küssen, ach, er benahm sich sehr zudringlich, so daß sie Mühe hatte, sich seiner zu erwehren, schreien und kratzen mußte. Der Diener riß die Tür auf. Der Russe fuhr zurück und fragte rauh, wo der Weg nach Osten führe. Dorthinaus, dorthinaus, schrie sie ihm ins Gesicht, während er sich auf die

Lippen biß, dorthinaus! In die Sümpfe habe sie ihn geschickt! Der Diener lief mit zum Parktor, um ihm die Straße zu zeigen. Übrigens, der Baron sei jung, hübsch, die Augen braun und goldgetupft, die Haare blond, nicht zu hell, die Fingernägel lackiert, vom Reiten die Hand schmutzig, der dunkle Schnurrbart wie bei einem Gecken schmal und lächerlich beschnitten. „Jetzt aber —“ sie hob sich federnd auf die Fußspitzen — „reite ich mit Ihnen. Ich führe Sie!“

Den Rittmeister hatte, während sie berichtete, ein zärtliches Gefühl männlicher, fast spöttischer Überlegenheit erfaßt. Nun, als sie in seinen Bereich greifen wollte, huschte ihm ein Lächeln über den Mund, er schob die Brauen hoch und schlug die Absätze zusammen: „Es genügt, Gnädigste, wenn Sie auch uns den Weg weisen. Es sind Sümpfe im Osten?“

„Sümpfe! Da kommt er nicht durch. Die Straße verliert sich darin.“

Im Augenblick war das Erforderliche abgesprochen und die Richtung erklärt, während durchs Fenster der Lärm der herantrabenden Schwadron drang. Man hörte Kommandos, Pferdeschnauben und das Abspringen der Dragoner.

Der Rittmeister deutete ins Freie: „Es ist Zeit. Dürfen wir uns verabschieden? Nicht für lang, wie ich hoffe.“

Er küßte ihr die Hand, und der Leutnant, in dessen zwanzigjährigem Gesicht die Röte zunahm, folgte dem Beispiel, wobei er aus verzaubertem Herzen, den Kopf noch gesenkt, halblaut rief: „Zur Nacht sind wir wieder bei Ihnen!“

Kaum hatte er es gesagt, schämte er sich. Er fuhr hastig fort, wie wenn er dienstlich meldete: „Quartier für fünf Offiziere, hundertfünfzig Mann und Pferde, abzüglich der Feldwachen.“

„Nein, der Leutnant übertreibt!“ unterbrach der Rittmeister, belustigt von der militärischen Anwendung des Jünglings. „So schlimm ist es nicht. Nur er und ich nächtigen hier. Die anderen Herren kommen mit ihren Zügen an die Ränder des Dorfes. Freilich, wenn ich den Russen nicht erwische, wer weiß, ob ich dann noch das Glück habe, Ihnen zur Last fallen zu dürfen.“

„Zur Last —?“ Der Ton des Wortes, das sie mehr zu sich als zu den Offizieren sprach, ließ diese zögern. Es hatte verwundert, sehnsüchtig und freudenvoll geklungen. Das Brausen des Schicksals, das ins Haus scholl, erfüllte sie mit aufwühlender Bereitschaft, die den Männern nicht entging, als die Frau das Haupt zur Seite bog, ihnen in die Augen lächelte, ohne doch klar zu blicken. Dabei veränderten sich ihre Mienen. Ein rachelüsterner Zug öffnete den Mund. Plötzlich stieß sie, die beiden voll anblitzend, das Kinn vor: „Also denn — Weidmannsheil!“

Der Rittmeister, geblendet, innerlich wie zum Sturm befohlen, hätte sich auf sie stürzen mögen. Dunkel färbte sich seine Stirne. Dann klirrten die Sporen. Die Tür fiel ins Schloß.

An der Treppe stand ein Diener. Der Offizier fragte leise: „Wem gehört der Landsitz?“

Flüsternd antwortete der Mann, indem er mit einem Blick zurückwies: „Der Gräfin“, und nannte ihren Namen.

„Der Graf?“ drängte der Rittmeister.

„Seit zwei Jahren tot. Die Herrschaften waren nur vier Wochen verheiratet. Eine Lungenentzündung raffte den Grafen weg.“

„Ah, wie traurig!“ rief der Rittmeister und hätte tanzen mögen. Mit langen Sätzen, so daß ihm der Leutnant kaum folgen konnte, sprang er aus dem Portal auf den Vorplatz, wo es von Dragonern wimmelte. Einige Berittene fehlten wohl noch, die Masse war zur Stelle, darunter die Offiziere, und so konnte er die erforderlichen Weisungen, indem er den Fuß in den Steigbügel hob, aufsaß und die Zügel ergriff, ohne Säumen erteilen.

Als sie mit einem Halbzug durch die Allee davont trabten, der Rittmeister und der Leutnant, wußten sie die Augen der Frau auf sich, die schon während der Befehlsausgabe den Balkon betreten hatte. Am Parktor wendeten sich beide um und grüßten die helle Gestalt.

Ein einziger Weg zog nach Osten und lief bald in Wiesen hinein, deren bräunliche Färbung verriet, daß sie sauer waren und die Wurzeln des Grases im Grundwasser verdarben. Später lagen Moose wie riesige Tatzen auf der schwammigen Erde. Fettiges Naß schillerte dazwischen. Mitunter breiteten sich trockene Flächen weithin aus, so daß die Dragoner die Straße verlassen konnten und durch langhalmiges Grün ritten. Bald aber schloß sich wieder um den Weg der trügerische Grund, in dem verkrüppelte Bäume mehr hingen als standen mit regungslosem Laub, das sehr schwarz aussah, als die Sonne erlosch. Auch roch es auf einmal kühl. Wie in eine

andere Welt drangen die Reiter vor, den Karabiner entsichert, doch so frisch im Anhauch der feuchten Luft, als wäre ihnen der Sieg bereits beschert worden.

Nach langem Schweigen ließ sich der Rittmeister kopfschüttelnd vernehmen: „Was meinst du zur Gräfin? Das ist ein verteufeltes Weib!“

„Ja!“ bekannte der Leutnant fast trotzig. „Wenn man die gern haben dürfte!“

„Ach was! Haben, mein Gott, sie haben!“ entgegnete der andere und streckte die Hände wie zu einer Umarmung vor.

Der junge Offizier verfinsterte sich. Er wandte sich ab. Es hätte ihm Unbehagen bereitet, das vogelhafte Gesicht seines Vorgesetzten, dem sich die Dinge meist willig, freilich auch etwas zu rasch fügten, jetzt zu betrachten. Unwillkürlich hielt er das Pferd zurück. Ein ähnliches Empfinden der Abneigung ergriff den Rittmeister. Er spürte, daß er dem Jüngling schamlos erschien, und da er sich selbst davon nicht freisprechen konnte — das Weib war ja mehr als ein Abenteuer wert, wenngleich man das nicht eingestehen mußte —, galoppierte er zum Vortrab.

Dort ließ er im Schritt weiterreiten. Ringsum hatte sich die Landschaft aufs neue zum Sumpf verwandelt, nur die Straße ruhte dazwischen unverändert fest. Man hätte annehmen können, daß sie einen Durchlaß durch die Ödnis biete. Mit Verwunderung musterte er das Gelände, das unter dem vom Tagesblau noch angefüllten Himmel brütete. Ganz anders, mehr vom eigenen Innern bestimmt, weiträumig und leuchtend hatte er sich die Umwelt des Krieges un-

bewußt erträumt. Hier inmitten von Büschen und Krüppelweiden, Nässe und Moos verdüsterte sich die Sicht. Es war alles traurig, gewöhnlich und fast schmutzig.

Auf einer jener trockenen Flächen, die von kaum merklichen Kuppen aus dem Sumpf gehoben wurden, hielt der Rittmeister an und beobachtete einen Streifen, der etliche hundert Schritte vornaus den Horizont begrenzte, die Straße quer abschloß und wohl der schilfige Saum des offenen Morastes war, durch den kein Steg mehr führte. Vor dem grauen Hintergrund dort regten sich einige finstere Ballen. Er vermochte sie durch die Dämmerung nicht genau auszumachen, bis ein Dragoner aufschrie: „Pferde!“

Nun erkannte auch er die reiterlosen Tiere. Noch ehe er sich zu einem Entschluß aufgerafft hatte, fielen rasch hintereinander mehrere Schüsse aus der gleichen Richtung. Ein scharfes Zwitschern zog vorbei.

Erbittert, daß ihn die Russen in einem Hinterhalt erwarteten, als gönnten sie ihm sein Dragonerrecht nicht, riß er den Säbel aus der Scheide, warf sich vorwärts, dem Leutnant, über dessen Gesicht ein Blutfaden lief, einen Befehl zurückrufend, und zwang das scheuende Pferd zum Sprung. Nun hörte er den Wind am Ohr, mochten die Verborgenen auch schießen, hörte sein Blut aufrauschen und hinter sich das vertraute Stürmen, die Attacke, wie er sie ersehnt hatte als erste Begegnung mit dem Feind. Die Wiese an der Straße trug sicher und fest die Reiter, deren Linie sich breit entfalten konnte.

Ob daraus einer stürzte, der Rittmeister wußte es

nicht. Er suchte die Russen, die sieben versteckten, und da taumelten sie schon, bevor er sie erreicht hatte, von der Erde empor, bemüht auszuweichen, warfen die Karabiner weg, hoben die Hände, duckten und ergaben sich, im Nu von den Dragonern umringt. Mancher sank wieder zu Boden. In einem brüllenden Tumult schienen sie vernichtet zu sein.

Einer jedoch jagte, plötzlich zu Roß, die Straße weiter dem Schilf zu. Den nahm sich der Rittmeister zum Ziel, überzeugt, daß es der Offizier sei. Die gleiche Gewißheit durchfuhr den Leutnant mit eifersüchtiger Glut. Nach wenigen Sätzen rannten ihre Pferde Kopf an Kopf.

„Der gehört mir!“ schrie ihm der Rittmeister verzerrten Mundes zu. „Mir! Ich befehle es! Lebendig fange ich ihn. Zurück, ich befehle es!“

Er sah die Augen des Jünglings aus blutverschmierem Antlitz mit einem Ausdruck verzweifelter Verachtung auf sich gerichtet, dann ließ ihn der Begleiter vorschießen.

Eben war der Russe am Schilf angekommen, wendete und sprengte, ohne eine Sekunde zu zaudern, dem Verfolger mit gezogenem Säbel entgegen. Ihre Waffen klirrten aneinander in hoher Parade, und mit dem nächsten Hieb, die Klinge flach geführt, schlug ihn dieser aus dem Sattel. Hierauf sprang der Rittmeister auf den Boden, nahm dem Betäubten, über dessen Oberlippe wirklich ein zierliches Schnurrbärtchen schwang, Pistole, Seitenwaffe, Kartentasche und Ausweise ab, horchte, ob er atmete, reckte sich, indem er den Helm aus der Stirn schob, und rief laut nach dem Leutnant.

Der hatte sich zu den Dragonern begeben, eilte aber sogleich im Trab heran, streifte den rücklings Liegenden mit einem Blick und meldete förmlich: „Drei von uns fehlen. Ob verwundet oder tot, wird eben festgestellt. Zwei Russen sind gefallen, die anderen verletzt. Ich glaube, sie werden reiten können.“

„Und du?“

„Ein Streifschuß —“, erwiderte der Jüngling.

Der Rittmeister hieß ihn absitzen und verband die kleine Wunde. Das dauerte eine Weile. Seine Finger zitterten und griffen ungeschickt zu. Er ärgerte sich darüber und fühlte dann mit einer gewissen Genugtuung, daß auch durch den Körper des Leutnants ein Beben lief.

„Du, das war es also!“ staunte er plötzlich, und fuhr langsam mit betontem Gleichmut fort, „der erste Zusammenstoß.“

Als der Leutnant dazu nichts äußerte, stupfte er ihn leicht vor die Brust: „Nun, was sagst du? Wir werden im Schloß schlafen! Und“ — er machte eine entschuldigende Handbewegung — „den famosen Baron mußte ich mir schon selbst holen.“

Der Leutnant straffte sich: „Jawohl, Herr Rittmeister!“

Sie neigten sich über den Russen, dessen Stöhnen lauter geworden war. Nach einiger Zeit stützte er den Oberleib auf, wobei ihm der Kopf in den Nacken sank und die Augen sich weit auf die Gegner öffneten. Er mochte nach kurzem Besinnen seine Lage jählings erkannt haben, denn mit einem Aufschrei erhob er sich hastig. Schwankend zwar, doch von den Offizieren rasch unter den Achseln gefaßt,

fand er am Sattel des nächsten Pferdes Halt. Er griff sich an das schmerzende Haupt, betrachtete seine Hand und brummte verdutzt, als er kein Blut an ihr entdeckte. Obgleich die Dämmerung dicht geworden war, merkten die beiden, die ihn immer noch hielten, daß er die Zunge ratlos durch die Lippen stieß.

Höflich wie Offiziere des Barocks, von denen er einst in der Kadettenschule manche Anekdote gehört hatte, und mit sorgsamer Deutlichkeit sagte der Rittmeister zum Gefangenen: „Es tut mir leid, Ihre Bekanntschaft nicht in einer für Sie erfreulichen Stunde machen zu können.“

Den Leutnant dünkte die Phrase im ersten Augenblick gar zu theatralisch, obgleich er sich darüber nicht verwunderte, denn so sprach man doch in solchen Fällen; darum empfand er sie gleich darauf als das Beste, was jetzt geäußert werden konnte, und lächelte wie der Rittmeister übertrieben freundlich, wovon freilich ihr Gegner nicht die geringste Notiz nahm.

Der Russe legte sich die Hand wieder auf den Kopf, hob diesen langsam höher und antwortete überraschend klar und hochmütig: „Ich bin etwas außer Form. Das werden Sie verzeihen. Im übrigen, Sie haben eine kleine Armee aufgeboden, um uns zu fangen, eine Übermacht von drei zu eins —“ Er stockte und schloß wütend: „Immerhin, in der letzten Minute waren wir zwei allein. Sie dürfen zufrieden sein!“

Der Rittmeister schwieg zu der seltsamen Rechnung, die ihn unanständig und lächerlich anmutete.

Inzwischen war ein Korporal herangekommen, um mitzuteilen, daß die fehlenden Dragoner verwundet seien, doch könnten sie sich ebenso wie die verletzten Russen mit einiger Hilfe im Sattel halten; was aber solle mit den Toten geschehen, solle man sie auf die Pferde binden, die bald alle eingefangen sein würden, oder hier eingraben, eine schwierige Arbeit ohne Gerät und in sinkender Nacht.

„Ach, machen Sie keine Umstände“, ließ sich da ungefragt der feindliche Offizier vernehmen, „versenken Sie sie in den Sumpf! So ersparen Sie die Beerdigungskosten.“

„Wir pflegen Gefallene zu bestatten“, gab der Rittmeister angewidert zurück.

„Ich wünsche Ihnen, daß Sie dazu immer Zeit genug haben“, lautete die gleichgültig hingeworfene Entgegnung.

Niemand antwortete. Der Befehl zum Aufsitzen zwang auch den Gefangenen, dem dabei geholfen werden mußte, in den Sattel. Die Leichen wurden auf Pferde geschnallt.

Man ritt der Verwundeten wegen, die zum Teil jammerten und vergebens nach frischem Wasser verlangten, langsam dahin. Der Mond drang aus dem Himmel.

„Ich wüßte gern, woher Sie gekommen sind und wohin Sie wollten?“ fragte der Rittmeister, der von der Spitze des Zuges zum russischen Offizier zurückgekehrt war, neben dem sich der Leutnant aufhielt.

„Ich hatte aufzuklären und habe mich verirrt, fand das hübsche Schloßchen —“

„Wo steht Ihre Truppe?“ unterbrach der Rittmeister.

Die Antwort war grob abwehrend: „Im Osten!“

Stumm zogen sie weiter, bis nun der Gefangene fragte: „Sie bringen mich ins Schloß? Unangenehm für mich. Man hat mir dort eine Falle gestellt. Man schickte mich in den Sumpf!“

„Was Sie verdient haben, Baron“, platzte der Leutnant heraus.

„Oh, Sie wissen viel“, knurrte der Russe.

Der Rittmeister warf ruhig ein: „Sie werden bald nach hinten gebracht. Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen damit einen Dienst zu erweisen.“

Einige Dragoner begannen ein Lied zu singen, in das die anderen einfielen, doch währte dies nicht lang. Ringsum waren die Frösche in der nun voll hereingesunkenen Nacht lauter geworden. Ihr Getöse übertönte die menschlichen Stimmen, die müde abbrachen.

Als die Reiter sich dem Parktor näherten, grüßte sie von dorthier das Blinken einer Laterne, die in der Hand einer weiblichen Gestalt hing. Der Rittmeister trabte voraus, zügelte das Pferd und beugte sich herab. „Gräfin?“ flüsterte er glücklich.

Sie hob die rötliche Flamme über das Haupt, so daß sich beide, hell beschienen, in die Augen sehen konnten, und rief mit jubelnder Ungeduld: „Haben Sie ihn erlegt?“

Hufschläge kamen herbei. Der Leutnant lächelte. Die Gräfin erschrak vor der Blutkruste auf seinem Gesicht, griff sich ans Herz: „Ach, Sie haben ihn — Sie, gelt?“

„Leider nicht“, antwortete er schmerzlich. „Ich mußte dem Herrn Rittmeister den Vortritt lassen.“

Mit einem Ruck drehte sie sich diesem wieder zu. „Sie also! — und ist er tot?“

„Gefangen!“ Es klang fast, als wollte er sich entschuldigen.

„Oh, das macht nichts! Kann man ihn sehen?“

„Man könnte es, aber man muß es nicht, Gräfin!“ Er schwang sich zur Erde, nahm ihr mit knapper Verneigung die Laterne ab, ihr zugleich den Arm bietend, und führte sie, während die Dragoner mit den Gefangenen folgten, durch das Tor dem Schloßchen entgegen.

Sie ließ es verblüfft geschehen, aber er spürte, wie sie bebte. Da faßte er nach ihrer Hand und drückte sie, die sich abwehrend zur Faust schloß und nun in der seinen verblieb. So gingen sie einige Schritte. Dann riß sich die Gräfin frei, ihn mit einem leichten Schlag noch zurückstoßend, kehrte sich zurück und rief nach dem Leutnant.

Dunkel trat sein Roß aus dem Schwarm der Reiter.

„Sind Sie arg verletzt? Kann man etwas für Sie tun?“ Während sie dies fragte, griff sie in die Mähne des Pferdes.

„Wasser zum Waschen, Gräfin, nichts weiter!“ Die forschenden Worte, scheinbar lässig gesprochen, hatten einen flehenden Unterton, als beschwöre er sie, vernünftig zu sein.

„Was seid ihr für Männer!“ klagte sie und klatschte dem Pferd einigemal erbozt auf den Hals.

Vorgeneigt im Lichtschein, der breit aus den

Schloßfenstern herströmte, sah sie die Reiter auf sich zukommen, wich bis zum Wegrand, und da zogen sie vorbei, die zwanzig Mann in einem Dunst von Schweiß und Roßgeruch, Brust und Antlitz beleuchtet, den Rücken im Schatten; dazwischen saßen die Russen taumelnd im Sattel, verbunden und schwankend auch drei Dragoner, einer davon, der laut stöhnte, gestützt von beiden Seiten; und jetzt erspähte sie den gefangenen Offizier. Er hielt sich gerade, legte sogar die Hand an die Mütze und richtete die Augen ins Leere. Sie hätte aufgelacht, wäre ihr Herz durch den Anblick der Verwundeten nicht bedrängt worden und nun durch den von zwei Körpern, die mit verhüllten Köpfen wie Säcke, aus denen Beine und Arme hervorbaumelten, quer auf Pferden lagen und den Zug beendeten. Sie glitt ins Dunkel der Bäume, lief zum Schloß, wo sie zugleich mit den Offizieren eintraf. In einer Stunde werde das Abendessen serviert, rief sie ihnen winkend zu und verschwand über die Treppe im Portal.

Eine Stunde, sagte sich der Rittmeister, oh, das genügt, um die Gefangenen zu verhören, die dann weggeschafft werden sollen; genug auch, um die Stellung der Züge zu besichtigen. Er brach sogleich auf, zu Pferd und begleitet vom Wachtmeister, der inzwischen die Schloßhalle zur Schwadronsbefehlsstelle mit Schreiber, Telefonisten und Ordonnanzen umgewandelt hatte.

Das Dorf war größer, als man anfangs geglaubt; darum lagen die Züge weit voneinander, zwei links vom Schloß mit Feldwachen, die nach jeder Richtung, selbst im Rücken, Wege und Äcker sicherten,

der dritte rechts mit gleicher Sorgfalt gelagert, soweit sich dies in der Nacht beurteilen ließ, die der Mond eben zu erhellen begann. Die Offiziere mit der dienstfreien Mannschaft hatten in Häusern am Ortsrand Quartier gefunden, saßen am Herd, brieten und schmausten, was der Bauch faßte; und bei den Scheunen wisperten Mädchen.

Der vierte Zug, den der junge Leutnant führte, bildete die Schwadronsreserve und hatte nur eine Unteroffizierswache auf den Sumpfweg zu entsenden. Es schien dem Rittmeister jedes Ding wohlgeordnet, als er zur Verwunderung seiner Leute überall bloß das Nötige erörterte, rasch „Gute Nacht“ wünschte und weitereilte. Ins Schloß zurückgekehrt, versuchte er die Gefangenen mit Hilfe sprachkundiger Bauern auszuforschen, doch wußten sie wenig zu berichten. Den russischen Offizier, den man abgesondert unter Bewachung in einem Zimmer hielt, bat er, seine Wünsche zu äußern. Sie beständen, antwortete dieser, ins Sofa wieder zurücksinkend, darin, daß man seinen Hunger stille und ihn — er zögerte — bei der Gräfin entschuldige; er habe leider einen schmerzenden Kopf, vielleicht nicht nur des Sturzes wegen, sondern wohl schon seit dem ersten Besuch hier auf dem Schloß, ja bitte, dies möge der Gräfin übermittelt werden.

Der Rittmeister hatte die stockenden Worte befremdet angehört und versicherte, er wolle alles bestellen. Dann setzte er sich in der Halle nieder, um eine kurze Meldung zu schreiben, die er nachher mit einem Reiter, dem er Eile und Vorsicht gebot, an den Obersten abschickte.

„So, jetzt bin ich bereit!“ lachte er befreit, fragte nach seinem Zimmer, rannte die Treppe hinauf, wusch sich sorgfältig — der Bursch reichte Seife und Rasierzeug, säuberte Uniform und Stiefel — und kam pünktlich zum Speiseraum, frisch, als wäre er nicht den Tag über geritten.

Der Leutnant wartete schon, ein Pflaster an der Stirn, sauber wie er, bloß über den Rock zog sich ein dunkler nasser Streifen vom Kragen zur Hüfte. Das Wasser, mit dem die Blutspur gewegewaschen worden war, hatte noch nicht trocknen können.

Die Offiziere schritten auf und ab, betrachteten Bilder und Möbel. Schließlich sagte der Leutnant: „Die Toten da unten im Hof sehen furchtbar aus, zerhauene Schädel — und ihre Augen, scheußlich!“ Dabei zeigte sein Antlitz einen Ausdruck von Grauen und Angst, der den Rittmeister unangenehm berührte, wie wenn das unheimliche Dunkel, das in den raschen Erlebnissen des Tages nur für Sekunden und doch für ewig in ihre Seelen getreten war, sich auf den ersehnten festlichen Abend senken wollte.

„Der Krieg ist ganz anders, als wir es uns vorgestellt haben“, rang es sich schwer aus dem Leutnant los.

Der Rittmeister nickte. Auch er hatte es heute oft gedacht, zuletzt war ihm freilich der wunderbare Zusammenprall mit dem Russen beschieden gewesen, ein funkelndes Klirren, wie er es immer erhofft. Hier wartete nun der gedeckte Tisch, Blumen auf dem Leinen, Teller, Messer und Löffel blitzten, wie es sich gehörte. Nein, der Krieg hatte schwarze und goldene Masken.

Dies jedoch auszusprechen, wäre ihm nie eingefallen. Das mochte dem Leutnant gelingen, der den Mund leichter wetzte, obgleich er kein Schwätzer war. Mit prüfender Sorge musterte ihn der Rittmeister, entschlossen, düstere Worte nicht mehr zu dulden. Es fiel keins. Der Jüngling lehnte sich ins Fenster, als wollte er die wenigen Sterne in der mondhellen Nacht zählen.

„Vier Gedecke?“ rief plötzlich der Rittmeister, „Du, die Gräfin ist imstande, uns den Russen an den Tisch zu setzen.“

Der Leutnant fuhr herum: „Unmöglich! Vielleicht bringt sie eine Hausdame mit.“

„Ich gönne es dir. Dann wäre auch für dich gesorgt.“

„Wieso für mich?“ fragte der andere gedehnt.

Verdammt, der Kleine will mir ins Gehege, dachte der Rittmeister, es wird sich erweisen, wer den Säbel fester in der Hand hat.

Mit wehendem Rock — sie hatte sich noch hübscher gekleidet als am Nachmittag — trat die Gräfin ein, etwas unsicher, denn sie begann schon auf der Schwelle hastig zu reden. Ist es, wollte sie wissen, kaiserlichen Offizieren erlaubt, mit einem gefangenen Baron zu speisen; sie dächte es sich amüsant, den Lümmel mit gebessertem Benehmen kennenzulernen.

Der Rittmeister verzog den Mund, und der Leutnant begehrte auf: gerade weil sich der Russe am Nachmittag unpassend verhalten habe, dürfe sie ihn nicht herrufen.

Die Gräfin zuckte die Achsel: „Er war zudring-

lich. Mein Gott, er ist ein Mann! Jetzt haben wir ihn in der Gewalt. Ich möchte ihn gern gezähmt sehen.“

Der Rittmeister, eine Falte zwischen den Brauen, berichtete, was ihm der Baron für die Gräfin aufgetragen hatte, und meinte, eine Begegnung müsse für den Gefangenen peinlich sein.

Sie glaubte es nicht. Die Entschuldigung des Barons beweis bloß, daß man es mit einem Kavalier zu tun habe; deshalb gebiete es der Anstand, ihm zu verzeihen. „Sie, Herr Rittmeister — ich habe es schon bemerkt —, wollen mich gängeln. Sie nehmen mich nicht ernst. Mitreiten durfte ich nicht, und dann faßten Sie mich später an der Hand, als wäre ich ein Kind...“

Sie brach ab, rot vor Ärger.

„Wie Sie befehlen, Gräfin!“ erwiderte er und winkte dem Leutnant: „Bring ihn herauf, ohne ihm zu verraten, wohin er kommt!“

Mit der Frau allein gelassen, verwandelte sich sein Gesicht. Auch das ihre wurde weich und nachgiebig. Sie lächelte ihm beschämt emporblickend in die Augen, die er zusammenkniff, als begriffe er nicht, was ihm geschah. Er brummte: „Sie verhöhnen mich!“

„Ach, Herr Rittmeister, Sie haben ihn besiegt, Sie werden auf den Russen doch nicht eifersüchtig sein!“ tröstete sie ihn mit herzlicher Verwunderung, doch dann starrte sie ihn erschrocken an, und auch er zeigte das gleiche ertappte Aussehen. Es war ihnen, als wäre mit dem Wörtchen „eifersüchtig“ ein heimliches Spiel zwischen ihnen aufgedeckt worden, das beiden bisher noch nicht bewußt gewesen

war und das, nun einmal enthüllt, sie süß durchschauerte. Sie wagten kaum zu atmen.

Er bückte sich, um ihre Hand zu küssen. Sie entzog sie ihm langsam und schüttelte gewaltsam den Kopf: „Sie sind zu rasch. Der Leutnant, sehen Sie, der schlägt nur seine großen Augen auf. Aber Sie haben immer noch mir zu greifen.“

„Es ist doch Krieg, Gräfin, Krieg! Morgen bin ich über alle Berge!“

Das hatte sie nicht erwartet, diese einfältige, diese rücksichtslos offene Antwort. Mit flatternden Fingern schob sie das Tischtuch hin und her. Ich mache heute eine Dummheit, dachte sie, ganz bestimmt, davor rettet mich nichts.

Indessen öffnete sich die Tür. Vor dem Leutnant trat der Russe ein, stockte einen Augenblick und sagte, sich rasch fassend, nachdem er in der Richtung auf die Gräfin und den Rittmeister eine Verbeugung angedeutet hatte: er schätze die Freundlichkeit, die ihm hier anscheinend erwiesen werden solle, aber er habe bereits gegessen, auch stehe der Bauernwagen im Hof, um ihn und seine Leute ins Hinterland zu bringen; abgesehen davon, fuhr er etwas lauter fort, könne er in diesem Kreis unter den gegebenen Umständen nur stören.

Zu einem Vorgericht werde sein Appetit noch reichen, meinte die Gräfin obenhin und zeigte auf einen Stuhl, indem sie sich selbst zum Sitzen anschickte.

„Ich glaube doch“, entgegnete er mit verändertem, boshaftem Mienenspiel und verbeugte sich wieder, diesmal nur vor der Gräfin, „ich glaube doch,

daß ich den Herren den Geschmack am Hauptgericht verderbe!“ und blinzelte, ein loses Zucken um die Mundwinkel, die Frau unverschämt an, die sich brüsk abkehrte.

Da schritt der Rittmeister zur Tür, rief nach dem Wachsoldaten, der sofort hereinklickte, wünschte dem Gefangenen, mit der Hand auf den Flur zeigend, „Glückliche Reise!“ und wartete in dieser Stellung, bis sich der Russe ungeschickt umdrehte und verschwunden war.

Der Leutnant drückte, auf Zehenspitzen gehend, die Klinke sorgsam ins Schloß.

Beide Offiziere traten zum Tisch, rückten die Sessel und, ohne sich anzuschauen, nahm die kleine Gesellschaft Platz. Die Gräfin griff nach der Klingel. Der Diener erschien wie ein guter Geist, der ihre Befangenheit löste.

„Ich war sehr dumm, gelt?“ flüsterte sie. Sie glich einem Kind, dem Lachen und Weinen zugleich die Lippen schürzen.

„Dumm? Nicht übermäßig. Er aber blieb sich treu“, meinte der Rittmeister und wählte mit den Augen auf der Speisenplatte, die der Diener herumreichte.

„Nicht übermäßig —?“ wiederholte die Gräfin kampfbereit. „Mit dem Russen bin ich fertig, aber mit Ihnen beiden habe ich, scheint's, noch einen Gang zu bestehen.“

Der Leutnant horchte zum Fenster: „Der Wagen! Die Gefangenen fahren ab. Gräfin, Sie sind die Eindringlinge los.“

„Bis auf zwei Leichen. Die werden doch nicht auf

meinem Grund beerdigt! Ich brauche weder tote noch lebende Russen hier!“

Der Leutnant beruhigte sie. Er habe den Totengräber des Dorfes anweisen lassen, die Gefallenen zu begraben, doch das könne erst frühmorgens geschehen, der Totengräber nämlich feiere heute Hochzeit, ja gewiß, man staune, daß auch solche Engerlinge heiraten, nun sei es bewiesen, sie tun es, und dieser habe erklärt, er werde sein Amt am Morgen versehen nach der Hochzeitsnacht, ehe er auf den Acker fahre. Derweil blieben die Toten hier.

„Wo liegen sie?“ fragte die Gräfin, und als der Leutnant ihr mitteilte, sie brauche sich nur durchs Fenster zu beugen, um unter den Bäumen am Vorplatz die Leichen zu erblicken, schüttelte sie sich: „Es ist Krieg, wirklich Krieg. Hören Sie!“

Man vernahm das Rollen des Wagens nun schon weit, ununterbrochen aber aus dem Hof herauf das Sprechen der Dragoner, Scheppern von Eimern und Kochgeschirr, Stampfen der Pferde, Lachen und Rufe, auch von weiblichen Stimmen, die vielfältigen Geräusche einer Truppe im Quartier, und fernher das Quaken der Frösche.

Er werde, begann der Leutnant, durch den Totengräber an dessen Amtsbrüder in den Dramen Shakespeares erinnert. Sie hätten dort etwas rüd Philosophisches an sich, was er freilich dem hiesigen nicht andichten könne, ehe er ihn zu Gesicht bekommen habe, aber die Lage, in der sich der Hochzeiter heute befinde, sei gewissermaßen philosophisch, wenn man bedenke, daß er aus den Armen der Angetrauten aufstehen wolle, um tote Soldaten einzugraben und

nachher auf den Acker zu fahren wie ein Bauer, der das Seine tue. Und all dies geschehe, während rundum der Krieg tobe und sie beide, der Herr Rittmeister und er selbst, vor zwei Stunden die Feuer- taufe bestanden hätten — und das andere Leben sei auch noch da, das schöne, die Frau, die Sterne, die Bäume, der Wein, schloß der Jüngling wie im Rausch, da und überall, wunderbar und unheimlich.

Er hatte so leidenschaftlich mit verzehrter Stimme gesprochen, daß seine verworrenen Einfälle kein Lachen weckten, nicht einmal beim Rittmeister. Sie paßten durchaus in die Stimmung der Stunde, und als der Diener die Gläser füllte, stießen sie in fieberndem Einverständnis an, alle drei, und tranken durstig bis zum letzten Tropfen.

Ihre Gesichter glühten von Wind und Sonne, von der schweren Fülle des erlebten Tages. Sie waren jung, stark und begierig. Hatten sie, wie es ihnen durch Erziehung und Stand natürlich war, Gedanken und Gefühlen bisher voreinander einen abmildernden Ausdruck zu geben versucht, nicht immer mit Erfolg, denn sie waren ja jung, so löste nun, als draußen das nächtliche Schweigen zunahm, der Diener sich entfernte und sie im Kerzenlicht am Kamin zusammenrückten, die ungewöhnliche Begegnung ihre Zungen. Allein, auch jetzt geschah nichts weiter, als daß sie erzählten, wie sie vordem gelebt, wie einsam die Frau im weiten Bauernland, wie taggebunden die Offiziere, und wie seit kurzem das Große sie herausgerissen habe, am gewaltigsten heute, ein Gewitterstoß, der plötzlich ruhende Zweige aufblättert, sie zum Rauschen bringt und sie

wegfegt. Sie erwähnten, wie sie den Russen fingen, wie der Sumpf schwarz lag, wie schön der Augenblick sie vereine und daß der Morgen den Abschied bescheren werde.

Ohne daß die Offiziere sie umworben hätten mit einem unmittelbaren Wort, wußte die Frau, daß all die tausend Worte, die der Leutnant begeistert, verträumt und anbetend äußerte, die der Rittmeister trocken aus nicht weniger heißem Grund aufsteigen ließ, ihr galten, nur ihr. Sie sah die braunen Hände an den Weingläsern, die braunen Gesichter, verschieden bei beiden, die Augen verschieden, hier groß und knabenhaft vertraulich, dort herrisch und hell, sie sah es immer aufs neue beglückt und erschrak dabei jedesmal über sich selbst. Alles versank vor ihr, worin sie früher gewurzelt, sie wußte nur eins: sie konnte, sie durfte sich diesen Kriegern verschenken, einem, beiden, und sie wartete darauf. Kaum sprach sie noch, wie Frauen stumm werden, wenn die Männer ins echte Bekennen verfallen, sie lauschte, ohne zu verstehen, lauschte dem Klang der Stimmen, die, je weiter die Nacht vorschritt, um so stürmischer miteinander zu wetteifern schienen, keine gewillt, der anderen zu weichen, obgleich sie nicht stritten, obgleich sie sich zueinanderfügten wie die Beeren einer Traube, die sich dem Frauenmund, der all diese Laute eintrank, schwelgerisch entgegenrundete. Manchmal betrachtete die Gräfin die vertraute Umgebung, die Sessel, den Kamin, Gemälde und flackernde Kerzen, und sie gewahrte, daß auch diese Dinge sich verwandelt zeigten in tieferen Farben und fast bewegt von Daseinsglut. Da wurde sie

von einer Zärtlichkeit durchströmt, der sie unsäglich gern nachgegeben hätte, aber es ging doch nicht, hier dem Rittmeister, dort dem Leutnant über das Haar zu streichen, und vielleicht verlockte sie dazu nur der letzte Rest ihrer Scheu, durch eine offen gespendete Liebkosung die Männer zu entwaffnen, um deren Macht zu entrinnen.

Sie hatten alle kein Ohr mehr für das, was sich außerhalb ihres Beisammenseins ereignete, sie hörten auch nicht, daß ein Reiter die Allee herantrabte, daß der Posten vor dem Portal mit ihm sprach, durch Halle, Treppe und Flur Sporen klirrten, bis die Tür aufsprang und ein staubiger Dragoner die Absätze zusammenschlug. Er sei vom Regiment geschickt, meldete er und streckte ein Blatt vor.

„Ich komme gleich“, beschied ihn der Rittmeister leise, als wollte er die anderen beschwören, den Atem anzuhalten und zu schweigen, bis er wieder hier sei, denn nichts dürfe geschehen, woran er keinen Anteil habe. Dann trat er fast laufend zum Melde-reiter und vor die Tür, die er hinter sich zuwarf.

Wort und Klang hallten nach, doch die Stille, die den Raum nun zum Summen brachte, nahm den beiden von ihrem jähen Alleinsein Betäubten alle Kraft. Sie sahen einander an wie nie zuvor, sich schmerz-lich zunickend, als sagten sie, so steht es mit uns, und aus dem Mund der Frau drang wirklich ein Hauch, ein wehrloses erkennendes „Ja“, das ihn über ihre Hand zwang. „Ich liebe Sie!“ brach es aus ihm, bis zum Vergehen beseligt, als sie sein Haar und das Pflaster an der Stirn berührte. Sie lehnte sich gleich wieder zurück, verschränkte die Finger

um das Hinterhaupt und schloß die Lider. Er wagte nicht zu sprechen, er erkühnte sich nicht einmal, sie noch anzuschauen.

Der Rittmeister — mehr als zwei oder drei Minuten waren nicht verstrichen — öffnete die Tür. Schlank stand er da und bemühte sich zurückzufinden in die Stimmung, die er verlassen hatte, aber er spürte, daß sie entglitten war, und kam rasch zu seinem Sessel.

„Der Abmarschbefehl! Sechs Uhr früh reiten wir. Ich habe die Züge verständigt!“

Stirnrunzelnd füllte er die Gläser. Zum erstenmal bemerkte die Gräfin Unsicherheit und Ratlosigkeit in seinem Verhalten. Ein weiches Fließen löste sich in ihrer Brust.

Plötzlich mit kehligem Laut schleuderte er sich und den anderen den Trost zu: „Sieben volle Stunden noch!“ So groß war seine hervorstürzende Freude über die ihm endlos erscheinende Frist, daß er mit blitzenden Zähnen, die Arme weit gestreckt, auflachte, herrlich seines Reichtums inne, austrank und schäumend rief: „Diese Nacht will ich leben!“

Der Ausbruch riß die Frau hin. Seine Lust weckte die ihre. Wie schon einmal an diesem Abend bannten sich ihre Augen, gaben sich Antwort, waren bereit und ohne Scham ineinander verloren.

„Wäre es nicht Zeit für dich, die Feldwache deines Zugs zu besichtigen?“ fragte er auf einmal, sich abkehrend und den Leutnant musternd, der in verwirrtem Schweigen vor ihnen saß und, aufgeschreckt, mit blassem Mund stotterte: „Wie, ich soll weggehen?“

Da aber hatte der Jüngling, wie von einem Sturz eisigen Wassers ernüchtert, seine Ohnmacht schon begriffen, erhob sich voll Verachtung und Empörung, dem Weinen nahe, und verließ grußlos das Zimmer.

Ein halber Aufschrei der Frau —
„Gräfin!“ mahnte der Rittmeister.

Sie sträubte sich nicht. Sie warf ihm die Arme um den Hals.

Nach einer Stunde kehrte der Leutnant zurück. Bis er zur Schwelle fand, dachte er unausgesetzt mit Ekel daran, daß er sich demütige, daß er fernbleiben müsse, daß er sich vor den Glücklichen nicht mehr zeigen dürfe, die ihn verraten hatten, aber die Eifersucht zog ihn weiter.

Er drückte die Klinke wütend nieder. Das Zimmer war leer. Erlöschend blakten die Kerzen.

Später hockte er auf einer Bank im Park. Aus einem der Schloßfenster fiel ein gleichmäßig goldener Schein in die Nacht. Alle übrigen waren dunkel.

Als der Morgen graute, knarrte durch die Allee ein zweirädriger Karren, den ein Mann und eine schwatzende Frau schoben. Sie hielten vor den toten Russen, betrachteten sie genau, befühlten mit den Fingern den Stoff der Mäntel, der ihnen anscheinend gefiel, hierauf hoben sie die Leichen an Händen und Füßen mühsam auf das Gefährt, verschnaufte, wobei der Mann sich eine Zigarette ansteckte, und stießen es schließlich ruckweise aus dem Park hinaus.

Der Leutnant folgte ihnen mit den Augen, und das Leben war ihm so verständlich geworden wie Beil, Hackblock und Knoblauch.

Auf seinen Acker, wie er es beabsichtigt, fuhr der Totengräber an diesem Tage allerdings nicht. Er schaufelte noch am Grab, als ihn Schüsse am Dorfrand einhalten ließen, und da der Lärm im Nu kolierend answoll, danach eine noch unheimlichere Stille einsetzte, rannte er fort, die Russenmäntel auf dem Arm, und hielt sein winselndes Weib an der Hand.

Feindliches Fußvolk, sorglos aus der Dämmerung auf das Dorf marschierend, war ins Feuer der Feldwachen am Ortssaum links des Schlosses geraten, hatte sich in den Schutz eines Baches, der aus den Sümpfen im Osten abfloß, zurückgezogen und war den Dragonern entschwunden.

Aus dem Park lief der Leutnant herbei und alarmierte seinen Zug. Die Pferde wurden aus den Ställen gebracht, im Schwung flogen die Sättel auf ihre Rücken. Der Wachtmeister hastete nach dem Zimmer des Schwadronführers, klopfte an und trat ein, als niemand antwortete. Auf dem Tisch lagen einsam Säbel und Pistole.

Derweil schlief der Rittmeister im Arm der Frau, die sich halb aufgerichtet hatte und mit Entsetzen nach dem Fenster spähte. Rufe und Pferdestampfen vernahm sie, nachdem die Schüsse sie geweckt. Den Leutnant hörte sie, den Wachtmeister, der laut nach seinem Vorgesetzten rief. Der aber schlief, das braune Antlitz hingegeben, die Glieder gelöst.

Behutsam strich sie ihm über die Stirn, schob sein Haar daraus und küßte ihn wach. Er dehnte den Leib, drückte sie brummend an sich, doch während er sie umfaßte, wurden seine Züge wie von

einem fremden Finger gestreift hart, und die Lider öffneten sich. Er lauschte, sprang auf.

„Man hat soeben geschossen!“ sagte sie lächelnd. „Du mußt fort.“

Und als er angekleidet vor ihr stand, die sich erhoben hatte und dem Morgenlicht wie einem Feind entgegenblinzelte, flüsterte sie: „Werden wir uns wiedersehen?“

„Bitte, mach dich fertig! Ich weiß nicht, was geschehen ist. Vielleicht mußt du fliehen.“

„Komm her!“ Sie küßte ihn, der mit Kopf und Herz schon fern von ihr war, noch einmal auf den Mund.

„Du mein süßer Krieg“, murmelte er, für einen Augenblick ihrem Bann wieder verfallen und übermannt vom Entzücken, daß er Kampf und Sturm ersehnt und hier nichts anderes erobert hatte als eine schöne Frau.

„Ich danke dir“, sprach sie, „geh, man sucht dich!“

Er zögerte nicht länger. Er eilte treppab inbrünstig dem neuen Tag zu.

Der Wachtmeister berichtete: einer der Offiziere habe gemeldet, der Feind entferne sich gegen den Sumpf.

Auf dem Vorplatz traf er den Leutnant, der bei seinen Dragonern und Pferden wartete. „Hallo, es geht los. Ein klarer Morgen! Draußen die Russen!“ jubelte er ihm zu. „Du übernimmst die Feldwache auf dem Sumpfweg, damit die Kerle dort keinen Unsinn machen. Den Zug laß mir noch hier!“ befahl er fröhlich, doch die steinerne Ruhe des Jünglings ließ ihn stutzen.

„Was ist mit dir?“ fragte er verwundert.

Da sagte dieser aus dem Abgrund der erlebten Nachtstunden fremd und abweisend — die aufgehende Sonne spiegelte sich in seinen Augen: „Sie haben Ihren Säbel nicht mehr, Herr Rittmeister!“

Er hielt dabei das Pferd am Zügel, stand gekühlt vom Tau des Morgens gerade und einfach da und blickte mit unbewegtem Gesicht auf die linke Seite des blauen Rocks vor ihm, wo die Waffe fehlte. Hierauf grüßte er soldatisch, ohne die Lippen zu öffnen, und schwang sich in den Sattel.

Der Rittmeister starrte dem Davontrabenden entgeistert nach. Blick und Wort des Leutnants wurden ihm in ihrer Bedeutung erst allmählich verständlich, aber dann fühlte er das schier Unglaubliche wie einen Schlag: der junge Mann hatte ihn nicht nur auf eine Vergeßlichkeit aufmerksam gemacht, er hatte ihm eine Lehre erteilt und Verachtung gezeigt. Während seine Verblüffung wuchs, erinnerte er sich, von peinlichen Empfindungen gedrängt, der nächtlichen Stunde am Kamin. Verdammt, schön war es nicht gewesen, einen dienstlichen Auftrag vorzuschützen, um den Nebenbuhler und Kameraden wegzuspielen! Und er erinnerte sich zugleich der Mahnungen des Obersten, den Säbel festzuhalten, denen freilich jetzt ein anderer Sinn zukam als der eindeutige, sich tüchtig zu schlagen.

Ich muß besoffen gewesen sein, dachte der Rittmeister, voll Wut auf den Boden stampfend, aber was könnte damit entschuldigt werden, selbst wenn ich es gewesen wäre, und nun muß ich mir von meinem Leutnant ein Gesicht schneiden lassen, wie

es noch niemand gewagt hat; na, warte, dem werde ich den Marsch blasen!

Da wurde er angerufen. Die Gräfin neigte sich über den Balkon herab zur kriegerischen Ansammlung. Ein übermütiges Erstaunen, daß ihn jetzt noch etwas zu erlosen vermochte, las er von ihrem lichten Antlitz.

Ungläubig lächelte er zurück, nahm aus der Hand des herbeigeeilten Burschen seine Waffen, stieg zu Pferd, und während er winkte, winkte sie auch. So ritt er die Allee hinaus, sich immer wieder umwendend, ihre schwebende Hand im Blick, auf der sich der Sonnenschein wiegte.

Mein war die Frau, ging es ihm durch den Sinn, der Junge leidet an Eifersucht, pah, soll er! Aber es bleibt, dies stellte er in nochmals aufglimmendem Ärger fest, es bleibt, daß ich ihn unanständig aus dem Zimmer gewiesen habe, es bleibt sein verletzendes Benehmen, es bleibt eine Rechnung offen zwischen uns, und die soll geregelt werden, wie es üblich ist. Er ließ das Pferd anspringen.

Es ergab sich bei den Zügen, daß die Russen, die man auf drei Kompanien schätzte, keineswegs den Rückzug angetreten, sondern das Dorf in einem weiten Kreis umzingelt hatten. Sie duckten sich im Acker, braune Flecken, die hier und dort für kurz sichtbar wurden, worauf die Dragoner feuerten, bis wieder der Morgenwind allein über die Flächen zu laufen schien. Um mit der Schwadron nach Südosten zu reiten, wie es dem Rittmeister in der Nacht befohlen worden, hätte er die feindlichen Schützenlinien durchsprengen müssen, was angesichts ihrer

noch ungeschwächten Übermacht aussichtslos war. Indem auch er absaß, fluchte er, nun bleibe nichts übrig, als sich in der ersten schweren Stunde, die ihm der Krieg beschere, wie das Fußvolk dreckig in die Erde zu wühlen, aber dergleichen Überlegungen verflatterten bald, als sich der Gegner neuerlich heranschob und das aufflackernde Feuer nicht achtete, so daß rings um die Ortschaft das rollende Gefecht entbrannte, ein rasendes Schießen, in das auch zwei russische Maschinengewehre hineinratterten.

Den gutgedeckten Dragonern gelang es, die Stürmenden abzuschlagen und die zweite Welle ebenfalls zu werfen. Die folgende Kampfpause nutzte der Rittmeister, schlich mit wenigen Begleitern an das eine der weit vorgedrungenen Maschinengewehre, machte die Bedienung nieder und erbeutete es samt einer Anzahl gefüllter Patronengurten. Es war auf seinen kleinen Rädern leicht wegzuschaffen und ließ beim dritten Angriff die dicht Anlaufenden wie Schwaden sinken.

Die Dragoner hatten nur geringe Verluste erlitten, da sie erhöht und versteckt lagen. Sie stießen den Weichenden nach, holten sich auch das andere Maschinengewehr, und nun im Gefühl, den Feinden nicht schlechter gerüstet gegenüberzustehen, fieberte ihre Kampfllaune auf. Nur mit Mühe konnte sie der Rittmeister zum Ortssaum zurückbrüllen.

Die Ruhe, die jetzt Acker und Dorf befiel, hatte etwas Gewaltsames. Man wußte die Russen noch nahe, obschon von ihnen außer den Toten und Verwundeten nichts mehr zu eräugen war. Einzelne Bauern wagten sich vorsichtig aus den Höfen, bald

folgten andere und, wie es bei einfachen Leuten zu geschehen pflegt, wenn die Mutigen vorangegangen sind, nun strömten alle in Scharen hervor und brachten den Soldaten Brot, Milch und Wasser. Es war fast wie im Manöver, aber die Worte, die dabei gesprochen wurden, bebten mit gehetztem Unterton, die Bewegungen waren fahrig, die Augen überzog starrer Glanz.

Auch die Gräfin kam, die Reitgerte schwingend, das Haar unbedeckt, durch die Gassen zwischen den Häusern in hellem Kleid zu den liegenden Schützen, deren Warnungen sie unbeachtet ließ, und spähte hinaus. Sie erblickte in den Stoppeln die Opfer der Angriffe und hörte erblassend Jammergeschrei so entsetzlich herübergellen, daß sie zusammenzuckte und in nie gefühlter Beklemmung weiterging. Als sie jedoch den Rittmeister wahrte, der versonnen an einem Baum lehnte, erblühten ihre Wangen wieder. Eine weltvergessene Freude machte sie taumeln.

Sie reichten einander dieselben Hände, die sich vor kurzem noch liebkost hatten. Die seine war erdbeschmutzt, auf Rock und Hose strotzten Flecken. Schweiß rann ihm unter dem Helm hervor. Er bemühte sich zu lächeln, was aber den gespannten Ausdruck seiner Züge nur verschärfte. Es war derselbe Ausdruck, der ihr vorher bei den Dragonern schon begegnet war, wenngleich sie ihn, dem eigenen Geschick versponnen, kaum wahrgenommen hatte. Nun, als der Geliebte das kampfgezeichnete Antlitz zu ihr herabneigte, dünkte es sie von einem geheimnisvollen Visier verschlossen. Konnte sie auch nicht ahnen, welche umprägende Gewalt der Krieg auf

den ausübt, der dessen Schwelle zum erstenmal ganz überschritten hat, so daß die gewohnten Vorstellungen einer mächtigeren Wirklichkeit weichen, in der Tod, Leben und Pein ungeheuerlich und nackt aufbrechen, so empfand sie die Verwandlung des Rittmeisters doch mit fast mütterlichem Begreifen und zugleich mit einer Lust, die anderer Art als die der verströmten Nacht sich ebenfalls in der Hingabe vollendet.

Darum sprach sie nichts zu dem Mann, der ihr mit der erdfärbten Hand die Schulter drückte und dann mit einem Abgleiten der Augen auf die wenigen Kameraden hindeutete, die im Schatten einer Scheune lagen. Sie nickte, wandte sich dahin, warf, ehe sie dort war, die Gerte weg und half in williger Unterordnung den Sanitätern, die sich hier der Verwundeten annahmen. Im betäubenden Geruch von Schweiß und Blut, der sie umwolkte, faßte auch nach ihr ein Dasein so unerlebt und gebietend, daß sie ihm, mochte ihr Herz voll Grauen hämmern, nur zu gehorchen begehrte.

Der frühe Vormittag stieg an gleich jedem Tag. Schwalben flogen über die Leidenden hin. Rinder brüllten aus den Ställen. Hunde bellten in die warme Helle. Doch selbst das Stöhnen der Verletzten und der Lärm des Dorfes konnten die unnatürliche Stille nicht vergessen machen, die von den Feldern immer noch herüberwuchtete, wo Schießen und Toben wie weggewischt waren.

Der Rittmeister überlegte, ob er es verantworten könne, die Schwadron zu sammeln und nach Südosten durchzubrechen. Er entschloß sich, vorerst

durch Späher aufzuklären, wo sich die Russen befanden, obwohl er am liebsten schon jetzt davongeritten wäre. Wieder aufzusitzen, lockte ihn wie eine Erlösung aus dem bedrückenden Kampf der letzten Stunde. Er hatte freilich, wie er sich sagte, keine Ursache, mit ihr unzufrieden zu sein. Dem Feind war er gewachsen gewesen.

Die ausgesandten Streifen drangen weit ins Gelände vor. Sie kamen zurück, ohne Feuer empfangen zu haben. Der Rittmeister ließ zum Sammeln blasen. Während er den Tönen lauschte, die metallischer als sonst zu dröhnen schienen, schlug eine Welle jäher Schüsse an sein Ohr vom Sumpfweg her, wo die Feldwache des Leutnants lag.

Sogleich zu Pferd, befahl er einem Halbzug, ihm zu folgen, und längs des Dorfsaums hingaloppierend, schwenkte er aus zum Schloß, nahm dort den Reservezug mit, und so an der Spitze von reichlich fünfzig Dragonern, wobei jeder Hufschlag sein Herz durchpochte mit der alten großen Melodie, in der sich Kampfglück und Lebensrausch tanzend vereinten, dröhnte er hinaus zum Sumpf, nun den Säbel blank in der Faust, gewiegt, getragen, den Atem heiß um die Wangen.

Wo die Feldwache gestanden, lagen einige seiner Schwadron tot oder ächzend. Er fragte nicht nach dem, was geschehen, er sah mit eigenen Augen, daß durch den schwappenden Grund nach Norden, ebenso dicht, wie seine Dragoner ritten, ein Schwarm von Russen, freilich zu Fuß, dahinhetzte, der die Feldwache überfallen hatte und der — es wurde ihm, wie er die wimmelnde Menge deutlicher unter-

schied, brennend klar — den Leutnant mitführte, den Leutnant, durch den ihm Ehre und Waffe abgesprochen worden waren. Daß er vom Jüngling Genugtuung hatte fordern wollen — es war vergessen, es wog nicht mehr als ein lächerliches Nichts, gemessen an der Schuld, die ihn selbst belastete gegenüber dem Kameraden und die er nur jetzt oder nie begleichen konnte. Den gedemütigten Demütiger herauszuhauen oder ihm für immer verächtlich zu bleiben, stöhnend gab er sich selbst diesen Befehl.

Ein anderer hätte vielleicht in weitem Ausholen die am Morast Fliehenden von Norden erwartet, sie aus sicherer Deckung beschossen und wäre des Erfolgs sicher gewesen. Aber noch war der Krieg in den Herzen jung, zu reiten das Höchste auf Erden. „Attacke blasen!“ schrie er zurück, riß den Säbel, in dem sich die Sonne spiegelte, mit flatterndem Portepée so hoch, daß er ihm fast aus der Hand schoß, und zog ihn wie neu aus der Luft herab und lag, die peitschende Mähne um die Schläfen, vornüber auf dem lossteilenden Roß.

Kein schaukelnder Galopp über federnder Wiese, mühselig, versinkend, aufbäumend im einbrechenden Boden, dennoch übertönt vom hellen Trompetengeschmetter, so kamen sie vor, und die Russen schossen hinein, fällten viele, doch nicht genug, schossen, schossen, und endlich waren sie an ihnen, die Dragoner, der Rittmeister, schlugen ein, rasend, schlugen die Gefangenen frei, schlugen die letzten Feinde nieder und hielten im Sog der schmatzenden, zähen, schwammigen Erde, lachten sich an, schrien sich an, blutig, verschwitzt, aufgelöst.

Der Leutnant fing den Rittmeister auf, der wie ein Steinblock vom Pferd stürzte, aber gegürtet, den Helm auf dem Kopf, das Sturmband um das Kinn, herabstürzte und besinnungslos in den helfenden Armen lag, den Säbel immer noch in der Faust.

Es mochte eine halbe Stunde verstrichen sein — sie betteten ihn, dessen blauer Rock vor der Brust dunkel näßte, im Schloß auf ein Lager. Der junge Leutnant stand daneben, die Gräfin stand da.

„Über den Sumpf weg, verstehen Sie, über den Sumpf weg, um uns zu befreien, attackierend, verstehen Sie!“ flüsterte der Jüngling und beachtete es nicht, daß die Frau ihn nicht anhörte, daß sie den Verband des Röchelnden so abgeschieden von aller Umgebung prüfte und ihm das Antlitz säuberte, wie wenn sie allein mit ihm auf einer Insel wäre.

Der Rittmeister schlug — längst lag er entkleidet im Bett — die Augen auf, starrte umher und staunte und lauschte.

„Ihr müßt reiten!“ hauchte er, den Kopf bewegend, „reiten —“ und nannte Ort und Befehl.

Einige Tage blieb er im Schloß. Die Schwadron war ebenso lange irgendwohin fortgezogen. Schwalben flogen noch immer dicht über den Parkbäumen. Rinder brüllten fern aus dem Dorf. Hunde bellten.

Einmal in später Nacht, als ihn das Fieber für eine Weile verließ, erkannte er die Frau, die seine Hand hielt, ihm das Essen reichte, den Becher an den Mund setzte und die Kissen lockerte.

Er wandte sich ab und schrie: „Ich halte den Säbel fest!“

Sie hatte ein anderes Wort erwartet als dieses, das

sie nicht erdeuten konnte, aber ist nicht die Vergeblichkeit des Gefühls das Dauernde, ist nicht das kaum Wägbare der Idee das Bleibende?

Sie wußt nichts davon. Sie pflegte ihn, und sie gab ihn, als die Soldaten mit dem Sanitätswagen kamen, weinend und doch mit einem Gefühl der Erleichterung hin.

Bald rollte die Woge des Kriegs zurück. Sie mußte fliehen. Sie hörte weder vom Rittmeister noch vom Leutnant mehr. Der Krieg ging weiter, wie er es wollte, durch Erde und Schlamm. Keiner, der ihm verpflichtet war, trug noch Hosen, rot wie Blut, und Röcke, blau wie der klare Himmel, und Säbel trug kaum einer mehr.

Der Krieg hatte Zeit. Er wuchs. Als zwei Jahre um waren, begab sich dies:

Eine der zahllosen Schlachten war geschlagen und gewonnen. Die ersten Schützenwellen hatten die Stadt erreicht, sich in den Gassen zusammengeschoben und wohl das Häusergewirr bereits verlassen, hart am Feind, der in die waldigen Berge entwich, aus denen noch am späten Nachmittag die Geschütze schossen, aber in der Dämmerung verstummen mußten.

Die beim letzten Sturm den Gegner aus Stellungen seitab der Stadt geworfen hatten, vergatterten sich langsam in der dunklen Stille. Sie kamen herbei, von Rufen angelockt, die verweht klangen in der Einsamkeit des Herbstes und der Äcker, auf denen sich die Soldaten umso geringer an Zahl dünkten, je dichter die Nacht wurde. Zwar flackerten etliche



Feuer und Laternen im Gelände, auf den Landstraßen polterten Wagen, man hörte Jammergeschrei von Verwundeten, doch Licht und Laut ertranken in der Finsternis. Der Wind strich darüber von den Hängen, die jetzt kein Auge erblicken konnte, von denen aber alle Kämpfer wußten, denn sie hatten sie während der Schlacht ständig hoch über den Dächern der Stadt ragen sehen.

Wer in den schütterten Abteilungen, die endlich in Bewegung gerieten, marschierte, die Waffe in der Hand, mit geschärftem Ohr in die Felder horchend, mochte für einen Augenblick den Tag vergessen, den er durchstanden, wenn er emporschaute in die Sterne, die eisig flimmerten, ohne der irdischen Qual zu achten, und heller wurden von Minute zu Minute, so daß ihr Schein an den Helmen hervortrat wie ein unwirklicher Flaum.

Durch die weiche Erde des Schlachtfeldes stapften nebeneinander ein Rittmeister und ein junger Oberleutnant sehr müde nach der erschütternden Freude des Sieges, stumm gingen sie auf den federnden Schollen, über Gräben und Stoppelgründe, bis eine Landstraße weißlich vor ihnen lag. Da zogen sie auf dieser hin, abgessene Reiter seit vielen Monaten, dem Namen nach immer noch Dragoner, doch Fußvolk nach Ehre und Aufgabe, und hörten hinter sich die Schwadron, das Klirren, das Sprechen und das harte verworrene Auftreten benagelter Stiefel, den vertrauten heimatlichen Lärm ihres Schicksals, doch auch er klang hier nur gedämpft.

In der Ruhe des weiten Gefildes, auf dem noch vor kurzem Granaten gewühlt hatten, war es schwer,

ein Wort zu finden, das nicht schon auf den Lippen versiegt. Die Täler, in deren einem die lichterlose Stadt unsichtbar lag, machten sich mit kühleren Luftwogen bemerkbar. Hellgrau aus dem Dunkel quollen erste Gebäude, so abweisend, daß nur das unaufhaltsame Nachfolgen der Schwadron und das Bewußtsein, den Feind bezwungen zu haben, ein Zögern, ein letztes der Vorsicht, im Schreiten der Offiziere verhinderte.

Frösche in den bläulichen Sträuchern am Straßenrand, wo es wohl kleine Tümpel gab, quakten laut und füllten die Nacht an, doch vertiefte sich deren Stille dabei nur noch geheimnisvoller.

Später erklang der Boden unter den Sohlen steinern. Zugleich fiel aus Häusern, die sich zur Zeile schlossen, ein milchiges Licht, unter dem das Pflaster wie Schiefer erglänzte, und der Anhauch der Felder verlor sich. Eine wärmere Luft atmete sich da in die Lungen. Hoch oben verblaßten die Sterne — so wenigstens schien es den Schreitenden —, und sie riefen sich zu, daß die Stadt sie aufgenommen habe.

Die Schwadron war wohl durch eine Nebengasse eingezogen, denn sie hörte vor sich keinen Marschlärm, noch folgte ihr das Geräusch von Kameraden. Sie schritt hin, als wenn sie über das Schlachtfeld ginge. Sie hielt die Karabiner auf einen Zuruf des Rittmeisters fester in der Hand, sichernd und spähend eilte ihr die Vorhut voraus. Aus manchen Haustoren blickten unbeweglich Menschen. Ob es freundlich gesinnte waren, ließ sich nicht erkennen. Zu den jubelnden deutschen Worten aus einem hellen Fenster lachten die Dragoner wie erwachend.

Die Stadt lag im äußersten Osten Österreichs und hatte vielerlei Volk, war während der Kämpfe in die Hand des Feindes gefallen und jetzt den rechtmäßigen Herren wieder untertan geworden, doch hielt sich mehr als die Hälfte der Bewohner flüchtig im Landesinnern auf. So erklärte sich die schweigende Dunkelheit der Häuser, die Leere der Gasse, die erst nach geraumer Zeit in eine Hauptstraße mündete, in der mit lautem Schwall Geschütze und Kolonnen dicht aufgeschlossen der Schwadron den Weg sperreten.

Der Rittmeister ließ seine Leute rasten und ging allein weiter, um den Regimentsstab zu suchen. Er fand zum Rathaus, in dessen Räumen sich unter dem unruhigen Schein von Notlichtern die Befehlsstellen einrichteten. Dort erhielt er den Auftrag, Nachtquartiere zu beziehen, wo es ihm möglich sei, und früh am Morgen nochmals vorzusprechen. Es werde, verriet der Adjutant, dem Regiment hier mindestens bis zum nächsten Abend Ruhe erlaubt sein, denn zur Bezwingung des Feindes in den Bergen erwarte man frische Truppen.

Nachdem der Rittmeister noch erfahren hatte, wo Fahrküchen und Troßwagen gesammelt wurden, kehrte er zur Schwadron zurück und entschloß sich, in der Gasse zu nächtigen, durch die er eingezogen war. Einer der Stadtbewohner, die mit den lagernden Soldaten schwatzten, führte ihn und seine Dragoner zu einem Schulgebäude, in dessen Stuben das Stroh noch lag, auf dem gestern der Gegner geschlafen hatte.

Bald trafen die Fahrküchen ein. Es wurde Essen

verteilt, und die Wache bezog vor dem Eingang Posten. Die Mannschaft dürfe bis in den blauen Tag ruhen, befahl der Rittmeister und nickte seinen Leuten zu, die, vom Schlaf halb überwältigt, die Eßschalen zwischen die Knie geklemmt, auf dem Lager hockten, das ihnen der Feind gerichtet hatte, dann winkte er dem Oberleutnant — mehr Offiziere hatte die Schwadron nicht — und trat wieder hinaus auf die dunkle Gasse. Dort verhielt er und lauschte. Noch immer war die Stille der Herr der Nacht.

Die Burschen der beiden Offiziere folgten ihnen. Ein gutes Bett, nahe der Schwadron, und schlafen — das sei sein einziger Wunsch, gähnte der Rittmeister, wozu der Oberleutnant zustimmend knurrte.

Ein steiles Gäßchen erweckte ihre Aufmerksamkeit. Es zog sich zwischen Gartenzäunen empor, die von oben ein Lichtstrahl traf, der aus einem anscheinend behäbigen Haus herabsickerte. Sie hielten darauf zu und waren nach kurzem Steigen vor einem Zaun, dessen offenes Türchen zum Eintritt lud. Sie blickten sich um. Die Stadt unter ihnen im schwarzen Gewimmel der Dächer klüftete sich fast wie die Schollen eines Ackers. Dazwischen zuckten wandernde Lichter aus den Gassen rötlich herauf. Der Nachthimmel dehnte sich endlos darüber und ließ die Berge nun erkennen, wo in der Ferne noch immer Freund und Feind gegenüberlagen, und tatsächlich, so unsäglich die Stille raunte, man vernahm von dorthier sehr leise den Schlag von Schüssen.

Die Offiziere horchten. Es beruhigte sie, daß es wirklich Schüsse waren, die sie hörten, und es dünkte sie gut. Sie hätten sich kaum gewundert,

wenn eine Granate durch den gewölbten Dom der Sterne herangeheult wäre.

Hinter dem Tor reihten sich die Wolken laubreicher Bäume. Der Kies knirschte, als sie eintraten. Beim nur wenige Schritte entfernten Haus schlug ein Hund an. Der Oberleutnant flüsterte, der Kies gebe einen so schönen Laut von sich wie in einem Märchen. Der Rittmeister räusperte sich spöttisch. Nun faßte der junge Mann zur Seite in die Hecke, zog die Hand feucht von Tau zurück, bückte sich und riß eine Aster ab, die seinen Fingern im Wege war, hob sie vor die Augen und lachte auf, das Herz voll Erwartung.

Die Haustür sprang auf, als sie, vom Hund angeklafft, das Treppchen davor emporstiegen, und goß eine Flut von Helle herab, aus der sich ein Diener, die Rechte über den Brauen, schwarz abhob.

„Einquartierung!“ sagte der Rittmeister und ging an dem bärtigen Mann vorbei, der sich verbeugte und mit etwas erschrockener Stimme versicherte, er werde die Offiziere melden, die langsam in die Halle kamen, geblendet stehenblieben und dann angesichts der Sauberkeit, die sie umgab, an ihren verstaubten Uniformen bis zu den erdigen Stiefeln hinabspähten. Den Pistolentaschen, die sich verschoben hatten, gaben sie den richtigen Sitz. „Wir haben, scheint's, Glück!“ schmunzelte der Rittmeister.

Der Diener verschwand und kehrte wieder, führte die beiden in ein großes wohleingerichtetes Zimmer und meinte, hier habe bis heute ein General der Feinde gehaust; das Bett sei eben frisch überzogen worden, denn man habe die neue Einquartierung

erwartet — die angenehmere, setzte er vertraulich hinzu, ach, es liege eine aufregende Zeit hinter der Stadt. Hier aber — er öffnete die Tür zu einem Nebenraum — könne der Herr Oberleutnant wohnen; gestern sei ein Oberst darin gewesen.

„Donnerwetter!“ rief der junge Mann, „so feine Quartiere hatten wir noch nie. In Generals- und Oberstenbetten zu schlafen, das steht uns eigentlich immer zu!“

In einer halben Stunde werde serviert, fuhr der Diener fort, die Gräfin freue sich, andere Gäste zu begrüßen, als sie ihr beschieden waren in den letzten Wochen.

„Ist sie hübsch?“ forschte der Oberleutnant, worauf der Diener es vorzog mitzuteilen, sie sei eben beim Umkleiden, sonst hätte sie die Herren bereits selbst empfangen.

Nach den Umständen des Hauses gefragt, berichtete er, daß die Gräfin nach der Einäscherung ihres galizischen Schlosses her in die Bukowina übersiedelt sei, wo sie nun diesen Stadtsitz der Familie seit fast zwei Jahren bewohne.

Er verstummte, denn die Offiziere starrten ihn an, wie wenn er aus der Tiefe, wie wenn er als ein Geist vor ihnen stünde.

„Wie heißt die Gräfin?“ begehrte der Rittmeister zu wissen und wartete die Antwort nicht ab, sondern setzte, auf das Gesicht des Dieners zeigend, mit belegter Stimme fort: „Den Bart trugen Sie damals noch nicht.“

„Wie bitte?“ stotterte der, doch dann hatte er in den beschmutzten grauen Männern die bunten Dra-

goner von einst erkannt. Er stieß einen Laut der Überraschung aus, den er mit schnell vor den Mund gedrückter Hand erstickte. Seine Augen leuchteten.

„Frau Gräfin werden sehr erfreut sein, ach Gott!“

„Und wir?“ fragte der Rittmeister den Oberleutnant. Der stand vorgeneigt, als lauschte er. Danach hob er den Kopf frei zum Kameraden, und dieser sagte: „Du magst bleiben!“ zog aus der Tasche einen größeren Geldschein, steckte ihn dem Diener zu und befahl: „Von mir kein Wort!“

Nach alter Gewohnheit machte er eine Bewegung, als wollte er den Säbelkorb mit dem linken Unterarm anheben, doch da hing nur die kurze Fußvolkwaffe. Er grüßte den Oberleutnant mit winkender Hand und ging.

Der andere zögerte. Eine Tür trennte ihn von der Quelle, nach der es ihn einst dürstete. Wann war das? Vor Ewigkeiten. Derweil hatte sich der Krieg vollendet nach einem Gesetz, das er selbst bestimmte und das aller Soldaten Gesetz geworden war, hundertfach anders, als sie sich ihn einmal vorgestellt hatten. Er war kein Spiel, kein Traum mehr.

Der Oberleutnant sah sich um, noch immer verführt. Blumen in einer Vase, Astern, farbenübersäte Blumen des Herbstes, fielen ihm ins Auge. Er nahm sie heraus und wiederholte dann ruhig die Aufforderung des Rittmeisters: „Kein Wort von uns!“

Als er in die Dunkelheit trat, den vollen Strauß in der Hand, den verwirrten Diener auf der Schwelle zurücklassend, die verblüfften Burschen hinter sich, hörte er unten in der Gasse den Schritt seines Kameraden. Er holte ihn laufend ein.

Sie konnten einander nur in Umrissen erkennen.

„Weißt du, Soldaten sind wir inzwischen ja geworden“, lachte der ältere mit trockenem Spott, „und nun fliehen wir vor einem —“ Er wollte sagen: vor einem Weib und scheute das Wort.

„Vor dem Vergangenen!“ ergänzte der Oberleutnant, dem der rasche Atem leicht über die Lippen brannte.

„Vor dem Überwundenen!“ verbesserte der Rittmeister.

Beide staunten, daß sie sich so großartig ausdrückten.

Das erste Gefecht

Den ganzen Junitag brüllten die Mineneinschläge in den Felszacken, von denen sich die österreichischen und italienischen Schützengräben wie ein Schlangenpaar herunterkrümmten und im stillen Laubgrün der Talsohle verschwanden.

Gegen Abend erlosch der Todeslärm. Vogelsang und Blätterrauschen wölbten ein friedliches Dach über die Soldaten, die in der Senke vor den Unterständen hockten. Kein Flugzeug schwebte im Blau. Kein Posten in den Gräben, die im Wellenwurf des Grundes stiegen und sanken, konnte durchs Dickicht mehr vom Feinde wahrnehmen als herübergewehte Töne eines Liedes oder das Scheppern der Kochkisten. Wald wucherte rundum, saftige Bäume, von denen manch ein Zweig, den Sprengstücke geknickt hatten, herbstlich braun herabhing. Nur an den Lichtungen lauerte der Krieg sichtbar in den Sappenköpfen, löste sich mitunter ein Gewehrscuß und verhallte wie verschluckt im dichten Sprießen. Hier allein erblickte man auch rechts und links die

fernen Bergwände, auf deren Stirnen das rostige Gespinst des Drahtverhaus einsam dahinkroch.

Ein österreichischer Leutnant saß vor seiner Blockhütte, die unterhalb des Schützengrabens halb in den abschüssigen Boden hineingebaut war, und betrachtete die etwa zwei Kilometer freundwärts aufragenden Rückenfelsen des Tales, durch die sich ein vom Feind eingesehener Steig winkelte. Der knabenhaft junge Mann hatte vor kurzem die Kriegsakademie verlassen und bisher kein Gefecht erlebt; er verschränkte die Hände hinter dem Haupt und dehnte den hageren Leib. Schon verdichtete sich die Luft, der Pfad dort hinten aber, der gleicherweise ins Etappenland wie zur Front führte, schnitt sich noch deutlich in die steilen Hänge und mußte jetzt höchstens von Meldeläufern begangen sein, denn die italienischen Geschütze beschossen ihn nicht.

Als der Leutnant dies dachte, hörte er über sich ein mehrfaches Sausen und sah einen Augenblick später um den Pfad sechs Granatengarben aufspringen, deren Gedonner sein Ohr bald erreichte. Er griff nach dem Feldstecher, darin ihm nun greifbar deutlich der Felssteig entgegentrat, über den zu seinem Erstaunen viele graue Pünktchen liefen, eins hinter dem anderen. Während das Heulen der Granaten nochmals durch den Himmel zog und neue Einschläge aufbarsten, hielten die Pünktchen an; es schien, als versickerten sie ins Gestein; gleich darauf rannten sie wieder durch die Rauchschwaden bergab. Der Leutnant konnte sich nicht erklären, für welche Abteilung im Tal eine Ablösung nahe, da alle erst seit wenigen Tagen in der Stellung lagen. Das italie-

nische Feuer versiegte indessen, der Pfad zeigte sich leer im Fernglas, etwas diesig, da der Abend rasch fiel — fast meinte man, er schwinde sich wie ein Mantel um die Schultern der Landschaft, und die Stille des Waldes dunkelte ein.

Plötzlich wurde unten am Hange eine atemlose Stimme laut: „Ist hier die Zehnte?“ Ohne die Antwort abzuwarten, rief sie entrüstet weiter: „Hier muß doch zum Teufel ein Leutnant Hübler sein!“

Der Jüngling erhob sich. Laternenschein tastete zwischen den Stämmen herum. Geknirsch von Nagschuhen kam näher. „Die Truppe vom Steig“, dachte er. Da tauchte auch schon ein kleiner Offizier vor ihm auf, koboldhaft beleuchtet von einer Taschenlampe. „Sauerei — der Weg zu euch! Nicht einmal zum Sterben kann man ohne Lebensgefahr marschieren! Wo ist Hübler?“

„Ich bin's!“ sagte der Leutnant, und als er den Fremden bat, leiser zu sprechen, der Feind liege nur zweihundert Schritt entfernt, quollen auf einmal ganze Scharen mattglänzender Helme aus der Finsternis und hielten auf einen Zuruf ihres Führers an, der sich nun heftig dem Jüngling zuwandte: „Ich pfeif' drauf! Glaubst du, es macht Spaß, bei jeder Unternehmung dabei zu sein, die von den Generalen ausgebrütet wird?“

„Mander!“ rief er den Soldaten zu, „stad sein! Haut euch aufs Ohr neben die nächste Kaverne! — Und du!“ Er stieß den Kopf dem Leutnant entgegen: „Du kommst als Feuerstaffel mit. Ausheben soll ich die Welschen bei der Waldwiese und soll feststellen, was es für Leute sind, Alpini oder weiß der Kuckuck

was. Die Befehle habe ich hier!“ Er schlug sich auf die Kartenmappe. „Schick jemand zu deinem Kompaniechef! Muß sofort her! Der Big sei da, Oberleutnant Big, der dreimal verfluchte. Das genügt.“ Er lachte erbittert.

Verwirrt durch diese Überraschung, konnte Hübler nur den Namen des Fremden flüsternd wiederholen und beugte sich dabei vor, um den berühmtesten Offizier des sagenhaften Sturmbataillons ehrfürchtig anzustarren; der aber polterte: „Hast du keinen Unterstand? Soll ich hier festwurzeln, bis es drei Uhr ist? He! Und einen Kognak mit drei Sternen hast du auch nicht?“

„Bitte“, antwortete der Leutnant und führte Big zur Blockhütte. Sein Bursche drängte sich an ihnen vorbei und entzündete die Petroleumlampe, die rot aufzuckte und den kleinen Raum freundlich erhellte.

Der Oberleutnant ließ sich auf den Schemel fallen, warf den Helm an die Wand, gürtete die Pistole ab und stützte sich mit den Ellenbogen schwer auf die Tischplatte, das Gesicht in die Hände gepreßt wie in ein schützendes Nest. So saß er und regte sich nicht, bloß die Schultern krümmten sich vor.

„Herr Oberleutnant, willst du mir nichts Näheres mitteilen?“ wagte Hübler nach einer Weile zu fragen; er begriff erst jetzt, was für ihn selber der Besuch des düsteren Gastes bedeutete: den ersten Waffengang, der unter solcher Führung beglückend und großartig sein mußte.

„Kognak!“ drang es hinter den Fingern hervor.

Der Bursche sprang mit bereitgehaltener Flasche herbei.

„Kein Glas!“

Während Big trank, schwankten seine lichten, von Unruhe weit geöffneten und flackernden Augen über den Leutnant. Er faßte ihn — die Flasche krachte auf den Tisch — mit der Rechten am Arm und zog ihn zu sich heran: „Komm, setz dich! Uns zwei begräbt man morgen. Hast auch du so scheußlich Dampf vor heute nacht?“

Hübler zuckte zusammen und schüttelte die Hand ab, die ihn umkrallte und die ihm plötzlich lästig war, lästig wie die Augen, die ihn anstierten. Welche Schande, daß sein Bursche ein solches Wort von einem Offizier hatte hören müssen.“

„Geh hinaus, Toni!“ rief er und räusperte sich krampfhaft, als vermöchte er damit die Enttäuschung niederzuzwingen, die ihm der Held der Division so roh bereitete, der freilich nichts davon bemerkte und wütend auflachte: „Angst, alle Wochen einmal Angst. Vor acht Tagen am Tonale, vorher am Roite, am Borcolapaß, am Pasubio, am Cimone, auf der Tofana, jetzt hier. Einen hübschen Unterstand hast du, kannst schlafen darin, wanderst nachts die Posten ab, legst dich ruhig hin. Aber wenn ich nach vorne komme, geht's los. Du bist jung. Schau mich nicht so blöd an! Bloß mein Gesicht ist jung. Ich hab' die Geschichte satt!“ Er strich sich über die Gurgel und fragte gedankenlos: „Wie lang bis du an der Front?“

„Seit zwei Wochen.“

Die glatten Wangen des Oberleutnants dehnten sich staunend. „Zwei Wochen, und in herrlicher Sommerfrische! Mein Gott, Bürschel, und ich muß

dich in ein paar Stunden vor die Hunde hetzen. Zwei Wochen! Da kannst du nicht ahnen, daß man oft davonlaufen möchte!“ Er schwenkte das Haupt in den Händen hin und her wie im Fieber, stöhnte und fing nochmals an, es sei das Beste, sich in die Büsche zu schlagen; wer kämpfen wolle, möge es tun, er habe genug davon.

Wahnsinnig, Big ist wahnsinnig, dachte Hübler, oder er ist feig geworden und hat dabei die Brust voll Auszeichnungen; man müßte ihn an seine Taten erinnern, damit er sich ermanne, er ist doch Ritter des Leopoldsordens. Und der junge Leutnant bewegte die Lippen, setzte zum Reden an, sprach aber nichts und musterte wie etwas Unreines den kleinen vor ihm sitzenden Mann mit wachsender Verstörtheit, die sich zum Ekel steigerte; alles mißfiel ihm jetzt an der haltlosen Gestalt, die verworrenen, zu langen Haare im Nacken, die zerquälten Gesichtszüge, die alte, von seiner eigenen übel abstechende Uniform und am meisten der unstete Blick.

Eine unangenehme Stille lag zwischen den beiden. Ihre Augen verfangen sich. Da lachte Big, spöttisch begreifend und gutmütig: „Bürschel, ich glaube beinahe, du willst mich verachten!“

Die trotzige Antwort wurde übertönt vom Lärm einiger Offiziere, die mit dem Kompanieführer eintraten.

Der Oberleutnant erhob sich gewaltsam, drückte die Hände, die sich ihm zustreckten, verharnte wie lauschend im achtungsvollen Schweigen, das entstanden war, und sagte dann, indem er sich reckte: „Eine schöne Bescherung für euch. Die Brigade hat

euch davon bisher absichtlich nicht verständigt. Das sind so die neuen Moden. Also bitte — hier die Befehle!“ Er warf Papiere auf den Tisch.

„Drei Uhr nacht beschießt unsere Artillerie zwei Minuten lang vor eurem Sappenkopf den italienischen Graben, der die Lichtung sperrt. Ich geh’ derweil links am Rand der Schneise bis ans feindliche Drahtverhau vor, Hübler rechts mit zwölf Mann und drei Maschinengewehren. Sobald die Geschütze das Feuer vorverlegen, rolle ich die Stellung auf bis zu Hübler, der den Laufgraben der Welschen, der dort einmündet, bestreicht, damit mich keine Verstärkung stört. Bitte, hier die Fliegeraufnahmen! Schau sie dir genau an, Hübler! Und hör mir rechtzeitig auf mit deinem Geschiesse, wenn ich herankomme. Bin ich vor dir, ist die Geschichte zu Ende! Wir sagen Habe-die-Ehre und verduften mit den Gefangenen. Eure Mannschaft bleibt in den Kavernen. So — das ist das Ganze.“

Er forderte die Offiziere auf, mit ihm aus dem Sappenkopf das Gelände zu besichtigen, und zeigte es auch seinen Soldaten. Nachher kehrte er unter dem Vorwand, ruhen zu wollen, allein in die Blockhütte zurück, während der Leutnant mit den zwölf Mann, die er für die Feuerstaffel bestimmt hatte, das Nötige besprach.

Als Hübler dann langsam ebenfalls zur Hütte hochstieg, empfand er die sternklare Nacht so überwältigend groß wie noch nie. Er setzte sich auf die Bank, von wo er am Abend den Anmarsch des fremden Sturmzuges beobachtet hatte. Die Laubschatten der Bäume umdunkelten ihn, manchmal vom Schein

der Leuchtraketen bewegt, die vorn aus den Gräben emporzischten. In der weiten Runde überall schwiegen die Geschütze. Selbst von den Talwänden, wo sonst der Vorpostenlärm selten verebbte, warf sich heute kein Laut herüber.

Daß er bestehen werde in der Stunde, die auf ihn wartete, war dem Jüngling selbstverständlich; seiner Ungeduld mischte sich der kindliche Stolz bei, endlich auf die Probe gestellt zu werden, aber dabei ängstigte ihn der Gedanke, an Big gekettet zu sein, der sich so jämmerlich betragen hatte, ehe er dann unvermittelt knapp und klar die Angriffsbefehle vor den Kameraden zu erläutern wußte. Dieser Big — es konnte nicht anders erklärt werden — war ein unbeherrschter, verurteilenswerter Mensch, unheimlich, bedrückend, das Gegenteil eines echten Offiziers.

Als Hübler annehmen konnte, daß der Gast schlief, schlich er sich leise über die Schwelle. Atemlos blieb er dort stehen, denn der Oberleutnant lag mit weit von sich gestreckten Armen über dem Tisch und schien zu weinen. Dem Jüngling, der zurückweichen wollte, gelang dies nicht. Big rief ihn aufgeschreckt herbei, deutete zu einem Schemel und sah ihn wie vor einer Stunde gequält an, was der Leutnant in seiner schicksalsbereiten Stimmung für umso unbegreiflicher und ihrem gemeinsamen Stande unangemessen empfand, als die Augen, die sich so hilflos auf ihn richteten, wirklich voll Wasser schwammen. Und da stieß er in auffallender Empörung jene Mahnung, die ihm schon einmal auf der Zunge lag, mit wenigen kalten Sätzen hervor. Gleich darauf biß er sich beschämt auf die Lippen.

Big straffte den Oberkörper mit demselben Ruck wie damals, als die Offiziere eingetreten waren, schüttelte den Kopf und fragte verwundert: „Wie, ich soll daran denken, daß ich den Leopoldsorden habe? Bürschel! Was sagst du? Leopoldsorden!“ Er lachte in sich hinein, hustete und stotterte: „Leopoldsorden, Leopoldsorden!“ Indem er aufstand, packte er den Leutnant an der Schulter: „Und hab’ einen Schuß, meinst du, wie kein zweiter! Ach, Hübler, du bist ja ein Mann. Ihr seid strahlende Männer, wenn ihr von der Schule kommt. Ihr werdet es besser machen als alle vor euch, tausendfach besser als Prinz Eugen und Hindenburg. Und ihr habt Haltung. Leopoldsorden! O Gott! Wie lächerlich du bist. Stell dir nur vor, wie ich in der Wiener Hofburg die Hände an die Hosennaht legte, zwischen Generalen und Obersten und mit ihnen vom Kaiser den Orden kriegte. Welch ein ruhmvolles Bild! Feldherren, fabelhafte Recken, eingeschrieben ins Buch der Geschichte. Und ich daneben, der einzige Leutnant — stell dir das vor!“

Hübler stand erstarrt.

„Und schaute mich heimlich um und wußte, nur ich allein wußte, was es heißt, den Dreck auszulöffeln, dort, wo du in deiner Angst auf einmal mehr leistest als andere, die“ — er lachte, als spie er aus — „eine eherne Haltung haben und demnach Helden sind, diese — Halt! Nötig sind sie! Haltung ist nötig. Man hat uns das eingetrichtert, nicht? Im übrigen sagte irgendein berühmter Soldat, der sich im Feuer erschrocken duckte, worüber ein Kommißtrottel die Lippen verzog: ‚Wenn Sie meine Angst

hätten, wären Sie schon längst verduftet.‘ Was, Hüb-
ler, feine Entschuldigungen? Na, das kapiert du
nicht. Held! Held! So nannte man auch mich in der
Hofburg. Ich hielt gehorsamst still und grinste im
Inneren. Ah, Kognak!“ Sein Gelächter brach ab, er
lauschte und flüsterte: „Paß auf, jetzt kommt der
Ladurner, ich hör’ seinen Schritt.“

Es klopfte an der Tür; ein Feldwebel des Sturm-
zuges trat ein. Ehe er ein Wort äußern konnte, rief
Big: „Mich hat’s wieder! Das alte, immer das alte!
Da — trink!“

Der Feldwebel strich den Schnurrbart unter der
großen Nase mit zwei Fingern auseinander, nahm
die Flasche, brummte: „Ja, hat uns wieder, Herr
Oberleutnant. Ist ein Kreuz!“ Trank und fuhr fort:
„Der Sendelmeier ist eingetroffen. Einsperren lass’
ich dich, hab’ ich ihm gesagt.“

„Das Schwein!“ brüllte der Oberleutnant, „Hüb-
ler, da hast du was für deine Heldengalerie. Der
Sendelmeier hat sechs Kinder; ich schickte ihn ins
Hinterland zurück. Drei Tage lang wetzte er sich
vor meinem Quartier herum und wollte nicht ab-
gehen. Heut morgen, endlich, ist er davon. Und
jetzt! Herrgott, das Schwein!“

„Wollen Sie mit ihm sprechen?“ fragte der Feld-
webel.

„Ladurner, wenn du glaubst, daß ich ihn auch
nur anschau, dann fliegst du aus unserem Zug.“

„Jawohl!“

Big drehte sich dem Leutnant zu: „Erst mußt du
sechs Kinder haben, zwei Jahre an der Front ge-
wesen sein, ein halbes bei meinem Haufen, dann

darfst du mir vom Leopoldsorden erzählen. Jetzt aber, wo du noch nach Lack und Pomade stinkst, bist du zu grün!“

„Herr Oberleutnant!“ antwortete Hübler förmlich, „ich bitte, mich vor einem Unteroffizier nicht anzuschreien.“

„Was hat er gesagt?“ staunte Big, während sich sein Gesicht verzerrte, „bück dich ein bisschen, Ladurner, so, noch ein wenig, schau so, damit ich dich auf die Wange tätscheln kann, altes Schlachtroß. Weißt du noch, wie’s in der Assaschlucht war?“

„Jawohl, Herr Oberleutnant!“

„Und am Col di Lana?“

„Auch.“

„Am Ortler? — Am Gabriele? — Bei Gorlice? — Bei Lemberg?“

„Alles — alles.“

„Ja, du weißt es. Noch andere gibt es, die das wissen. So — und jetzt verläßt du den Gesichtskreis der Herren Offiziere und redest mit dem Sendelmeier so, wie sich’s gehört! Unter die Augen kommt er mir nicht, und wenn er heut beim Angriff dabei ist, so schieß ich ihn nieder, verstanden!“

Big sah dem Feldwebel nach: „Ein Mensch! Du, Hübler, bist nur eine Leutnantsuniform. Ein Kindskopf! Keine Aufregung! Laß dir was erzählen! Aber setz dich zuerst! So. Ich hab’ eine Tante. Die trägt ein Fischbeinmieder und fürchtet sich vor nichts, denn sie hat Standesgefühl und trägt ein Fischbeinmieder. Wenn der Teufel sie holt, empfängt sie ihn mit gerunzelten Brauen: Ziehen Sie sich gefälligst Handschuhe an, man befördert keine Hochgeborene

von Big und Schnertenberg bloßhändig ins Fegefeuer!“

Er nickte: „Genau so kommst du mir vor. Offizier vom Scheitel bis zur Sohle. Du spürst im kleinen Finger, was deine kaiserliche und königliche Ehre befindet. Du hast sie mit der Schöpfkelle gefressen, Bürschel. Und wer sich nicht schnürt wie du, den verachtest du. Bloß — meine Tante und du, ihr wart noch nicht in der Hölle. Pfui Teufel, jetzt spiel' ich mich vor dir auf. Menschenskind, bleib doch sitzen!“

Der Leutnant war aufgestanden, packte die Handgranatenbeutel und hängte sie sich um den Hals. Wortlos stülpte er den Helm auf.

„Wozu stehst du schon in Kriegsbemalung da?“ fragte Big beinahe verzagt.

Hübler erwiderte, es sei wohl am besten, das Feld zu räumen, damit sich der Herr Oberleutnant endlich fassen könne.

Er wollte zur Klinke greifen, aber die Veränderung, die er in den Zügen des Offiziers wahrte, ließ ihn zögern. Über das magere, von der Haken-nase falkenhaft vorgekeilte Soldatengesicht hatte sich bittere Ergebnisheit gebreitet und glich es dem Antlitz jener Heiligen an, die in alten Kirchen aus der ritterlichen Stahlhaube ins Unendliche schauen. So unwirklich und doch erdbereit, so menschenfern, voll Verzicht und Wissen, so gütig und schmerzgewohnt war es jetzt.

Als Big nun die Lippen nochmals öffnete, sagte er: „Ich habe im Plöckenpaß vier Bersaglieri mit dem Dolch . . . , ja, Hübler, ich hatte keine andere

Waffe mehr. Mir graut es, wann immer ich daran denke, und tu es wieder, wenn's sein muß. Man kann sehr schnell zerfetzt werden, ich zittere davor, aber man hält den Kopf doch hin.“

Mit ruhig gewordenen Augen blitzte er den Leutnant an: „Geh! Es ist besser; du hast recht. Steh nicht länger da wie auf der Parade! Laß mich allein! Fünf Minuten vor drei bist du in der Sappe.“

Hübler trat steif in die Nacht hinaus, die hell war und so still, daß er nach wenigen Schritten stockte und lauschte. Sogleich schwollen tausendfache leise Töne von überall auf ihn zu. Je mehr er sich ihnen hingab, um so hintergründiger wurden sie, obwohl es nur das Laubgeflüster sein konnte, was durch die Luft wehte, nur das Singen der Grillen und das gewohnte Geräusch der kampfmüden Front: Gemurmel, polterndes Gehen, irgendwoher ein gepfiffenes Lied, alles aber erschien anders als sonst, unheimlich und trügerisch. Er horchte atemlos und bedrückt, ehe es ihn plötzlich zu den Männern der Feuerstaffel trieb, die auf den Pritschen noch wach lagen unter dem Blaken ihrer Hüttenlampe. Von der Schwelle her blinzelte er über sie hinweg, stellte ein paar unnütze Fragen und empfing Antworten, aus denen ihn dieselbe dunkle Unrast berührte, die den Oberleutnant peinigte und in den Lauten der Nacht mitschwang und die — er merkte es bang — auch ihn selber durchbebte. Rasch hob er die Hand an den Helm und entfernte sich. Dabei geriet er längs des Pfads vor den Kavernen an die Sturmsoldaten, die sich dort gelagert hatten. Keiner schlief. Die Gesichter leuchteten vom Schimmer der Sterne. Etliche

sprachen; und es klang wie aus einer fremden Welt, unirdisch fast; und wenn sich einer bewegte, vollzog es sich wie im Bann dumpfer Erwartung — so glaubte es der Leutnant zu sehen. Ladurners Brummen vernahm er: „Bist halt g'scheit, Sendelmeier. Weißt ja, wie der Big ist.“ — „Aber i mag net, und wannst mi umbringst. Sechs Kinder, freilich! Ah was, no amal kimm i mit!“

Der Leutnant schlich fort, irrte in den Gräben umher, fand schließlich zur Sappe, wo er die Arme auf die Brüstung schob, zum Sturm schon gerüstet mit Pistole und Handgranaten am Leib, den Helm ums Kinn festgeschnallt, vor ihm aber die Schneise, die sich silbernen Lichtes dehnte. Da rechts gehe ich vor, da rechts, sagte er sich. Je länger er indessen hinausspähte, um so unmöglicher dünkte es ihn, das feindliche Verhau heil zu erreichen. Dann fällst du, gab er sich zur Antwort und fröstelte.

Stunden verrannen. Posten wechselten und glitten an ihm vorbei. Er blickte ins Vorfeld. Vielleicht hätte er sich, damit die Zeit schneller dahinschwinde, in einen Unterstand zu den Kameraden setzen sollen. Er scheute ihr Gerede und verbarg sich, wenn er das Nahen des wachhabenden Offiziers hörte, in der Finsternis eines leeren Laufgrabens, tauchte danach wieder hervor, um die Wange ans kühle, gute Eisen eines Schutzschildes zu drücken und weiter die nebelnde Lichtung anzustarren, die von Minute zu Minute lebendiger wurde. Mit ungezählten flimmernden Krallen regten sich Gräser auf ihr und zeigten ihm die Unüberwindlichkeit dieses pelzig hingebetteten Streifens an, dieses

Ungeheuers, das niemand bezwingen würde. Als er zu zittern begann, wußte er, abgründige Angst hatte ihn befallen, so wie einst in der Kindheit, wenn er fürchtete, einsam und verlassen zu sein. Und wie er damals Zuflucht in Verstecken suchte, floh er jetzt jäh mit drei, vier Sätzen in den Wald, warf sich bäuchlings nieder, das Gesicht an den knisternden Boden geschmiegt, bereit, wieder aufzuspringen wie ein Wild und endlos wegzujagen, sobald das nächste Erschrecken nach ihm faßte.

Als aber nach einer Weile gedämpfte Stimmen in der Stellung erwachten, Nagelschuhe wetzten und ein Klirren erscholl, hob er den Kopf wie angerufen. Ein Blick auf die leuchtende Armbanduhr verriet ihm, daß nur wenige Minuten vor der dritten Stunde fehlten. Die Hände falteten sich ihm zum Gebet, das er hastig herleierte, ohne es zu beenden, dann stützte er sich auf, kam hoch, ging, taumelte etwas. „Mein Gott!“ stöhnte er, rutschte in den Graben zurück und lief zu seinen Leuten. Die hatten mit schweren Bewegungen die Waffen schon ergriffen. Er winkte. Sie tappten hinter ihm dem Sappenkopf zu, den der Sturmzug zur Hälfte füllte. Auch die Offiziere seiner eigenen Kompanie, die Kameraden, alle waren sie da und richteten ihr sehr ernstes, teilnahmsvolles Gesicht mit einem merkwürdig tiefen, gleichsam gereinigten Ausdruck auf ihn. Big sagte heftig: „Jetzt müssen die Kerle doch schießen!“

Hübler, dessen Blick die Schneise mied, drehte sich um und äugte zu den Rückenfelsen, woher die fremden Soldaten am Abend gekommen waren und

wo in einem weiten Bogen, der bis zu den Flanken des Tales vorlangte, die unsichtbaren Batterien standen. Niemand sprach. Auf einmal sprühten von dort, aus diesem hochragenden Rund, dicht aneinander gereihte feurige Zungen hervor, ein Kranz von Blitzen. Unsägliches Brausen und Gegurgel wuchs durch die Luft heran und heulte über die zusammengepreßten Männer weg jenseits der Lichtung nieder, in ein donnerndes Meer von Flammen verwandelt. Dem Leutnant knickten die Beine ein. Für eine Sekunde legte sich seine Stirne an die Erde des Grabenwalles.

„Los! Mander!“

Big's Schrei, im furchtbaren Lärm mehr zu sehen als zu hören, war voll Jubel, ein Jauchzen der Befreiung, und Hübler wurde davon mit einem tollen Glücksgefühl durchschwemmt. Der Oberleutnant schwang sich aus dem Graben, stand schwarz vor dem hellen Himmel, ein Haufen geduckter Gestalten quoll ihm nach und flog wie Perlen an der Schnur graufarben, silbern gerändert, links am Saum der Schneise entlang, unwahrscheinlich sicher und flink.

Jemand berührte den Leutnant an der Schulter: „Hübler, Hals- und Beinbruch!“

Er reckte sich frei über den Grabenbord. Traumhaft schwand die Verhaugasse zurück. Rechts der Schneise, den Schatten seines Körpers wie ein flatterndes Tuch vor sich auf den zischenden, machtlosen Gräsern, schwebte er auf den Feuervorhang zu, und gut war es, daß seine Männer ihm folgten. Ihr Atem, ihr Keuchen, ach, war das gut! Vor den feindlichen Drahtknäueln, im Surren der Spreng-

stücke, den Hals eingezogen, warf er sich hin und spürte wieder, daß zwölfmal Leib neben Leib zu ihm schnellte, gut war es, gut. Aufkniend, von einer Hand sofort zur Erde gezogen, bemüht zu erspähen, wo der italienische Laufgraben in die brüllende Stellung mündete, schrie er: „Da ist er!“

Mit einem Schlag brach Stille ein, nur für kurz, dann rasten die Granaten wieder und riegelten hundert Schritt vorn aus das Kampfgebiet ab, aber diese winzige Pause war köstlich und blau wie der Vormittag im Süden; Millionen Vögel zwitscherten im ertaubten Ohr, während aus den griffnahen, verwüsteten Gräben der Rauch hervorschwappte.

„Sie sind drin!“ rief eine Stimme.

„Ja!“ schrie Hübler und beobachtete fiebernd: von linker Hand ein Bersten und Funkeln, rasch kam es über die feindliche Linie näher, wo die Verteidiger, kaum befreit vom Feuer der Geschütze, niedergewuchtet wurden durch die Handgranaten des Sturmzuges. Obgleich der Leutnant keine Einzelheit des Gefechtes zu entwirren vermochte, wähnte er, Gestalten mit vielen wirbelnden Armen zu ersichten, von denen gespenstisch kein einziger Laut herüberdrang. Das Tosen der Artillerie verschluckte jeden Ton. Auf einer Bühne, etwas erhöht, so daß sich der Angriff immer klarer erkennen ließ, lag der Jüngling, verzehrt von der Gewalt des Geschehens. Erst als man ihm zurief: „Da — rechts!“, begriff er voll Schrecken, daß er im Gaffen die eigene Aufgabe vergaß. Er zog eine Handgranate ab und schleuderte sie über das Verhau, wo sie aufschlug und die Mündung des Laufgrabens erhellte.

Er achtete darauf, daß Wurf und Schuß seiner Mannschaft rechtzeitig endeten, bevor die Stürmer vor ihm eintrafen, ach, alles ging in zehn oder zwölf Sekunden vor sich, und dann, als die Kämpfer groß aufwuchsen und wild und selig, daß ihr Ziel erreicht war, über die Lichtung zurückstoben, hetzte er ihnen nach, ein Leib mit den Seinen, und staunte, weil plötzlich hohe Fontänen neben ihm loderten, flog zu Boden, vom Luftdruck hingeschmissen, stand, lief wieder, stürzte, lief.

Jetzt schießen die Welschen Sperrfeuer, dachte er und schrie auf. Blut, heiß und dick, platschte ihm ins Gesicht, und es war doch einer vor ihm gewesen und war auseinandergespritzt, Glieder, Rumpf und Haupt, jedes Stück für sich. „Hilf mir, Gott!“ Da rissen ihn Fäuste in die Sappe. Er stieß die Kameraden beiseite, rannte, rannte zur nächsten Kaverne, stieß sich auch dort vorwärts und verkroch sich im hintersten Winkel des dämmerigen Felsloches. Willenlos flackerte er mit, wenn unter den Einschlägen Wände, Boden und Decke schwankten.

Der Raum, nicht größer als für drei Dutzend Mann, staute sich unwahrscheinlich prall an mit den zurückkehrenden Stürmern. Als ein Verletzter hereingeschleppt wurde, wendete sich der Leutnant ab, er schluchzte. Da vernahm er eine Stimme, die ihn zwang, den Oberkörper aufzurichten. Um besser zu hören, sperrte er den Mund auf. Den Helm in der Hand, vor sich einen angstverkrümmten Italiener, stand Big in der Tür und lachte: „Wie viele Alpini habt ihr?“

Gefangene wurden aus dem Menschengedrange

vorgeschoben. Er winkte ab und setzte sich. „Das hätten wir, Mander! Hätten wir! War eine einfache Sache. Ladurner!“

„Hier!“

„Ne, altes Schlachtroß, liegen Verwundete draußen?“

„Hab' nichts gesehen. Aber abzählen kann ich die Leut' nicht. Es sind viele in der zweiten Kavern'.“

Big griff in die Tasche, nahm eine Zigarette heraus, ließ sich Feuer geben und rauchte brummend. Alle sahen ihn an. Die Augen blickten ruhiger. Auch der Leutnant atmete auf. Den Kopf an die Felswand gelehnt, begann er zu lächeln.

„Herr Oberleutnant“, meinte einer, „ich glaub', den Sendelmeier hat's erwischt.“

Big warf die Zigarette fort und erhob sich: „Wo liegt er?“

„Vor der Sappe.“

„Tot?“

„Nein, hat noch gejammert.“

Der kleine Offizier stieß die Tür auf. Die Nacht war zuckend erleuchtet, laut und voll reißendem Geklirr. Nach kurzem Zögern befreite er sich aus den Händen der Soldaten, die ihn zurückhalten wollten, und verschwand. Ladurner lief ihm nach. Und noch einer lief, der im tiefsten Winkel der Kaverne gesessen war.

Traumhaft sicher fand Hübler den Weg zum Sappenkopf. Einmal hob ihn der Druck einer Granate aus dem Graben, einmal trieb ihm ein Schlag den Helm in die Stirne, aber er stockte nicht, stieg am Posten, der vorn an der Scharte hinauslugte,

ins Vorfeld empor und erreichte, den er suchte.

„Hier bin ich.“

„Hilf uns tragen!“

Als sie wieder bei der Kaverne eintrafen, schlug es vor ihnen ein. Es war eins der letzten Geschosse, mit denen der Feind seine Schlappe vergalt. Weit voneinandergerissen stürzten sie zur Erde. Erst nach Minuten wurde ihr Schreien gehört. Man brachte sie ins Felsloch.

Dämmerung rötete den Himmel. Vögel fingen an zu singen. Soldaten krochen ans Licht und verteilten sich auf die Hütten, wo sie mehr Platz hatten und es sich angenehmer schlafen ließ. Ihre erschöpften Augen glitten gleichgültig übers Grün des Waldes, über die abgesplitterten Zweige, die den Boden bedeckten und die umgeworfenen Stämme.

Die Männer des Sturmzuges gingen nicht in die Blockhäuser. Ruhig harnten sie im Freien, bis die Sanitäter zwei Tote durch den Eingang einer Kaverne hervorzerzten, Decken auf sie legten und nun die Verwundeten herausschafften, darunter schon auf Tragbahren den Oberleutnant und Hübler.

Der Kompanieführer trat heran und meinte aufmunternd: „Hat nichts zu bedeuten, einfache Fleischwunden. Den Big flicken sie immer wieder zusammen.“

„Saumäßig weh tut's aber“, knirschte der, „gebt mir noch eine Spritze!“ Er verstummte und dachte nach, wobei sich seine bleichen Züge belebten.

„Habt ihr“, fragte er mutlos, „habt ihr den Ladurner und Sendelmeier gerettet?“

Niemand antwortete.

„Ach, wieder die Besten! Und Leutnant Hübler?“

„Hier bin ich!“

Big drehte sich ihm zu, der neben ihm lag, die Stirne verbunden, und den forschenden Blick mit einem Lächeln erwiderte.

„Schwer?“ fragte der Oberleutnant nach langem Schauen.

„Tausendguldenschuß, meld' gehorsamst“, ließ sich ein Sanitäter vernehmen.

Die beiden lächelten sich an.

„Jetzt kann's dir wurscht sein, daß ich deinen Kognak ausgesoffen hab“, sagte Big. Schmerz ließ ihn aufseufzen. Er fluchte leise, legte den Kopf zur anderen Seite, so daß er die Männer seines Zuges betrachten konnte, und schaute der Reihe nach jeden an.

„Fischart?“

„Befehl?“

„Du bringst den Zug zurück, aber nur bei Nacht.“

„Jawohl!“

„Aldann auf Wiedersehen, Mander! Ich komm' bald wieder. Mich werdet ihr nicht los. Möchtet wohl, verdammte Lackel? He? Na, gebt mir die Hand, aber nicht drücken!“

Sie umringten ihn, und währenddessen standen die Offiziere der Grabentruppe wortlos dabei. Sie nickten Hübler zu, der unverändert lächelte, und sahen wieder auf die Sturmsoldaten.

Plötzlich drang aus dem Gewimmel, das ihn umgab, Bigs Stimme hell hervor: „Sind die Gefangenen nach hinten geschickt worden?“

Der Kompanieführer beruhigte ihn: „Alles in

Ordnung. Meldung an die Brigade erstatte ich.“

„Na, dann los, ihr Nachttopfdragoner!“ rief der Oberleutnant den Trägern zu. Mit matter Geste winkte er den Offizieren: „Servus, die Herren!“

Sie grüßten. Die Mannschaft schlug die Absätze aneinander.

Als die kleine Gruppe mit den Bahren durch den Wald schritt, die Unterstände nicht mehr sichtbar waren, nur die Bäume rauschten und manchmal ein Verwundeter stöhnte, bat Hübler, neben Big getragen zu werden.

„Herr Oberleutnant!“ sagte er und blickte auf das verschlossene schmutzige Antlitz, das nahe dem seinen schwankte.

„Ich war gestern sehr unfreundlich, ich war unkameradschaftlich.“

Big schüttelte das Haupt, als begriffe er nicht.

„Ich hab's nicht gewußt, wie schamlos und niederträchtig ich war.“

„Laß es bleiben, Hübler, Rosinen hat jeder im Kopf, der — na ja, der dem Tod noch nicht ins Auge gesehen hat — so heißt's wohl schriftdeutsch?“

„Jawohl.“

„Hast dich brav gehalten, Hübler.“

„Danke. Aber ich hatte Angst.“

„Na, dann war es richtig. Übrigens, das mit dem Sendelmeier. Da sind wir seinerwegen ganz ohne Vernunft ins dickste Feuer hineingetigert. Dabei hat er's gar nicht verdient. Befehl mißachtet — na ja. Ach was, tausendmal hat er's verdient, der prächtige Kerl mit seinen sechs Kindern. Und was ist bei der Geschichte herausgekommen? Haben ihn nicht retten

können. Uns selber hat's erwischt. Ladurner ist hin, mein altes Schlachtroß!"

Er schluckte. „Das ist das Schwerste — die Vergeblichkeit des Opfers. Schriftdeutsch gesprochen. Vergeblichkeit des Opfers. Ja. Ich könnte heulen. Hinausrennen, nichts erreichen, selbst dranglauben müssen! Freilich — und wären wir nicht hinausgerannt, wie würden wir uns jetzt ansucken!"

Mühsam rückte er sich auf der schmalen Bahre bequemer zurecht. „Ich möchte schlafen, wenn mir die Nachtopfdragoner eine Spritze geben.“

„Beim Hilfsplatz“, tröstete ein Sanitäter.

Big seufzte.

Hübler erinnerte sich des gestrigen Abends, als das Schimpfen des Oberleutnants durch den Wald heraufklang. Gestern — eine Ewigkeit schien seither verstrichen. Da lagen sie beide mit blutdurchnässten Binden in zeretzter Uniform. Niemals war sein Herz so glücklich gewesen.

Drei Freunde

In einer siebenbürgischen Stadt, mitten in den Karpaten, von deren Steilhängen die Buchen ins Gassengewirr heruntterrauschen, im alten Kronstadt, lebten Deutsche, Ungarn und Rumänen. Der Herzschlag der Siedlung pochte in dreifach gesondertem Takt, je nachdem wie einer sprach und empfand; und so zwängten sich eigentlich drei Städte in die eine; jede führte ihr Eigendasein, wenn es auch verflochten blieb in dem Gewese der anderen und nur der Einheimische die Grenzen spürte, über die jedes Volkstum wachte.

Als 1914 der Krieg ausbrach, ergriff daher ein verschiedenes Erleben die Bewohner der Stadt, die damals etliche Meilen weit von den rumänischen Grenzpfählen am Saume Ungarns lag. Den Deutschen pochte das Herz nicht anders als den Menschen am Rhein, den Ungarn spukte der Traum der Unabhängigkeit im Blute, die Rumänen sahen nach Osten.

Auf einem Hügel, der aus den Häusern empor-



ragte, stand ein altes Gebäude, von Bäumen teils verdeckt; es blickte weit in die alte Vorstadt hinein und darüber hinaus mit breiten Fensterbogen in die Hochebene. Wer von weither die Landstraße nach der Stadt fuhr, sah das Haus und wünschte, dort oben zu wohnen, über den Dächern, über dem Flachland und den Bergen nicht fern, deren Spitzen von allen Seiten herblauten.

In dem Haus lebte zu jener Zeit ein alter, aus dem Dienste getretener Gerichtsrat, dessen Kinder schon flügge waren bis auf den einen Sohn Thomas, der bei Kriegsausbruch sechzehn Jahre zählte und das deutsche Gymnasium besuchte. Der Bursch hatte wenig Heiterkeit. Er trug seinen mächtigen Schädel, von dunklem Haar bedeckt, immer etwas vornübergeneigt und leicht wiegend, barg aber darin an Denken und Sinnen mehr, als mancher meinte, dem das ungeschlachte Gesicht finster erscheinen mochte und finster die Augen. Thomas ging seine eigenen Wege, ging sie sicher. Mit Schulgenossen sprach er selten.

Er hielt sich noch immer zu den Gespielen der Kindheit, mit denen er oft auf der Bank vor dem alten Haus saß und ins Land äugte, wobei des Gesprächs nicht viel zu hören war außer einigem Knurren von seiner Seite und den lebhaften leisen Worten des ungarischen Schusterjungen, dessen Vater auch den Gärtnerdienst versah und in einer kleinen Hütte des Gartens hausen durfte. Sein Hämmern klang durch die Abendluft herauf. Der dritte Junge hieß Peter Lasca und wohnte seit Jahren während der Schulzeit im Hause des Gerichtsrates, der Kostkinder aufnahm, um seine Einkünfte zu steigern.

Lascas Vater war Pope auf einem Dorf und hatte den Sohn zum Gerichtsrat gegeben, damit er Deutsch lerne, um später ein leichteres Fortkommen zu haben. An den Gesprächen, die János Imre im Gang hielt und die Thomas mit seiner Baßstimme unterbrummte, beteiligte sich der junge Rumäne nur, wenn sie ihn wirklich fesselten. Seine Besonnenheit, sonst der des Thomas ähnlich, flackerte ständig im geheimen und konnte jäh einreißen, so daß die Freunde verstummten, während er seine Ansicht fast wütend hinausrief. Da sie einander gut kannten und alle vom Wesen des Thomas einiges in sich gesogen hatten, Verhaltenheit und Treue, kamen solche Ausbrüche selten vor.

Als der Krieg die Stadt mit Soldaten füllte, liefen die drei auf die Bahnhöfe hinaus, sangen die wilden ungarischen Sturmlieder mit und die „Wacht am Rhein“. Die beiden Schüler setzten die Mütze schief auf und János seine Schustergesellenkappe. Sie steckten Blumen ins Mützenband und benahmen sich kriegerisch, doch bei Beginn der Schulzeit war die Stille wieder da, durch die man jetzt mitunter glaubte, den Totenvogel streichen zu hören, der sich hier und dort in ein Haus einnistete. Die Fronten lagen sehr fern, die Kriegsberichte wurden zur Gewohnheit, und die nahe Grenze schien unbedroht.

Das Jahr 1915 ging vorbei. Eines Tages im Februar wurden alle drei zur Musterung befohlen. Thomas nahm es knurrend zur Kenntnis, und als er an jenem Wintertag mit den beiden anderen auf der Treppe zusammentraf, die durch den Garten zum Haus

führte, und den Schein vorwies, da lachte in seiner Stimme ein dunkler Schrei. Der Ungar meinte, es schade ja nichts, daß er nun auch losgehen müsse, aber leider trennten sich fortan ihre Wege, denn die Herren Gymnasiasten würden doch bald Offiziere werden, und er könne ihnen dann die Stiefel putzen. Die beiden anderen blickten ihn an, als schlugen ihnen ein Wasserguß kalt ins Gesicht. Thomas begann nach einer Antwort zu bohren.

Da stieß Peter mit einer sich irrsinnig hinaus-schraubenden Stimme hervor: „Ich werde dir ganz gewiß nichts befehlen!“, sprang die zwanzig oder dreißig Stufen wie ein polterndes Scheit Holz empor und verschwand im Garten. Der Ungar sah betreten hinauf.

„Laß ihn!“ knurrte Thomas und erstieg langsam die Treppe. Nach einigen Schritten drehte er sich um und sagte: „He, was stehst du noch da?“

Als sie Seite an Seite weiterschritten, setzte er hinzu: „Ich melde mich zum selben Regiment, in das du eingeteilt wirst.“

Sie traten zusammen von der letzten Stufe auf den Gartenweg und sahen, daß von ihm frische Fußspuren abbogen, tief in den Schnee hineingestampfte Löcher. Sie folgten ihnen und fanden Peter auf der beschneiten Freundesbank sitzen. Er hielt das Haupt in den Händen vergraben.

Thomas schob den Schnee mit dem Fuß vom Sitz und ließ sich etwas steif darauf nieder, der Ungar stand unschlüssig davor. Die Stille des kalten Tages sumnte in ihren Ohren. Endlich sagte János: „Was ist mit dir? Sitzt hier wie ein Haufen Unglück.“

Es wurde noch stiller. Schlittengeklingel zitterte aus der Stadt hastig und dünn herauf.

„Ich darf euch nichts sagen“, ließ sich Peter hören und bewegte den Kopf in den Händen. „Ihr könnt mich doch nicht verstehn.“

Er hob die Augen. Fassungslos vor Staunen merkten die Freunde, wie er mit rascher Bewegung Tränen fortrieb und zuckenden Gesichts zu lachen versuchte. Er sprang auf, streckte sich entschlossen und eilte ins Haus; auf halbem Weg begann er eine Weise zu pfeifen, die einen heftigen, aufpeitschenden Schwung hatte.

„Kennst du das Lied?“ fragte der Ungar finster.

Der deutsche Junge nickte. Sie kannten es beide, den rumänischen Ruf zur Tat.

An einem der nächsten Abende zog Peter Lasca die Bergschuhe an, packte einen großen Rucksack mit warmen Kleidungsstücken voll, steckte auch Bücher und Briefe hinein und allerlei Dinge, die ihm lieb waren aus seinem kleinen Eigentum. Thomas, der mit ihm das Zimmer bewohnte, beobachtete ihn schweigend. Nach einiger Zeit trat er schwer atmend an ihn heran, schob einige Kerzen, die er einer Lade entnahm, in den Rucksack, verließ die Stube und kehrte mit einer großen Tüte Würfelzucker zurück, mit einem Brotlaib und Schokolade. Auch dies steckte er in Peters Sack. Leise wandte er sich nun und setzte sich auf die Kante seines Bettes.

Ebenso schweigend, aber mit hart und zitternd aufeinandergepreßten Lippen, kam der Rumäne und legte Thomas, ohne ihn anzuschauen, ein Buch in die Hand. Dann drehte er sich trocken schluchzend

um, griff rasch nach einem anderen Buch, steckte es in die Rocktasche und ging fort. Etliche Minuten später war er wieder da. Er rieb sich die kaltgewordenen Finger, aus denen er zuerst ein kleines Bündel Schusterzwrin in den Rucksack gestopft hatte. Dabei lächelte er und sagte über die Schulter zu Thomas: „Imre riecht immer so nach Leder.“

„War er nicht zu Hause?“ fragte Thomas.

Peter schüttelte den Kopf.

Mitten in der Nacht kam der Gerichtsrat ins Zimmer der beiden Burschen.

„Macht Licht an“, sagte er mit rascher Stimme, „ich hörte etwas aus dem Garten! Es schien, als weinte jemand vor dem Fenster.“

Thomas war mit einem Satz neben dem Vater: „Sehen wir nach!“ Dabei drängte er ihn aus dem Raum.

„So kannst du nicht ins Freie! Schläft Peter?“

Thomas zuckte mit der Achsel, lief zurück und sprang gleich wieder beschuht und norddürftig bekleidet hervor. Sie gingen mit einem Licht ums Haus. Sie fanden nichts. Sie stiegen die Treppe hinunter. Nichts! Bloß das Gartentor stand offen. Sie schlossen es.

Als Peter am Morgen beim Frühstück fehlte, da meinte man, er sei irgendeiner Ursache wegen früher als sonst zur Schule geeilt. Zu Mittag sagte Thomas, der Rumäne könnte wohl wie viele seiner Volksgenossen über die Berge nach Osten geflohen sein, um nicht für Ungarn kämpfen zu müssen. Der alte Gerichtsrat erschrak heftig. Er wartete in einer immer mehr schwindenden Hoffnung noch bis zum folgenden

Tag auf Peters Rückkehr, dann verständigte er die Polizei. Man verhörte ohne Erfolg einige verdächtige Bergführer in den Grenzdörfern.

„Hat dir Peter etwas von seinem Plan verraten?“ fragte János Imre heimlich den Freund.

Thomas wiegte den Kopf: „Ich ahnte es; und als er den Rucksack packte, wußte ich es. Ich hätte ihn nie aufhalten können, selbst wenn ich ihn angezeigt hätte. Wie sollte ich meinen Verdacht beweisen! Und einmal wäre er doch geflohen!“

Der Ungar rief: „Du hättest ihn anzeigen müssen, Thomas, Thomas!“

Der aber blickte ihm ruhig in die Augen: „Und du — warum bist du an dem Abend, als dir dein Vater sein Buch gab, nicht zur Polizei gelaufen?“

„Ich wußte ja nicht —“, versuchte János Imre zu lügen. Seine Stimme erstarb. Er gab sich einen Ruck: „Vielleicht schießen wir bald auf ihn.“

Thomas antwortete nicht.

Einige Monate später, als Rumänien Österreich-Ungarn den Krieg erklärt hatte, deutsche und ungarische Truppen die rumänischen Heere aus Siebenbürgen zurückdrängten, im Oktober 1916, ging Fußvolk durch die Gärten von Kronstadt vor. Die rumänische Gegenwehr erlahmte. Von den Hängen heulte das Hurra laut in die verängstigten Stuben. Laub flog über die Kämpfer in roten, lockeren Kreisen. Von den Bäumen rissen die Stürmenden vergessene Äpfel und bissen hinein. Manchmal, wenn der Lärm der Schlacht nachließ, sogen sie den faulig betäubenden Duft des Herbstes in die keuchenden

Lungen und schritten noch rascher vorwärts, über die Zäune weg, mit wilden Sprüngen über die schußfreien Straßen und wieder durch die Gärten. Da und dort stand noch der Gegner. Einmal schoß es aus einer Laube, bald hinter einer Bodenwelle, aus einer Dachluke, von einem Birnbaum. Die schweren Geschütze sandten den bellenden Tod schon weit über die Dächer hinauf ins Gebirge.

Die Ungarn lachten, als sich bei jedem Schritt das prachtvolle Bild der Stadt, durch die sie eindringen, breiter öffnete. Wenige Verluste lichteten die Reihen. Aber es war zu spüren, daß sich um das alte, hochgelegene Gebäude in einem Garten vor dem Kern der Siedlung ein letzter Widerstand sammelte, dessen Schüsse noch nicht trafen, den man zunächst bloß hörte. Ohne Weisung richtete sich der Angriff nun auf dieses Getöse.

Unter den Soldaten, die von Baum zu Baum huschten, atmeten zwei, die kein Wort zu sagen wußten, die jeden Strauch kannten und denen das rote Herz verzehrend in der Brust peitschte.

Plötzlich rief der Dunkle dem Kleinen zu: „Sie schießen aus meinem Zimmer!“

Als die Truppe den Zaun niederriß, ratterte in der Flanke ein Maschinengewehr. Schreiende Körper stürzten, zuckten und rollten den Hang hinab. Das Haus schien zur Festung ausgebaut. Die beiden Freunde schlichen höher. Sie trennten sich nicht, obwohl der Ungar am liebsten zur Gärtnerhütte gelaufen wäre. Sie kamen hinter herbstlich dünnen Hecken so weit vor, daß sie ihre alte Bank erblickten.

Da wurden sie entdeckt. Im Fenster über der Bank tauchte ein Kopf auf. Sie schossen. Und dann erhob sich Thomas wie geistesabwesend. Sein Mund öffnete sich ohne zu sprechen. Er stand und starrte empor, die Waffe fiel ihm aus der Faust. So empfing er vor seinem Vaterhaus die tödliche Kugel.

Der aus dem Fenster gefeuert hatte, schrie wie von Sinnen und warf das Gewehr ins Freie. Mit beiden Händen hielt er sich die Augen zu.

János Imre versuchte nochmals zu schießen, doch zitterte er zu sehr. Nun sprang er auf. Ohne die tobende Nähe des Feindes zu beachten, mit gefällttem Bajonett fegte er bis an die Mauer. Wie er oft von der Bank ins Fenster hinaufgeklettert war zu den wartenden Freunden, so drang er auch jetzt ein.

Man fand, als die Höhe nach einigen Augenblicken den Besitzer wechselte, in einem Zimmer, das offensichtlich die Studierstube von Schülern gewesen war, die Leiche eines erstochenen rumänischen Soldaten. Daneben hockte mit wirrem Gesicht ein Ungar, der ein Bündel Schustergarn in den Fingern hielt, das er dem Toten aus der Brusttasche gezogen hatte. Man rief ihn an. Er richtete sich langsam auf und ging mit wankenden Schritten über die Schwelle, das Schustergarn noch immer in der Hand.

In den Lärm der siegeslauten Soldaten mischten sich Stimmen, die ihn aufhorchen ließen. Der Gerichtsrat kam bleich aus dem Keller, wo er sich während des Gefechtes verborgen gehalten hatte, es kam das Gesinde, kam auch der Schuster hervor. Der junge Ungar trat ohne Eile auf sie zu. Er grüßte nicht. Er merkte nicht, daß man ihn umfaßte, hastig

befragte, ihn küßte, ihm erzählte. Er zog die beiden alten Männer in den Garten hinaus.

Sie kehrten nach einer Weile zurück und trugen schwer. Der junge Soldat lief seiner Truppe nach. Ein weiter Weg war ihm nicht bestimmt. Am nächsten Tag brachte man auch ihn zum alten Haus auf die Höhe hinauf.

Ende August des Jahres 1918.

Vom Monte Majo fiel kühler Wind die ganze Nacht schon in die Täler hinab. Dort unten, zwischen den Tannengründen, zuckten Lichter hin und her, als bewegte sie der gleichmäßige Luftstrom, und tausend Fuß höher, vielfach gebrochen durch Spitzen und Grate, sprang der Horizont jeden Augenblick in einer anderen Flamme auf. Mit nebelnden Armen fuhren die Strahlen der Scheinwerfer in alle Bergfalten. Sie zogen das weiße Gras auf den Steilhängen sekundenlang aus dem Dunkel. Sie glitten über die ewigen Steine und kanteten ihre Schatten.

Unter einem nackten Kamm, der zur Majostellung führte, lagen einige halb in den Fels gesprengte Unterstände. Es war unnötig, Licht vor ihnen anzuzünden. Der Leutnant und der Fähnrich, die da miteinander sprachen, konnten sich gut sehen. Der fahle Dunst, den die Scheinwerfer knapp über ihre Köpfe hinwegschleuderten, gab Licht genug, ohne daß er

die Hangmulde berührt hätte. Auf dem Platz bei den Unterständen stand noch eine Gruppe Soldaten, und vor deren Füßen lagen, wie Balken nebeneinander hingelegt, zehn Leichen.

„Ich kann dir nicht helfen: die müßt ihr zurücktragen. Wir haben kein Fleckchen für ein Grab. Alles Stein hier!“ sagte der Leutnant, während der Fähnrich auf seine Mannschaften blickte. Sie hatten Bretter und Stacheldraht in die Stellung getragen und standen nun vor den Toten, ermüdet, ohne Laut. Ihre hängenden Arme bewegten sich kaum. Der Fähnrich sah dann den Weg entlang, der über die Hänge weg in die Reserveräume führte. Es war kein Weg, ein Steig nur in der vollen Sicht des Feindes. Drei Spannen breit kerbte er sich als Schattenband hundertmal gewinkelt über die kahle beleuchtete Steinlehne, verschwand oft um eine Bergschulter und tauchte höher wieder auf, bis er sich im Zwielftgeflacker der Scheinwerfer und Raketenblitze zu verlieren schien.

„Wieviel Mann hast du mit?“ fragte der Leutnant.

„Zwanzig.“

„Also auf jeden Toten zwei Träger. Schwer genug in dem verdammten Scheinwerferlicht. Aber bei Tag ist es noch unangenehmer. Übrigens — weißt du, daß auch Schürer unter ihnen ist? Willst du ihn sehen?“

Der Fähnrich gab verhalten zurück: „Ich wollte dich schon nach ihm fragen. Ich hörte unterwegs, daß er gefallen ist.“

Mit einem Schritt trat der Leutnant über zwei Tote und zeigte auf einen Leichnam: „Er hat die

Augen noch offen. Sie brachten ihn gestern. Auf einer Patrouille vor der Lampelmaierfeldwache hat's ihn erwischt. Auf einer blödsinnigen Unternehmung, die sich auch nur die von der Brigade ausknobeln konnten. Man mußte ihn mit Seilen in die Stellung hinaufziehen...“

„Laß nur, ich will ihn nicht sehen“, meinte der Fähnrich und setzte rasch hinzu: „Ich sehe ihn ja morgen, wenn wir ihn begraben. Wo sind seine Sachen?“

„Wir haben bei allen den Tascheninhalt in Zwiebacksäckchen geschnürt. Die hängen ihnen um den Hals.“

„Sahst du nicht Schürers Tagebuch? Er bat mich einmal, es irgend jemand zu schicken, wenn er fiel. Die Adresse habe ich noch.“

„Ja, ist auch unter den Sachen.“

Die Jäger beugten sich zu den Toten. Sie banden ihnen ihre Lederkoppel um die Beine, um die Brust, und trugen sie so. Über die starren Gesichter zogen sie die Mantelenden der Gefallenen. Einige legten die Leichen auf ein Brett und hoben die seltsame Tragbahre. Dann schritten sie los, langsam und keuchend. Zuletzt ging der Fähnrich. Nach wenig Atemzügen trat er schon ins feindliche Scheinwerferlicht. Dünn, hoch und biegsam war seine Gestalt. Der Stahlhelmrund schattete in seine Augen.

„Wir kommen heute oder morgen wieder“, rief er zurück, „aber ohne mich. Ich fahre morgen auf Urlaub.“

Winkend zu den Glückwünschen des Leutnants verschwand er um einen Felsblock.

Der Steig zog den Hang hinan. In die grelle Beleuchtung, die kam und sprunghaft ging, platzte ruckweise der Atem der Männer. Jedes Steinchen war sichtbar. Die genagelten Schuhe knirschten. Der Fähnrich sah über die wohlbekannten Berge. Der Monte Majo rückte weiter und höher. Das Massiv wuchs schwarz vor dem unruhigen Himmel auf und glich einem geduckten riesenhaften Urtier.

Seit einer Woche lag Fähnrich Klingharts Kompanie hinter diesem Berg in Reserve. Tagsüber schliefen die Jäger in den Baracken am Ende des Etappenwegs. Nachts schafften sie Draht, Balken und Bretter in die Stellungen. Immer führte sie dabei der Dienst über diesen Steig. Sie kannten seine Schutzwinkel und die gefährdeten Punkte, wo die italienische Artillerie hinzuschießen pflegte. Es war der Steig, den sie laufen würden im Sperrfeuer — das wußten sie —, sobald der erwartete große Angriff einsetzte.

Klinghart ging, die Hände in den Hosentaschen, den Bergstock baumelnd am Arm. Es war gut, so zu schreiten, frei erhoben über alle Täler, frei hinaus im Nebellicht der Feinde und im Innern doch angespannt, die Sehnen locker, um beim Heranfauchen der Geschosse in eine Senkung des Hanges zu verschwinden, mit jagendem Pulse, bis der Einschlag vertoste. Ferne tauchte der Tisch der Sieben Gemeinden auf, von tausend Funken übersät. Nun, da sie höher stiegen, brachte der Nachtwind Geräusche von dort. In Wellen rollte der Donner herüber. Und die Stille, die manchmal aufblühte, schien auch nur das Heranrauschen einer noch unbekannten Ge-

fahr. Dunkel erhoben sich die Häupter der feindlichen Berge über dem Laghibecken, die Kanonensetzungen der Gamonda, das aufgewuchtete Dreieck der Priafora, auf der das Mündungsfeuer der 28er gleich Fackeln gegen den Himmel spiegelte. In ununterbrochenen Ketten schwangen hoch über den Totenträgern die schweren Granaten nach Norden. Der Fähnrich empfand es wie klanggezogene Kirchenbogen über einer grenzenlosen Domeschalle, durch die er schweigend dem einzigen Weg folgte, der ihm zu gehen bestimmt war. Nicht unsicherer als in der Kirche, ja vielleicht auf gewohnterem Gang, fühlte er sich in dieser Nacht ohne Schlaf, in der, hoch über Granatenbogen und Lichterzucken, noch immer das Eis der Sterne funkelte.

Der Fähnrich war jung. Er glitt über das große Bild mit wenig beteiligten Augen. Manchmal legten die Jäger die Leichen auf den Boden, verschnauften und nahmen unter Stöhnen und Flüchen, nachdem sie die Pfeifen angezündet hatten, die steife Last wieder von der Erde. Wartend stand dann der Fähnrich.

Schürer war tot, der rote Tiroler, das „tumbe Brüderlein“, wie er in der Offiziersschule genannt worden war. Er hatte kürzlich, als er zu einer Kompanie in die Majostellungen versetzt wurde, Klinghart gebeten, sich eine Anschrift aufzuschreiben: „Es ist ja alles Blödsinn mit den Ahnungen. Aber —“ hatte er in so ernster Versonnenheit hinzugefügt, daß aller Spott davor verstummen mußte — „es geht die Mutter Gottes oft durch uns hindurch. Sie wandelt durch die Ewigkeit, durch die Vergangen-

heit, durch die Zukunft sogar. Und so kann es geschehen, daß sie, wird sie einmal lebendig in uns, gerade aus der Zukunft zurück in unsere Gegenwart schreitet, und da leuchtet uns aus ihren Augen ein Stück des Kommenden an. Du weißt plötzlich, was mit dir wird. Das ist mehr als Ahnungen. Ahnungen hat jeder, der sich fürchtet. Es gibt aber Gewißheiten, Gesehenes — und ich glaube gesehen zu haben, daß ich hinübergehen muß. Du brauchst deshalb den Mund nicht zu verziehen. Ich habe nichts, was mich hier bindet, ich bin elternlos. Ich habe nur die Hoffnung auf ein volles Leben. Vielleicht vertue ich es unnütz. Vielleicht wäre es nichts wert. Ich habe immer gebetet, während ihr es nicht konntet. Ihr habt mich oft ausgelacht. Und hattet unrecht. Schau — schreibe dir jetzt diese Adresse auf! Wenn es so weit ist, schicke mein Tagebuch dahin ab. So ganz allein war ich ja gar nicht — wenigstens nicht in der Sehnsucht.“

Auf dieses Geständnis war nichts zu antworten gewesen.

Der Fähnrich dachte auch an den Urlaubsschein, den irgendwo in einem Blockhaus hinter den Gittern ein Oberst in diesem Augenblick schon unterschrieben haben mochte. Er spürte das Bild der Heimat in sich, andere Berge, andere Wege, Klang der Sprache anders, Stoff der Kleider weich und bequem. Sich selbst sah er darin in einer ganz überirdischen Fröhlichkeit. Und diese Vorstellung war so heftig, daß er nur gleichsam im Vorbeiblicken daran dachte, daß all dies auch Schürer beschieden gewesen wäre, der nun da vorne getragen wurde.

Noch ehe die Schar die Wegmitte erreichte, schossen die Italiener eine Lage herüber. Ohne Schrei warfen sich die Träger in die Steine. Die Toten aber fielen schwer auf den Pfad. Mit eisernen Fäusten schlug es aus dem Fels sechs heulende Feuergarben. Durch die Gesichter, die seitlich ins Geröll gedrückt blinzelten, zog wie so oft schon die Grimasse der Angst. Dann schwoll nach dem Aufklirren der Stahlsplitter wieder die rauschende Nacht über sie. Sie hoben die Leichen. Sie husteten den Ekrasitdunst aus den Lungen. Sie rannten trotz der Last, und ihre lautgewordenen Stimmen klangen wie verloren über den Hang — wie gestern, wie vorgestern, und wie es wohl auch morgen sein würde.

Die Träger rückten um drei Uhr morgen in die Baracke ein. Sie legten die Toten Seite an Seite neben die Landstraße. Ein Weilchen blickte der Fähnrich allein zur Front zurück, die überall in dem ungeheuren Umkreis auf Berghöhen und in Tälern brodelte. In den Kesseln zwischen den schwarzen Gebirgsflächen lief Flammenschein auf echoreichen Sohlen. Die Granatenbogen der 28er zogen noch immer in die Ferne, in die Troßlager und Artilleriestellungen. Der Lärm der Todesbahnen, die das Land in ihr Stahlnetz flochten, war aber nicht lauter als sonst. Hier und dort schien auch Ruhe sich auszubreiten. Finster über dem Monte Pasubio stand das Schweigen. Aus dem Schlund des Borkolapasses klatschten manchmal Gewehrschüsse empor. Der Fähnrich dachte befriedigt: in wenigen Stunden ziehe ich nordwärts ab. Der Urlaub kam auf ihn zu wie ein besonntes Tor.



Als er sich in seinem Barackenverschlag entkleidete, fiel ihm das Säckchen auf Schürers kalter Brust ein. Er wollte sich erst erheben, um es an sich zu nehmen, dann aber bewog ihn ein leichter Schauer vor dem einsamen Gang zu dem Toten, bewog ihn Müdigkeit und der schwer auf ihn drückende Schlaf, es auf morgen zu verschieben.

Er hatte nicht länger als eine Stunde geschlafen — da flog die Tür polternd auf. Im nächsten Augenblick saß er auch schon wach und spürte um Stirn und Ohren den ungeheuren Anprall einer fernen, gleichsam verdickten Zerstörung. Ein Jäger stand auf der Schwelle und sagte nur ein Wort:

„Majo!“

Er hob eine Laterne, die vor dem feuerschwankenden Nachthimmel schwächlich funkte.

„Alarm!“ rief er und stellte das Licht auf die Pritsche.

„Weck den Zug!“ befahl nun der Fähnrich. Er griff, während in ihm ein bitteres und angstvolles Überquellen den Schlaf niederpreßte, nach der Uniform. Die Finger bebten etwas, als er die Schuhschnüre knüpfte.

Oh, dies war die Antwort auf die Losgelöstheit des Marsches! Wie oft schon in diesem Kriege war er todmüde marschiert über Berge und Senkungen. Das Ziel schien jeder nächste Kamm zu bergen. Aber stand man oben, so hob sich ein zweiter Rücken ins Auge, und weiter schwand das Ziel. Stets aus Erwartung in Enttäuschungen sinkend, kam alles anders, als Sehnsucht es erwünscht, erfleht, erbettelt hatte. Die Beine vermochten es wohl zu tragen, doch

diesmal, wo alles in einem einzigen Tage verdichtet schien, was Monate hindurch nach Erlösung geschrien hatte, nach der Stunde der Heimkehr, ach nicht nach einer Flucht, nur nach einem Anhauch der anderen Welt, nach dem von warmer Augustsonne überrieselten Tisch des Elternhauses, dem Garten mit den Mückenschwärmen zwischen den Ahornbäumen, den Weizenfeldern, den Bewegungen einer anderen Welt — nun forderte ihn diese hier, die größere, die schicksalhafte, heulend zurück. Im Hoffen auf den Tag der Heimkehr war er gepanzert durch den Tod geschritten, hatte gelacht und geschrien, weil der Tag kommen mußte, das vorübergehende Geschenk einiger Wochen, die bis zum Blinzeln und Räuspern anders sein sollten als diese Jahre seiner Jugend. Und noch ein innerlicher Klang hatte in seiner Erwartung mitgeschwungen: Liebste, du, Liebste, du.

In unsäglicher Verbitterung trat er vor die Tür, den Helm in der Hand.

Von den Bergen floß eben die Dämmerung in die Tiefen ab. Am Majo wogte eine Wolke, in der sich ununterbrochen Blitze auszweiteten. Aus verschiedenen Tälern brüllte der Abschluß der Geschütze, und das Mündungsfeuer tauchte die Hänge minutenlang ins Licht. Wie Kulissen gliederten sich darin die Quertäler auf. Die schwingenden Geschößbrücken nach den Troßlagern waren nicht mehr zu vernehmen. Sie endeten verkürzt in der Hölle des Majo.

Auf der Straße vor den Baracken sammelte sich die Kompanie. Es waren alte Krieger, die ihre Rucksäcke lässig heranschleppten, sie auf den Boden leg-

ten und sich darauf niederließen. Sie zündeten Pfeifen und Zigaretten an; und als sie nun hockend, knapp vor der Senkung der Lehne hinausstarten, den Stahlhelm schon auf dem Kopf, das Gewehr zwischen den Beinen, die Handgranaten in den Brustsäcken, da schien es, als säßen sie auf der Gallerie eines Theaters und betrachteten das wohlbekannte Spiel auf der Bühne. Ihr Stichwort konnte jeden Augenblick fallen und sie ins Drama einschieben.

Einige riefen den Fähnrich an, als er zur Kanzleibude schritt.

„Geht's auf Erholung nach Trient?“

„Kann man den Dreck da vorne nicht beseitigen, Herr Fähnrich?“

Er brachte es nicht fertig, zu lachen. Hinter den Späßen spürte er die Spannung, die ihn selbst quälte. Und sie verstanden sich aus Ausrufen, Gesten und dem Schweigen, das deutlicher sprach als jedes Wort.

„Willst du mithören?“ fragte der Bataillonsadjutant, ein langer Oberleutnant, der am Fernsprecher saß. „Die Brigade hat schon vier Kompanien eingesetzt. Die Katzelmacher haben alle unsere Abschnitte in der Hand. Die einzige unzerstörte Telefonlinie läuft hier durch.“

Klinghart setzte sich an den Tisch und nahm den Hörer. Eine kühle Stimme fragte: „Hier Division — Herr Major, was ist mit Sektion 29? Sektion 29?“

Aus tosender Ferne kam die Antwort: „Sie sind auch dort eingedrungen. Ich lasse die neunte und zwölfte angreifen. — Wie? — Gewiß, auch Sek-

tion 28, Sektion 25 ebenfalls. — Entschuldigen Sie, ich übergebe —“

Und eine andere Stimme rief: „Hier Abschnittsadjutant — die neunte und zwölfte gehen vor —“

Der Oberleutnant sah den Fähnrich an: „Das sind die zwei letzten Reservekompanien auf dem Monte Coston. Jetzt hat's uns gleich am Kragen!“

„Ist Post für mich da?“ fragte der Fähnrich. Der Adjutant deutete mit dem Kopf auf ein Bett, wo achtlos hingeworfen Pakete und Briefe lagen. Die Stube begann sich zu füllen. Offiziere traten ein. Sie stellten sich, von der abwinkenden Geste des Oberleutnants zum Schweigen gewiesen, um den Tisch. Ihre Körper verdeckten die Lampe, aber ruhig verhielten sie sich nicht. Ein erregtes Flüstern lief um. Im Augenblick war der Raum voll Zigarettenrauch.

Der Fähnrich beugte sich vor, um einen Lichtschimmer zu erhaschen. Er las den Brief, den er mit dem ersten Griff gefunden hatte: Ich habe es mir ausgerechnet, daß Du in einer Woche bei mir sein mußt. Den Weg durch den Buchenwald zum verfallenen Haus bin ich gestern ganz allein gegangen. Es wird schon braun in den Zweigen, aber die Blätter fallen noch nicht. Ich konnte nur daran denken, daß Du mit mir diesen Weg gehen wirst, ehe noch ein Blatt den Boden streift.

Das war vor vier Tagen geschrieben worden. Das Briefblatt bog sich weich. Die Ränder waren scharf, keine Ecke zerzaust. Ein sauberer, nach Reinheit duftender Brief. Klinghart dachte: Stieg er nun sofort zu Tal, so mochte es glücken, am siebenten Tage durch den Buchenwald zu gehen, ehe ein Blatt

den Boden streifte. Wo, um Himmels willen, war der Urlaubsschein auf dem Tisch des Adjutanten? Er drängte sich zwischen die Offiziere. Ja, da lagen dicke ungeöffnete Umschläge mit dem Siegel des Regimentsstabes. In einer der großen Papiertaschen wartete auf ihn der Freipaß.

„Wo steckt der Hauptmann?“ fragte er flüsternd.
„Draußen bei den Leuten.“

Während er durch die Tür schritt, wußte er, was er sagen wollte: Herr Hauptmann, wollte er sagen, Herr Hauptmann, Sie kennen mich, ich stehe seit einem Jahre unter Ihnen; ich habe mich niemals gedrückt, aber diesmal, wo mein Urlaub — und der Hauptmann würde sicherlich verstehen.

Niemals gedrückt? Konnte er so prahlen? Konnte er dies sagen?

Die Sicht war inzwischen hell geworden. Noch blendete keine Sonne. Der Morgennebel hing an manchen Spitzen wie ein Leinenfetzen. Die Täler hatten sich geöffnet. Die Funken der Granateneinschläge am Majo erloschen im Tageslicht, doch der Donner tobte lauter um den Schicksalsberg. In der Weite hallten die Gipfel wider, und im grenzenlosen Süden begann ein rosiges Leuchten zu schwimmen, die Adria, auf der sich die Sonne im selben Augenblick wiegte, als sie plötzlich auf den höchsten Zinnen saß. Vor dem Schimmer des Meeres aber ruhte grünlichgrau die Lombardei, als schliefe sie noch. Wie klein stand Klinghart da und dachte des Buchenwaldes. Erster Blätter, brauner Buchenblätter. Vielgezackt und breit wie eine Kinderhand. Manche zierte ein schwarzer Fleck, der Daumendruck des Herbstes.

Er wandte sich ab von der Front, um den Hauptmann zwischen den Jägern zu suchen, da erblickte er vor sich hingestreckte die Toten, die er aus der Majostellung gebracht hatte. Die Mäntel lagen über den Köpfen. Schürers Säckchen fiel ihm ein. Etwas erschrocken, daß er erst jetzt daran dachte, zögerte er, die Mäntel der Reihe nach zu lüften. Er musterte die Stiefel der Leichen, aber Schürers Rindsledergamaschen sah er nicht. Einer der Gefallenen streckte nur ein Bein vor, blutbespritzt, die Wunde schwarz verkrustet. Ein Fuß war gänzlich unbekleidet. Von den meisten Waden hingen zerfetzte Wickelstreifen. Klinghart nahm es noch halb abwesend auf. Wenn er den Hauptmann fragte, ob er die Dienstbriefe schon gelesen habe — vielleicht war dieser Weg sauberer? So ganz beiläufig konnte er fragen: Herr Hauptmann, drinnen bei Oberleutnant Matt im Regimentseinlauf steckt sicherlich die Tapferkeitsmedaille für den Jäger Oberbrunner von meinem Zug. Vielleicht freut es ihn, wenn er sie jetzt bekommt, und auch die anderen wird's freuen. Und wenn der Hauptmann dabei — so ganz beiläufig — den Urlaubsschein fand! — Nein, so ging es nicht! Dann schon lieber eingestehen, daß einem das Grauen in der Kehle fraß. Herr Hauptmann, Sie wissen, mit dem Urlaubsschein in der Tasche erwischt es einen viel leichter. Auch Schürer stand knapp vor der Abfahrt. Aber Schürer — dies überlief ihn wie ein Blitz — Schürer, das „tumbe Brüderlein“, hätte sich jetzt anders benommen.

Klinghart begann die Gefallenen wie im Fieber zu zählen. Es fehlte einer. Behutsam, als könnte er sie

noch wecken, deckte er die Köpfe auf. Er biß die Zähne zusammen und starrte in jedes Gesicht, in neun Gesichter einer furchtbaren, überraschenden Verewigung. Er sah gebrochene Schädeldecken, zerschlagene Kiefer, er sah getrocknetes Blut und die offenen Augen des Schlachtentodes. Kein Antlitz hatte er je vorher erblickt. Dann verhüllte er jedes wieder sorgsam.

„Fähnrich“, rief eine scharfe Stimme, „was treiben Sie da?“

Klinghart richtete sich auf: „Herr Hauptmann, Schürer fehlt. Ich brachte ihn gestern zurück —.“ Der nächtliche Weg lief wieder vor ihm ab: „Es ist schon früher geschehen, daß Träger einen Toten ins Gebüsch warfen, weil er ihnen zu schwer wurde, aber Schürer — gerade Schürer —.“ Noch ehe der Offizier antworten konnte, sprach Klinghart in militärischem Ton: „Ich bitte gehorsamst, als erster hinuntergehen zu dürfen. Ich muß Schürer finden.“

Das lederne Gesicht des Hauptmanns rührte sich nicht. Er kniff nur das eine Auge etwas zusammen, dann schob er die Pfeife, aus der er kleine Wölkchen steigen ließ, wie kauend in den Lippen herum, wiegte die elegante Gestalt, schaute Klinghart fast belustigt an und klopfte sich schließlich, als zweifelte er an des Fähnrichs Verstand, an den Stahlhelmrand: „Klinghart, Sie Schafskopf, Sie gehen doch heute auf Urlaub. Der Schein muß schon hier sein; und wenn nicht, dann gebe ich Ihnen einen Zettel fürs Regiment mit. Ich werd' Sie doch nicht in diese Scheißerei mitnehmen.“

„Ich muß erst Schürer finden!“ stieß der Fähnrich

hervor. Er starrte, bleich und übernünftig, an dem Hauptmann vorbei, in die Schlacht hinaus.

„Keinen Unsinn, Klinghart. Wenn wir einmal dort drüben sind“ — die lederbekleidete Hand schloß einen Kreis um den Monte Majo — „dann kann ich Sie vielleicht nicht mehr weglassen. Jetzt müssen Sie abfahren, ehe ich einen Mann verloren habe. Die Sache mit Schürer — ja, der werde ich schon selbst nachgehen. Kommen Sie, wir wollen den Einlauf noch schnell durchsehen. Der Teufelstanz kann jede Sekunde für uns beginnen.“

„Ich muß Schürer selbst finden!“

Der Hauptmann stutzte, dann zuckte er die Achsel, sah dem Jungen nochmals ins Gesicht und streckte ihm die Hand zu. Der sie aber faßte, war dem Weinen näher als dem Stolz.

Zehn Minuten später lief er den Bergsteig hinab vor dem ersten Zug. Der Sonnenschein glänzte wie Honig auf dem Geröll. Mit ungeheurer Wucht stießen die Geschosse nach der rennenden Kolonne. Die erste Gruppe kommt durch, kommt meist durchs Sperrfeuer auf Gebirgspfaden, dachte krampfhaft der Fähnrich und suchte seinen Lauf zu zügeln. Hinter ihm drängten die Jäger. Er spähte rechts und links die Umgebung des Weges ab. Sein Blick jagte hinter jede Hangvertiefung, glitt über jeden Stein. Er hatte, ehe er den Todessteig betrat, die zwanzig Leichenträger der letzten Nacht ins Gebet genommen. „Wer von euch Schweinehunden hat mir den Fähnrich Schürer liegen lassen?“ Die Schuldigen waren zwei Wiener, die ihm schon früher Schwierigkeiten bereitet hatten. Nun rannten sie hinter dem Fähn-

rich her. Er schrie ihnen manchmal eine Frage zurück.

„War es hier?“

Sie wußten es nicht. Nein, als der Hang überall in Schlägen aufbrach, Rauch sie umhüllte und das schillernde Klirren der Sprengstücke, das Wirbeln der Granatzünder, da wußten sie überhaupt nicht einmal zu sagen, ob es im oberen oder tieferen Teil des Weges gewesen war. Sie hatten sich, als sie den Leichnam nachts vom Pfad geworfen, in die Felsen gedrückt und den Zug an sich vorbeigehen lassen. Die Abstände waren groß gewesen zwischen den einzelnen Trägerpaaren und die Nacht schwankend zwischen Helle und Finsternis. Wie sollten sie nun am Tage die Stelle finden können! Sie drängten sich immer dichter an den Fähnrich. Der lief nicht schneller.

Er war es denn auch, der den Toten erblickte. Ein mattes Blitzen fiel ihm in die Augen. Es kam von tief unterhalb des Steiges. Nach etlichen Schritten verlosch es und wurde zugleich sichtbar als goldenes Band, als Fähnrichsborte am Kragen eines Soldatenrocks. Kopfüber, die Beine höher, träumte da mit seinen blauen Augen der Fähnrich Schürer in die Ewigkeit hinein. Der Schwaden des Sperrfeuers strich über sein Antlitz.

Die Gruppe hielt und starrte in das Felsgezack hinunter.

„Hier habt ihr ihn hinabgeworfen, ihr Hunde!“ rief der Fähnrich in jähher Wut aus.

Wahnsinniges Poltern, doppelter, dreifacher Einschlag, Bersten und Blenden! Der Fuß, der schon

zur Tiefe abwärtstastete, zuckte zurück. Jemand heulte auf. Der Luftdruck preßte ihre Körper an die Steinkanten. Die großen gelben Flecken des Ekrasits färbten den weißen Fels.

„Weiter!“

Sie rasten den Pfad entlang. Neue Lagen schmerzten über ihnen in den Grund. Kisten schienen um sie zu fliegen. Pfeifend kam die Sturzflut der Gamonda, der Priafora, des Giove und Arlta auf sie zu, als würde ein Meer, zu Erz verwandelt, seine Wogen über das Tal, zischende Katarakte und stinkende Lava.

„Weiter!“

Hinter ihnen blieb der Schrei des Verwundeten in der Luft und gellte, gellte.

„Wen hat's erwischt?“

„Den Oberbrunner!“

Unten im Geschoßschatten des Monte Coston warfen sie die Rucksäcke stolpernd ab. Sie blinzelten aus entzündeten Augen zurück auf den Steig, über den das Bataillon springend, verhüllt vom Dampf der Feuerwalze, herannahte. Unaufhörlich sausten die donnernden Bogen der Granaten über die Gruppe hinweg. Das Sonnenlicht aber lag warm auf ihren Gesichtern.

Der Fähnrich stierte und konnte seine Gedanken nicht festhalten. Ein Fetzen Erinnerung gaukelte ihm den verlorenen Urlaub vor. Wie ein Wiegen am Waldrand tauchte das Zauberbild auf. Er wußte, er faßte es höchstens über die Schluchten des Dunkels, das dieser strahlende Herbsttag mehr in

sich barg als die Nacht. Oh, auf dem anderen Ufer des Lebens winkte es ihm zu, und die Brücke hinüber führte durch die Schauer des Ertrinkens.

Er saß auf dem sicheren Boden, die Schultern gebeugt wie alle seine Leute, keuchend wie sie und angstzerquält wie sie um das Bataillon, das noch immer über den Steig rannte. Sie sahen die Tragtiere, auf denen die Maschinengewehre hüpften, mit den wirbelnden Beinen, von Peitschenhieben getetzt und von Rauch manchmal verdeckt in der langen Kolonne gebückter Männer. Die ersten trafen nun ein, und wie sie im gesicherten Raum waren, warfen sie die Rucksäcke ab und stürzten sich zu Boden.

Dies war nur der Beginn, der Anfang des Einsatzes. Hier auf dem engen Fleck Erde, das die Geschosse nicht erreichten, staute sich das Bataillon und gliederte sich nach einem Weilchen des Stöhns wieder. Rufe wurden laut, erregt noch, aber schon wieder voll Zielsicherheit. Fremde Soldaten waren um sie, in Stahlhelmen, mit Augen, vom Gefecht wie verzaubert. Ein kleiner, dicker Major eilte von den Stellungen heran; wie närrisch schwang er seinen Kartenblock.

„Wo ist ein Offizier?“ schrie er und trocknete sich den Schweiß mit dem Rockärmel von der Stirne.

Der Fähnrich meldete sich, als wäre er der einzige Überlebende. Da vernahm er die Stimme des Hauptmanns, und es faßte ihn ein winziges Gefühl der Erlösung an.

Ein Wunder war geschehen. Klinghart hörte es. Er glaubte es nicht, ehe es umlief und jeder es wiederholte. Der Major sagte, und sein Gesicht glänzte

wie eine nasse Kugel: „Ihr seid zu spät gekommen. Wir haben sie allein hinausgeschmissen. Aus sieben Sektionen. Mit einer Handvoll Jäger greift dieser verfluchte Kerl, der Leutnant Hölzl, an, rollt den halben Majo auf, und die Bande türmt. Kinder — Kinder —“

Es blieb wenig Zeit, dies Wunder zu genießen. Sie stolperten in die Laufgräben hinein, taub von der neuen Artilleriewelle, die über sie hinfuhr. Sie krochen durch zerwüstete Mulden. Das waren in der Nacht Schützengräben gewesen. Sie jagten einige letzte unsinnige Schüsse ins Vorfeld hinaus und stiegen dann in die Kavernen hinunter, tief in den Fels, wo es von Verwundeten und Gefangenen wimmelte. Südlich glühend hob sich die Sonne des Mittags über die geebneten Stellungen.

Am Nachmittag verebbte das Gefecht. Das Feuer hörte auf. Man vernahm plötzlich aus dem Vorland das Schreien der Verwundeten, die sich an die Gräben heranzuziehen versuchten.

Die steinernen Wände der Kavernen blieben kalt und ohne Widerhall. Schürers Tod und Klingharts erster Urlaubstag — wen rührte dies in solcher Umgebung! An diesen Wänden prallte die schwerste Entscheidung wie ein Kieselstück ab. Fels blieb unrührbar. blieb Fels. Wenn er einstürzte, er blieb Fels. Zerbröckelte er zu Staub, gleich unbeteiligt wehte er fort. Grausam ist die Erde. Angst quälte wieder den Jüngling. Das Essen, das ihm ein Soldat hinstellte, würgte er schweigend hinunter. Er schalt sich dumm, daß er nicht nach dem Seil gegriffen, das ihm der Hauptmann gereicht hatte.

Doch war er nicht von jener Art, die das Vollzogene jammernd abgriff und tatenlos hinausdehnte. Er erhob sich, setzte den Helm auf, zog das Sturmband an und faßte den Bergstock. Er mußte nochmals zu Schürer. Der Kompanieführer gab ihm Freiheit bis zum Abend.

Zum drittenmal in weniger als zwölf Stunden betrat er den Bergsteig. Vor ihm gingen jetzt gefangene Italiener eilig im Gänsemarsch bergan. Sie waren völlig aufgelöst, schrien und deuteten über die Hänge zurück auf die Wälder, aus denen sie im Morgengrauen angegriffen hatten. Die Mäntel schwingen ungegürtet um ihre beweglichen Körper, die Stahlhelme saßen schief. Ein kleiner Österreicher, das Gewehr lässig an der Schulter, schlenderte als Wache hinter ihnen drein. Kein Schuß war zu hören. Die Front lag ermattet. Nur unten in den Sieben Gemeinden krochen die Schlangen des Artilleriefeuers um Asiago, und vom Monte Pasubio auf der anderen Frontseite kam in Zwischenräumen der Doppelkrach der Fallminen. So eingeschlossen ins Rollen des Krieges blieb das Majogebiet in Ruhe. Das Weiß der Felsen leuchtete lebhafter in solcher Stille. Die wenigen fahlen Gräser und Krummholzbüsche bückten sich friedlich unter dem Wind, der hier immer wehte. Gut war es, in der Frühherbstluft zu wandern, wenn einer nicht getrieben wurde von inneren Stimmen.

Von weitem schon erkannte Klinghart die Wegstelle, von der er Schürers Leiche erspäht hatte. Er bog vorher vom Pfade ab, um die Felsblöcke, die den Zugang von oben versperrten, zu umkrümmen,

setzte vorsichtig den Fuß ins Geröll hinein und fand den Platz bald. Das Steingefälle war aufgewühlt, die feuchten Schichten verstreut auf den trockenen Brocken. Hier hatte ein Pflug das Unterste zuoberst gekehrt, den Grund aufgeackert und die frühere Lage verworfen.

Grenzenlose Traurigkeit befiel Klinghart. Da lag noch ein Stück von Schürers Ledergamasche, ein Fetzen vom Mantel, die Fährnichsborte, mitten entzwei gerissen und angesengt. Und dies — was war dies? Blaß, rötlich schillernd? Es würgte ihn. Einen Schritt weiter lag eine Hand. Sie hatte nichts Menschenähnliches mehr. Sie glich einer Wurzel, schwarz und ohne Haut, die nur darauf wartete, in die Erde gesenkt zu werden, wo sie niemals treiben, nur zerfallen konnte.

Schön und ungeheuer war auch hier der Ausblick in die Alpenlandschaft. Auch hier zog der Wind, auch hier wärmte der Schein der sinkenden Sonne. Der Fährnich hatte den Helm abgenommen. Die feindlichen Bergwände, die er so klar sah und deren Gewalt er hier in der völligen Vernichtung erkannte, forderte er in jäher Wut schweigend heraus: nehmt mich aufs Korn, schwarze Gamonda, riesige Priafora, zackiger Arlta! Er öffnete fiebernd sein Notizbuch und schlug die Seite auf mit der Adresse, die ihm Schürer ans Herz gelegt hatte: ein Mädchenname, unbekannt und unvergeßlich. Die sich dahinter verbarg, dachte wohl jetzt zur Stunde, in kurzem mit dem Liebsten durch den Buchenwald zu gehen, ehe das erste Blatt den Boden streifte.

Klinghart hatte einmal ein Gedicht gelesen, das

ging mit den Worten an: Im Abschied liegt des Mannes Würde! Warum ihm dies einfiel, wußte er nicht. Aber wie das Eingeständnis eigener Schuld würdig ist, so war in seinem Abschiedsblick an die Wurzelhand, die er doch nicht mehr anfassen mochte, zugleich mit dem Bewußtsein der Schuld die Würde der Sühnebereitschaft verbunden. Man streite nicht darüber, wie einer sich aus der Anklage seines Gewissens befreien will. Der Weg, den er wählt, kann klein und schäbig sein. Er kann absonderlich sein, und hier war er es, aber er wog schwer und war der Entschluß eines Jünglings, der allein auf dem feindsichtbaren Hang stand und sich verurteilte für die Müdigkeit einer einzigen Stunde, für eine Lässigkeit, die begreiflich war und die niemand sonst gewogen hätte.

Dann schritt er in die Stellung zurück.

Der Unteroffizier meldete ihm, daß der Hauptmann zweimal schon telefonisch nach ihm gefragt habe. Klinghart nahm die Muschel, summte das Zeichen und hörte: „Fähnrich, der Urlaubsschein ist da. Sie können ihn bei mir abholen!“

Wie schnell trat ihn die Versuchung wieder an!

Er kratzte mit dem Daumennagel einen Span von der Tischplatte hoch und meldete: „Herr Hauptmann, ich bleibe!“

„Was soll das heißen!“ kam es von drüben. „Er bleibt. Hat den Urlaubsschein in der Tasche und bleibt. Menschenskind, muß ich es Ihnen sagen, daß es ruhig in der Stellung ist und nicht Sie das Vaterland retten!“

„Herr Hauptmann —“, oh, jetzt war seine Stimme

wieder fest —, „bitte, ersparen Sie mir die Gründe. Ich muß bleiben.“

Ein Weilchen war es stumm im Hörrohr, dann klang es wieder, etwas erregt: „Tun Sie, was Sie nicht lassen können! Aber ich habe nun ein Attentat auf Sie vor. Sie wissen, links von der Lampelmaierfeldwache ist ein Loch in der Front. Es wird von lauter Felsen versperrt, durch die niemand durchkommen kann. Aber die Brigade glaubte das nicht. Wir müssen noch heute nacht eine Patrouille durch das Vorgelände an dieser Stelle vorbeitanzen lassen. Sie soll feststellen, ob da eine Pendelsicherung eingeführt werden kann. Ich halte das alles für Blödsinn. Durch solche Löcher in der Front ist noch keine Maus durchgeschlüpft. Aber sagen Sie das der Brigade!“

„Ich gehe, Herr Hauptmann!“

„Lieber Klinghart, ich habe niemand sonst, den ich schicken kann. Wollte mir schon einen Fähnrich ausborgen. Ein Unteroffizier taugt hiezu nicht. Sie rücken unten im Laghibecken beim 3. Regiment ein und geben dort Ihre Meldung ab. Dann verschwinden Sie sofort, von dort schon, in Ihren Urlaub.“

„Herr Hauptmann —“

„Sie gehen auf Urlaub, verstanden. Wär' noch schöner, daß ein Fähnrich nicht auf Urlaub ginge. Es ist eine verteufelte Patrouille. Schürer hat dabei ins Gras gebissen. Den Schein bringe ich Ihnen selbst mit.“

Klinghart trat aus dem Unterstand in den Graben. Die Dämmerung drang eben in die Berge herein. Die Stellung war dunkel; darüber, hoch in der Luft,

schwang schon die Helle des Mondes, den man selbst noch nicht sah.

Wie jung der Fähnrich war! Da verzichtete er wegen Schürers Aufzeichnungen, die durch seine Schuld oder Lässigkeit vernichtet waren, auf den Urlaub, zwang sich zum Büßer, zum Mönch, als ob ihm nicht ferne eine Stimme entgegenzitterte, als ob ihn kein schwebendes Buchenblatt zur Eile mahnte — aber nun, wo der Würfel gefallen war, hätte er doch wieder alles gerne rückgängig gemacht, hätte den Urlaubsschein ergriffen und wäre davongelaufen. Was warf ihn hin und her, aus Schuld in Trotz gegen sich selbst, aus der Reue in die Angst? War auch die Wandlung des Mannes nur ein Spiel Gottes? Und war die Patrouille wirklich ein Sühneweg?

Er hatte die beiden Wiener zu seinen Begleitern bestimmt. In verzweifelten Lagen war Verlaß auf die wüsten Kerle. Der Hauptmann schlich mit über das Niemandsländ zur Feldwache. Der Postenführer meldete sich dort im Kaverneneingang. Sie sahen durch die Schußscharte knapp vor sich den feindlichen Graben. Links aber führte eine Schlucht in raschem Abfall, wenig breiter als zwei Steinwürfe, ins Laghibecken hinunter und trennte die Stellungen, die in gleicher Neigung, aber überall um Haushöhe, die Geröllsohle der Schlucht überragten. Es gab kein höllischeres Defilee. Eine Falle, ein Spießrutengang zwischen den Schanzen, als setzte sich jemand zum Ziele, allein durch eine Großstadtstraße zu eilen, wo auf beiden Seiten in jedem Fenster ein Schütze mit geladenem Gewehr lauerte, um zu fällen, wer immer des Weges kam.

„Bis zur Krümmung der Schlucht müssen Sie rasch kommen. Der Mondstrahl fällt nach kurzer Zeit dahin. Dort beginnt auch das Loch in unserer Front!“

Als der Hauptmann dem Fähnrich den Urlaubsschein überreichen wollte, schüttelte dieser den Kopf: „Später — ich hole ihn mir selbst, wenn die Sache vorbei ist“, und ohne noch etwas zu sagen und nur mit halbem Staunen über das, was er eben gesprochen, schwang er sich über die Sandsäcke der Grabenbrüstung, sprang einige Schritte tief durch das schon geöffnete Drahtverhau, wartete, bis die Wiener bei ihm waren, und tauchte ins Dunkel. Dahinter polterte das Geröll.

Der Hauptmann hob sich über die Schießscharte der Feldwache, hielt die Hand ans Ohr und versuchte die Finsternis zu durchforschen. Die Schlucht war völlig undurchdringlich. An den Kanten des feindlichen Hanges glimmte ein Streifen des Mondlichtes auf. Der Hauptmann dachte: diese Patrouille ist wider jede Vernunft; kehrt der Junge nicht wieder, so bleibt die Schuld auf mir, mag der Teufelsgang auch von oben anbefohlen worden sein. Was wissen die bei der Brigade, wie es hier aussieht!

Aus der Schlucht kam manchmal ein Ton, Rollen von Steinen. Lösten sich diese von selbst ab? Und bald nach angstvoller Stille hörte man den Lärm eines Sturzes, lautes Aufgrölen des Gerölls, das weit in die Tiefe hinabkollerte und ein Echo loswarf, das auf die Hänge zu klettern schien. Im Augenblick schallten Stimmen aus den italienischen Gräben. Ein Schuß zog peitschend durch die Enge. Eine Leucht-

rakete stieg zum Himmel, und hintennach brauste ein Dutzend anderer in die Höhe.

„Merken Sie etwas von Klinghart?“ ächzte der Hauptmann.

„Nichts!“ flüsterte der Feldwachführer.

Taghell zuckendes Licht. Schüsse. Schüsse. Dann wurde es zögernd still. Droben nur, wo der Mond emporwuchs, in den feindlichen Stellungen sah man Bewegung — nein, man sah sie nicht, man fühlte sie. Der lange Italienerkamm, der in die Schlucht hinunterlief, war von Menschen überfüllt. Man vernahm manchmal, wie sich ein Stein dort in der Höhe löste und bergabjagte.

Eine freche Stimme schrie plötzlich: „Ah, bravo, österreichische Patrouille. Bravo, mein Herr. Wohin reisen Sie? Woher belieben zu kommen? Wohl gespeist? Wohl gespeist? Vielleicht einige Bonbons gefällig?“

Deutsch rief die Stimme, deutsch.

Wieder Schüsse.

Auf der Feldwache flüsterte der Hauptmann: „Sie schießen zu hoch. Sie können Klinghart unmöglich sehen. Sie können überhaupt nicht bis in die Schlucht hinabblicken. Außer bei der Krümmung. Wenn bloß der blöde Kellner da oben das Maul halten wollte!“

Daß sie nicht bis zur Schluchtsohle sehen konnten, wußten die am Kamm auch. Sie ließen abgezogene Handgranaten den Hang hinunterrollen. Mitten in der Tiefe barst die Ladung und machte die Ohren taub. Dann aufs neue Stille. Der Rufer wurde wieder frech. Begeistert rief er: „Meine Herrschaften, befehlen einen Ausflug zu unternehmen? Herrliches

Wetter, bravo, Signori. Vielleicht schreiben Sie eine Ansichtskarte, ha — ha!“

Das Lachen gluckste über die Felsen hin.

Nun regte es sich auch in den österreichischen Gräben. Einige Schüsse pfften über die Schlucht. Der sausende Arm der Artillerie griff sechsmal durch die Luft. Auf dem Italienerkamm standen donnernd die Fontänen.

„Ausgerechnet jetzt ballern die Kerle, ausgerechnet!“ schrie der Hauptmann, den Feldstecher vor den Augen, und starrte bloß den einen Fleck der Schlucht an, der immer heller wurde, wo der Mond sich einnistete, die Krümmung. Noch sah er nichts von seinen Leuten. Aber nun, war dies kein Schatten, der vor der fahlen Felsecke vorbeigeisterte? Schon hämmerte ein Maschinengewehr vom Kamm herunter. Die blitzenden Funken der Einschläge hüpfen auf der Krümmung. In Bündeln fegten Leuchtraketen empor.

„Schießen, schießen, irgendwohin, schießen!“

Der Hauptmann warf sich herum, faßte das Maschinengewehr der Feldwache, drückte ab und führte den Lauf über den im Licht glänzenden Italienerkamm. Kein Atemzug, da schwenkten die feindlichen Gewehre auf ihn um.

„In Deckung!“

Über die Schlucht hinweg verbissen sich die Fronten. Der Lärm flutete weit über den Abschnitt hinaus, lief ins Laghibecken hinunter, sprang in die Castellispitzen, verebbte erst an den Wänden des Monte Cimone.

Eine Stunde lang dauerte das Toben. Die Feld-

wache lag im Feuer. Von der Felsdecke der engen Kaverne rieselte Kies auf den Tisch. Ein dünner Ton — plötzlich — pingpingping — nochmals pingpingping — und im Hörrohr eine Stimme, keuchend und lachend: „Herr Hauptmann, ich bin durch, alles in Ordnung. Es gibt keine Möglichkeit zur Pendelsicherung —“

„Schweigen Sie, Feind hört mit!“

„Jawohl, Herr Hauptmann —“

„Gute Reise, Klinghart, ich schicke Ihnen den Schein zur Brigade. Eine Ordonnanz geht gleich ab —“

Was sagte da der Junge? „Feind hört mit, Herr Hauptmann —“

„Daß Sie der Teufel! Gute Reise!“

„Ich komme noch hinauf!“

„Sind Sie närrisch?“

„Hinter der Stellung!“

Erst nach Mitternacht konnte der Hauptmann die Feldwache verlassen.

Als er in den Bataillonsunterstand trat, saß Klinghart am Tisch und leckte einen Briefumschlag. Er erhob sich und lächelte etwas, aber hinter den jungen Zügen des erschöpften Gesichts schien ein neuer Muskel zu bestimmen. Er sagte leise: „Ich konnte Schürers Braut diese Zeilen nur von hier schreiben. Im Urlaub, dort in der anderen Welt, wäre es mir nie möglich gewesen.“

„Na —“, meinte der Hauptmann, „ich verstehe das zwar nicht, aber leben und leben lassen. Ein Glas Enzian trinken Sie doch, ehe Sie abschwirren? Oder haben Sie wieder intellektuelle Mucken?“

In der Morgendämmerung wendete Klinghart den Blick den Tälern zu. Er stand, fast taumelnd vor Müdigkeit und Freude, am Ende des Bergsteigs vor den Baracken, an derselben Stelle, wie vor einem Tag. Über dem Majo zog manchmal eine Leuchtrakete ihren Kometenbogen. So weit man blicken konnte, bis zum Meer, bis in die Felsenbrust des Pasubio, sprangen so die leuchtenden Kugeln lautlos empor und nieder. Und da war es ihm, als hätte er seit gestern etwas gelernt, was Schürer konnte, beten, natürlich ganz anders, aber vielleicht war es doch beten...

Die Weihnacht des Bösewichts

Ich habe manchen still werden sehen vor dem Weihnachtsbaum. Ich sah manchen vergebens um den Schein poltern, als ginge ihn die geheimnisvolle Stunde nichts an, als sei sie ein Unsinn vor dem aufgeklärten Menschenverstand, der doch erst klein wird, wenn er nichts mehr zu glauben vorgibt. Doch keiner war darunter, der im Innersten nicht ein Rücken und Wogen verspürte; und es war mancher, den es plötzlich umwarf, daß er schwieg und den Stimmen lauschte, die den Hellhörigen an jedem Tag vom Wunder der Welt künden, in der Weihnacht aber in einem Gesang aufschwellen, ähnlich dem Nachsummen der großen Glocken, sobald sie ausgeschwungen haben.

Einer war darunter, den hatte das Böse am Genick und ließ ihn nicht los. Es zerzte ihn durchs Leben wie ein Stück Vieh, das viel geschlagen niemand vertraut, sich nicht und anderen nicht.

Ich kam mit ihm zusammen ins Feld. Als unser Bataillon singend über den Brenner den Welschen

entgegenfuhr, die Soldaten die Beine aus den Türen der Güterwagen hängen ließen und den Schnittern auf den Feldern zuwinkten, schlich Gnös, das Tier, durch den Wagen und stahl den Fröhlichen das Brot aus den Beuteln und stemmte mit dem Bajonett ihre Konserven auf.

Bei Mezzolombardo wurden wir ausgeladen und in Marsch gesetzt. Da merkten die Kameraden den Diebstahl und schlugen Gnös, dem die Manteltaschen prall von Zwieback und Tabak vom Leib abstanden, blutig. Er heulte furchtbar in der dunklen Sommernacht, heulte weiter, als wir die Landstraße hinzogen. Kein Stoß, kein Befehl konnte ihn zum Schweigen bringen. Er trug Gewehr und Rucksack, er ging im Schritt der anderen mit und heulte immer wieder auf, daß wir allesamt vor Wut zitterten, daß ihn mancher Faustschlag der Nebenmänner traf. Ich leuchtete ihm ins Gesicht. In der grellen Lichttüte hob er den Kopf, zeigte die Zähne und krampfge Grimassen einer ausweglosen Raserei.

Im Quartier entdeckten wir, daß er den Riemen seines Gewehres auf dem Marsch entzweigebissen hatte, und sein Gesicht glänzte von Schweiß und Befriedigung. Am nächsten Morgen wurde er „ausgebunden“ nach dem grausamen österreichischen Strafgesetz des Krieges. Man schnürte ihm die Hände hinter dem Rücken zusammen und stellte ihn an einen Baum, dann wurde ein Strick von seiner Fessel hinauf um einen Ast gezogen, die wehrlosen Fäuste dabei emporgezerrt, so daß er mit tiefgebeugtem Oberkörper auf den Zehenspitzen taumelnd stehen mußte. Daneben setzte sich ein Sanitätssoldat auf

einen Schemel, den Eimer mit Wasser in Griffnähe, um es ihm ins Gesicht zu gießen, wenn er ohnmächtig werden sollte. Freilich, das geschah nicht, und der Sanitäter konnte einige Pfeifen in Ruhe rauchen.

Gnös brüllte mit geiferndem Mund zwei Stunden lang, wobei sein Antlitz blau wurde, darin nur die Falten der Wangen, weiße Striemen, hervorleuchteten. Als man ihn losknüpfte, hockte er nieder, rollte sich plötzlich etliche Male stöhnend auf dem Boden herum, sprang auf und dehnte den Leib. Und nun rannte er mit langen häßlichen Sätzen die Wiese hinauf und verschwand im Wald. Beim Abendessen war er wieder da, schweigend und brütend. Doch als ihm Soldaten nach einem scheußlichen Spiel, das er selbst eingeführt hatte und das allen Verboten zum Trotz unausrottbar schien, wo er auftauchte, Speisereste zuwarfen, die er sogleich wie ein Hund bellend mit dem Mund aufschnappte, tat er auch jetzt grinsend mit. Er schnellte sich im Kreis, winselte und jaulte. Kein Stückchen Brot war ihm zu klein, um nicht darum zu betteln, kein Knochen zu schmutzig; er hob ihn von der Erde auf und zerkaute ihn fletschend.

Aber in der Nacht schlich er lautlos von Bett zu Bett, geduckt, daß ihn der Unteroffizier vom Dienst nicht erspähe. Was er dabei angerichtet, offenbarte sich am Morgen. Vor allen anderen schlüpfte er, ehe geweckt wurde, aus den Decken, kleidete sich an und wartete sprungbereit an der Tür. Er sah mit blinzelnden Augen, wie beim Trompetenklang die Kameraden auffuhren, die ruhig atmende Stille jählings versank im Gewirr gähnend polternder Männer.

Doch wie der erste den Bergschuh packte, verschlafen noch und ohne hinzublicken, den Fuß hineinstieß, da spritzte ihm Jauche ins Gesicht, dem nächsten menschlicher Kot, dem dritten Straßendreck, dem vierten Pferdemit. Keiner war verschont worden. Triefend vor Nässe, ekelhaft stinkend quollen die Stiefel der Kompanie.

Gnös mußte am selben Tag zu einer anderen Einheit versetzt werden, sonst wäre er ermordet worden. Ich sah ihn nicht mehr, monatelang. Indessen, er war so absonderlich boshaft, daß ich dennoch nicht ohne Kunde von ihm blieb. Überall, wo er auftauchte, wuchs Haß und Gewalttat. Man erfuhr, daß er vor dem Feldgericht gewesen war, daß er in einem Strafbataillon furchtbaren Dienst getan hatte, daß er wieder zur Truppe eingerückt sei, von Tausenden schon gekannt, von allen mit Fäusten geschlagen, gemieden wie die Pest und verhöhnt wie ein Köter. Ich hörte, ein junger Feldgeistlicher habe sich seiner angenommen. Gnös beichtete ihm seine Sünden, bereute mit mächtigen Schlägen an die Brust, und am nächsten Tag fehlte dem eifrigen Diener Gottes die Brieftasche. Ein Hauptmann, einer der eisernen klaren Köpfe des großen Kriegs, die von den Soldaten mit kargen Worten verehrt wurden, wo immer sie standen, was immer sie sagten, so einer erbarmte sich des verstockten Gnös, nicht mit Milde, nicht mit dummer Strenge. Er faßte ihn an mit fester Hand, sprach einfach und offen in das verschlagen lauernde Gesicht, er versuchte, den Stolz des Burschen zu wecken. Nach drei Wochen verlor er die Geduld.

Viele Offiziere meldeten, Gnös sei unverwendbar, vielleicht irrsinnig, er gehöre in eine Heilanstalt. Man schickte ihn hin. Wenige Monate später kam er wieder und trug ein Blatt bei sich, auf dem zu lesen war, daß er seiner fünf Sinne mächtig sei. Die Front spie ihn neuerlich aus mit der Begründung, mit solchen Leuten möge sich die Heimattruppe abgeben, vor dem Feind habe dazu niemand Zeit, aber das Hinterland nahm ihn nicht auf, jagte ihn sofort zurück als einen gesunden starken Kerl, der ins Feuer gehen müsse.

Und tatsächlich, er ging ins Gefecht wie ein Stück Holz, deckte sich nur, wenn man es ihm anbefahl, schoß auf Befehl wie eine Maschine, versah seinen Dienst auf Postenständen und Patrouillen mit wortloser, sturer und hämischer Brauchbarkeit. Das Groteske geschah, daß er, der Angst nur kannte, wenn ihn ein Kamerad schlug, von einem Obersten, der ihn mit einer Meldung durch die Sperrfeuermauer geschickt hatte, zur Auszeichnung vorgeschlagen wurde. Man bog sich vor Lachen, als er die Tapferkeitsmedaille erhielt und man sie ihm wenige Tage später wieder abnahm, weil er sie verkaufen wollte.

Ich war Fähnrich geworden und ging von der Stellung den schmalen Bergpfad hinab zum Bataillonskommando. Der Winter lastete schwer auf dem Land. Nur mit ihren Spitzen saßen die Tannen über dem Schnee, die Zweige zusammengefroren zu kleinen Pyramiden. Als ich um einen Felsen bog, hörte ich das langgezogene Rufen einer Sprengmannschaft: „Brennt schon — brennt schon —“, und stockte, um

der Stelle nicht zu nahe zu kommen, wo in die Tiefe ein Unterstand gehöhlt werden sollte und nun in jedem Augenblick die Explosion erfolgen mußte. Von den Bohrleuten rannten einige um die Felsecke heran und warteten gleich mir auf den Knall. Nachdem sich der vertobt hatte, gerieten sie wieder in Bewegung und schritten der Sprengwolke zu. Der letzte ging mit wiegendem Oberkörper, die Arme schlenkernd und locker in den Gelenken. Es schien, als lauerte er mit jeder Regung auf das, was ich unternähme, obgleich er sich von mir entfernte. Die klare Sicht hob die Berge und einen strahlenden Himmel um den dunklen Soldaten. Plötzlich drehte er sich um, war mit raschen Schritten, die wie Schwünge aussahen, bei mir und schrie mit sich überstürzender Stimme: „Herr Fähnrich, Essen — Essen!“

Es war Gnös. Ich erschrak. Verwirrt und angewidert griff ich in die Tasche und schenkte ihm etwas Geld. Ich tat, was im höchsten Grade unsoldatisch war, ich behandelte ihn wie einen Bettler. Ohne Dank, mit einem Knurren haschte er nach den Münzen und trollte davon.

In der nächsten Zeit kratzte es oft an meinem Unterstand. Die Tür flog auf, und Gnös erschien, schon auf der Schwelle, nachdem er knapp gegrüßt, mit vorgestreckter Hand etwas murmelnd. Er bat nicht im eigentlichen Sinn; er forderte einen Tribut, wenngleich er schlau genug war, in mühsam gewahrten militärischen Formen nur darauf hinzuweisen, daß er hungere und mehr essen müsse als andere Leute, was zweifellos stimmte.

Ich hatte Umschau gehalten nach seiner Dienst-einteilung. Er lag beim Bataillonskommando als Steinbohrmann. Weil niemand mit ihm hausen wollte, schlief er in einem Felsenriß, den er mit einer Zeltplane verhängte. Dorthin verkroch er sich nachts, mitten im Winter, auf einige Strohschütten. Zur Arbeit an den Kavernen rief man ihn am Morgen aus seinem Unterschlupf. Er wirkte wortlos, war der erste beim Essenholen und schlich am Abend weg, wenn die Kameraden in den Baracken sangen und ums Feuer saßen. Es setzte anfangs Schläge, bis er diese Lebensweise annahm. Er stahl auch hier. Er war mehrmals „ausgebunden“ worden. Wo er erschien, hielt jeder Rucksack und Brotbeutel im Auge. Niemand sprach mit ihm. Immer wieder fehlte dem und jenem eine Konserve. Immer wieder trug Gnös Spuren von Züchtigungen im Gesicht. Das wurde allemal im Dunkel abgemacht, und man hörte ihn brüllen. Seit einigen Wochen war er indessen stiller geworden. Die Kälte quälte ihn. Manchmal trat er in die Baracken und stand schweigend vor dem Ofen. Wenn man ihn anredete, gehässig und höhnisch, denn von ihm schwang sich das Böse auf die Menschen über, feixte er tonlos vor sich hin. Zu sprechen traute er sich nicht, um nicht hinausgeworfen zu werden. Suchten die Männer die Pritschen auf, so entwich er in seinen Felsenriß.

Er kam oft zu mir. Ich redete ihm ins Gewissen. Mit geschlossenen oder schmalblinzeln den Augen sah er zu Boden. Doch reichte ich ihm ein Stück Speck oder Brot von meiner schmalen Nahrung, grinste er und schrie: „Jawohl, Herr Fähnrich!“,

worauf er sofort ging. Nie hörte ich ein Dankwort von ihm. Und war er draußen, schalt ich mich dumm, daß ich mit ihm so viel Aufhebens machte, und wußte doch, eine abgründige Angst vor dem Unheimlichen, dem Unangreifbaren dieses Menschen würde mich immer wieder überwältigen und mich zwingen, seiner Freßsucht zu willfahren. Ich war zu jung, um mich ihm gegenüber der Machtmittel zu bedienen, die ich besaß.

Unsere Stellung war ruhig, nur nachts fielen manchmal Schüsse. Wir lauschten dann aus warmen und guten Unterständen hinaus. Nach jeder vollendeten Stunde ging die Postenablösung in den Graben. Bald darauf kam der abgelöste Soldat und stampfte laut und prustend den Schnee von den Stiefeln. Ich hörte jedes Wort durch die dünne Holzwand, die meinen Fährnichverschlag von dem größeren Raum der Mannschaft trennte.

Einige Tage vor Weihnachten brachten wir eine Tanne aus dem Tal auf unsere baumlose Höhe. Wir hatten sie aus dem Schnee graben müssen. Im Unterstand taute sie auf und wurde dann mit Papierketten geschmückt. Weihnachtskerzen fehlten uns; darum schnitten wir gewöhnliche Kerzen in mehrere Teile und befestigten sie mit Draht an den Zweigen. Aus Silberpapier entstanden Sterne. Manche von uns hatten von daheim in Päckchen Tannenschmuckzeug bekommen. Das häufte sich nun alles auf den Baum, der schließlich prächtig dastand, voll Duft und Geglitzer.

Als die Weihnacht dunkelte, zog ich hoch oben auf meiner Felsbastei, die kein Gegner erklettern

konnte, alle Posten bis auf einen aus dem Graben, zündete die Kerzen an und verteilte die in den letzten Tagen eingetroffenen Pakete, die ich heimlich für diese Stunde beiseitegeschafft hatte, verteilte auch Süßigkeiten, Pfeifentabak, Zigaretten und andere Liebesgaben, hierauf reckte ich mich und redete etwas Feierliches aus meiner neunzehnjährigen Unsicherheit heraus. Ein Soldat nahm die Ziehharmonika aufs Knie, ein anderer den Mundhobel an die Lippen, und nun sangen wir „Stille Nacht, heilige Nacht —“. Mich überfiel es heiß, als ich gewahrte, wie manche meiner Burschen die Augen zusammenkniffen und den Atem laut von sich stießen. Etliche hielten sich steif wie auf dem Exerzierplatz und blickten auf die oberste Spitze des Tannenbaums. Im Hintergrund ließ der Unteroffizier mit der Schöpfkelle Wein in die Eßschalen plätschern.

Da wurde die Tür geöffnet. Ich wußte sogleich, wer kam. Dieser schleifende, kratzende Ton am Holz — das war Gnös. Er schob sich herein und erstarrte. Ich spürte, daß er an Weihnachten nicht gedacht hatte bis zu diesem Augenblick. In seinem Felsenriß erreichte ihn eine solche Kunde nicht. Zwischen den Soldaten aber, mit denen er tagsüber am Steinbohrer arbeitete, war er wohl taub wie immer herumgegangen. Auch das bessere Essen, das er heute bekommen haben mochte, hatte ihn kaum zu anderen Gedanken bewogen als dazu, noch mehr zu ergattern, und so war er der Feier unbewußt entlaufen, die jetzt dort unten beim Bataillonskommando auch für seine Gruppe entzündet wurde.

Er stand da und sah uns an. Sein Blick blieb starr,

schien aber auf alles gefaßt, und jählings ließ er ihn über den Baum gleiten, über jeden Zweig, jedes armselige bunte Papierfetzchen, von Kerze zu Kerze und dann neuerlich bei sich immer mehr öffnenden Augen von einem Soldaten zum anderen.

Diese aber, aus der schwingenden, beseelten Minute aufgeschreckt durch sein verhaßtes Gesicht, traten im Singen, das bisher leise und fast zart erklungen war, gleichsam einen Schritt zurück und wogten wieder vor, eine einzige geschlossene Mauer von Kämpfern gegen den Verfemten, Verdorbenen, der da an der Tür lehnte und unscheinbar und ratlos die Augen rollte. Laut schwoll der Gesang an und war nicht mehr heimat- und kerzendurchschimmerte Wehmut. Er dröhnte, ein heldischer Choral. Und wie die letzte Strophe aufhörte, stimmten wir nochmals von vorne an und sangen das ganze Lied der Weihnacht zum zweitenmal schallend und schlachtenfroh; wir sangen es in die buschigen bösen Augen hinein wie eine Anklage.

Derweil blieb Gnös bewegungslos und gebannt. Er blickte nicht mehr rundum. Seine Lider hatten sich gesenkt. Mit einer wie von weit, ja wie aus der Kindheit hergeholten Bewegung nahm er die Mütze ab. Und als sein blonder, verfilzter Haarschopf sichtbar wurde, glänzte darin etwas von der Unschuld knabenhaft zerzauster Köpfe im Licht der Kerzen. So stand er also und nahm den Gesang hin.

Doch ehe wir damit zu Ende kamen, griff er mit der Hand rückwärts, scheuernd und kratzend nach seiner Art und suchte den Riegel. Und da er ihn nicht fand, hob sich sein Gesicht, und nun sahen wir

alle, was darin vorgegangen war. Wer könnte es schildern! Es lag darin die Auflösung, die Verwirrung, mehr: die Ahnung. Einige von uns lachten, die meisten blieben stumm.

Es gereicht mir zur Schande, daß nicht ich auf den Verfemten zuing und ihn an den Tisch holte, sondern ein namenloser Soldat, ein einfacher Hirt. Der stieß ihn mit der Schulter an und sagte: „Na setz dich schon, du saublöder Tolm, du gscherter!“

So geschah es, daß der böseste Mensch, den wir kannten, in dieser Nacht in unserer Mitte saß. Freilich, er aß nicht, er trank nicht. Er stierte vor sich hin. Er hörte auf keinen der Zurufe, die später wieder den alten höhnischen Klang annahmen. Er erhob sich nach einer Weile, faßte die kleinen Geschenke, ein Päckchen Tabak und Zigarettenpapier, murmelte etwas wie: „Ein' schön' Dank!“ und verschwand.

Er kam niemals wieder in unseren Unterstand. Sobald er mich erblickte, grüßte er mit abgewendeten Augen. Wenn es möglich war, machte er einen Bogen um mich. Ich glaube, er fürchtete sich.

Im übrigen starb er bald danach. Seltsamerweise nicht durch ein Geschoß noch durch Rache eines Bestohlenen. Ein Hund, der uns zugelaufen war und mich bei meinen Gängen begleitete, rannte, als die Zündschnur schon brannte, der angebohrten, zur Sprengung bestimmten Felsstelle zu. Gnös erhob sich aus der Deckung und eilte dem Tier nach, um es zu retten, obgleich ihn aufgeregte Stimmen zurückschrien, und dabei fand er, den unversehrten Hund an sich gepreßt, den Tod.

Sie ritten durch den Paß.

Graf Beussel wandte sich nach den Ulanen um. Sein Atem dampfte dabei über die Schulter hinaus. Die Leute brachten ihre Pferde nur schwer durch den Schnee. Zwischen ihnen schaukelten auch einige Kosaken und Feldwebel der Fußtruppen auf Bauerngäulen. Die Petersburger Ulanen saßen noch am besten im Sattel.

Der Graf stieß seinem Pferd mit den strohumwickelten Stiefeln in die Weichen. Es sprang etliche Längen vor. Dann ritt er wieder allein vor den beiden Herren, denen der Haufen der Soldaten folgte, die Straße hinab zwischen den steilen Wäldern.

Der österreichische Hauptmann vom Regiment Bianchi, der den Russen entgegengeritten war, neigte sich dem Ulanenleutnant Sternberg zu: „Ihr Herr Major —“, aber er verstummte.

Der russische Leutnant verstand. „Ja, er ist immer so schweigsam.“ Nach einer Weile begann er schon zum drittenmal: „Herr Hauptmann, erzählen Sie,

bitte! Sind wirklich Deutsche in der Stadt? Wie Sie und ich. Und ist sie groß, die Stadt? Wir sahen seit einem Jahr nichts als verlaute Dörfer.“

Ja, Kronstadt, dem sie als Quartiermacher der russischen Hilfstruppen entgegenritten, war deutsch, uralt und reich. Aus den ungarischen Tälern Siebenbürgens drangen seit Monaten schon die Aufrührer gegen die kaisertreuen Sachsen der südlichen Landstriche an mit Feuer und Tod. Das neue Jahr 1849 hatte unter des jungen Franz Joseph Regierung übel begonnen, den Rebellen Erfolg und in General Bem einen guten Führer geschenkt. Der Hauptmann hätte sich die Schmach nicht träumen lassen, einmal die Russen aus der Walachei zur Rettung der deutschen Sache in das Kronland führen zu müssen. Daß er dabei auf deutsche Offiziere traf, die behaupteten, aus Riga zu sein, irgendwoher an einem Meer, und daß der Russen Offizierskorps zur Hälfte ihres Blutes sei — es schien ihm den Ritt erträglicher zu machen.

Er fragte: „Wie groß ist das Detachement Ihres Generals Engelhardt? Wir kennen nur ungefähre Zahlen.“

„Zweieinhalbtausend Mann zu Fuß, fünfhundert Ulanen, hundertneunzig Kosaken und acht Geschütze.“

Plötzlich stieß der Leutnant einen Ruf des Entzückens aus. Der Wald war rechts zurückgetreten vor einigen im Schnee weit hinaufschwingenden Hängen. Er stand als breiter Wall vereister Tannen vor der Steinbrust eines Gebirgsstockes, dessen Kamm sich hoch oben in den Vormittagshimmel schob.

„Der Hohenstein!“ erklärte der österreichische Hauptmann und zeigte über die Grate. „Sehen Sie dort das zurückgebeugte Antlitz eines liegenden Mannes, das von den Felsen gebildet wird?“

Die Gratlinie vor dem Blau der Ferne fügte sich zu einem riesenhaften, schweigenden Antlitz, kalt und von Schneefahnen überweht, zu einem Totengesicht von sonnenloser Blässe. Es ging mit den Reitern über dem Wald mit, der sich nun emporhob, so daß einige Minuten lang die Brust des Gebirges völlig verdeckt war, das Gesicht allein darüber ragte, als trüge man hinter den Tannenbäumen das Haupt einer urweltlichen Leiche. Dann traten die Waldfelder noch höher und verhüllten es. Die Offiziere senkten die Augen.

„Haben Sie es bemerkt? Es ähnelte Beussel“, flüsterte der Leutnant. Der Hauptmann nickte, unheimlich berührt.

Sternberg fuhr fort: „Wir heißen ihn das Totengesicht. Weil er nie lacht, seitdem er seine Frau verloren hat, vor zwei Jahren unten im Süden, wo sie ihn besucht hatte, als der Tatarenaufstand beendet schien. Sie erwartete ein Kind. Bei einem letzten Überfall wurde sie geraubt. Beussel schonte damals keinen Tataren, keine ihrer Herden, nichts. Die Frau konnten wir ihnen nicht mehr abjagen. Gefangene gestanden, daß einer ihrer Anführer an der Unglücklichen Gefallen gefunden habe. Beussel stürzte, als er es hörte, wie tot zu Boden.“

Der Hauptmann wollte fragen, in welchem Süden Tataren hausten, die Frauen raubten, aber es kam ihm zu Bewußtsein, daß diese Männer aus wilden

Fernen stammen mochten, wenn sie auch Deutsche waren; sie mußten wohl etwas von den Russen in sich haben.

Das Tal begann sich langsam zu öffnen. Man sah die Hochebene mit Dörfern und Weilern.

Am Purzentor begrüßte der Stadtkommandant Oberst Stutterheim die Herren, die absaßen. Man einigte sich rasch, nachdem die Zahl der anmarschierenden Truppen gemeldet worden war, über die Quartiere. Graf Beussel wurde gebeten, beim Stadtpfarrer Christoph von Greißing abzusteigen, wo für Gesellschaft gesorgt sei. Zwei Kameraden von den Savoyendragonern wohnten schon dort, Wiener, heitere Kavaliers, ein Reichsfreiherr, ein Prinz.

„Ich danke für die Güte“, antwortete Beussel. „Ich bitte um ein Zimmer in einfachem Bürgerhaus. Ich liebe die Gesellschafterei nicht, Pastoren noch weniger, adlig bin ich selbst. Gebt mich zu einem Handwerker, der kein Dreckkerl ist.“

„O bitte!“ Stutterheim verbeugte sich erstaunt, und ein Leutnant der städtischen Freischar übernahm es, dem Major Quartier zu beschaffen.

Er führte ihn zu einem Vetter, dem Stadtrat und Leinenweber Teutsch in der Oberen Burggasse. Das Haus war nicht still, mehr als zehn Gesellen, etliche Lehrbuben, Mägde und singende Knechte arbeiteten in den Werkstätten des Erdgeschosses. Vor dem Gebäude floß ein Bach in einem schmalen, tiefgeschachteten Holzbett die Gasse hinab, in der viele Weber wohnten und das Wasser nutzten. Unmutig ob dieses Getriebes, über das Gaffen der Leute und ihre freu-

digen Zurufe, trat der Major durch das breite Tor, fand an dem noch jungen Hausherrn nichts auszusetzen, so daß er ihm die Hand reichte und dann in das für ihn rasch geöffnete Zimmer im Oberstock schritt.

Als er beim Eintreten das Viereck der Fenster nur von einem ungeheuren waldüberströmten Berg ausgefüllt sah, dessen Spitze er erst erblicken konnte, nachdem er die Stirn an die Scheiben gepreßt und steil hinaufgespäht hatte, beschloß er endgültig, hier zu bleiben. Er drehte sich um, betrachtete den Meister und dachte eine Sekunde lang, daß dies schmale Antlitz auf der hohen Gestalt heimatlich vertraut sei, und er fühlte den sauberen Geruch der Stube die Lungen weiten.

„Herr Stadtrat!“ sagte er, wie wenn ein Quell-
äckerchen aus dem Brachfeld seines Herzens zu springen versuchte, „bin lange geritten und müde. Die zehn Mann meiner Begleitung, die bei Euch ins Quartier kommen, werden brav sein. Machen sie sich unliebsam bemerkbar, so verheimlicht es nicht. Kein Haar wird Euch gekrümmt, kein Faden genommen. Gebt ihnen zu essen, das ist Eure Pflicht — und mir auch.“

Indessen wurde er noch nicht frei, denn auf der Schwelle erschien die Meisterin, ein blühendes Weib, mit geöffneten Lippen vor weißen Zähnen. Sie streckte dem Grafen die Hand entgegen und lachte: ja, essen solle er jetzt und trinken. In der großen Stube werde gleich gedeckt. Dann möge er erzählen von seinem Ritt, woher er komme, und ob die Soldaten auch ordentliche Kerle seien. Man habe vor

den Russen ein wenig Angst, meinte sie mit leiser Stimme. Gottlob, er sei ja ein Deutscher, gut, daß er da sei.

Dies heitere Sprechen ging in wenigen Atemzügen über den Grafen, der wehrlos stand, den düsteren Kopf etwas geneigt, und die Frau musterte, die dabei ihre Unbefangenheit verlor. Seine Augen glitten in einem unwilligen Staunen über ihre helle Haut und die Grübchen in den Wangen, über das tapfere Kinn und den Ansatz der Brüste. Seit zwei Jahren hatte er mit keinem Weib gesprochen.

Aber er kam zum Mahl aus seinem Zimmer hervor, saß wirklich neben dem Meister und der Frau, die schon vorher mit dem Gesinde gegessen hatten und ihm nun Gesellschaft leisteten. Die beiden merkten bald, daß ihm die Lust nicht nach der Sonne stand, die mit einem Strahl noch in die Stube schien. Es wurde ein stilles Beisammensein. Der Wortkarge nahm im geheimen den Anblick des Tischtuches, die gesicherte Ordnung des Raumes in sein Herz, das unruhig wurde. Er erhob sich bald und sagte aus regungslosem Gesicht: „Es hat wie daheim geschmeckt!“ Die jungen Menschen lösten die Hände auseinander, die sich während des Sitzens unter der Platte verschlungen hatten. Doch als der Major nun gehen wollte, drehte sich ein Bübchen, das die Klinke gerade erreichte, um die sich ruckweise öffnende Tür ins Zimmer hinein, stockte vor dem Fremden und begann hilflos zu weinen. Dies ergab einen neuen Anstoß zum Reden, während die Mutter den Kleinen auf die Arme hob und der den Grafen mit trotzig blauen Augen musterte, den Daumen im Mund.

Dem Offizier wurde der Blick zur Folter. Er fragte nach dem Alter des Kindes, und als er hören mußte, es sei knapp zwei Jahre auf der Welt, stieß er hervor: „Der Meine könnte mit diesem jetzt wohl die Kleider tauschen, wenn es ein Junge geworden ist und wenn er lebt und wenn —“ Er starrte wie ein Irrer um sich, griff nach dem Becher auf dem Tisch, füllte ihn so hastig mit Wein, daß ihm der dunkle Saft über den Handrücken sprang, trank und wandte sich wieder. Seine Hand kam zögernd auf das Haupt des Knaben, wobei ein Tropfen von den Fingern rot über die Kinderstirne lief.

Die Bestürzung, in der er seine Gastgeber zurückließ, vermehrte sich, als sie nach einer Stunde eine fast unvorstellbare Härte des Grafen mitansehen mußten.

Einer der Russen, die in der leeren Wollkammer neben dem Stall Quartier gefunden hatten, wurde von Leutnant Sternberg, als dieser die Unterkünfte besichtigte, dabei ertappt, wie er ein Paar fremde Stiefel in der Satteltasche verbarg. Ehe die Hausleute von dem Diebstahl etwas erfahren konnten, wurden sie auf ein ungewohntes Ereignis dadurch aufmerksam, daß ein Unteroffizier und ein Soldat mit dem Leutnant in die Stube des Majors traten, der schuldige Ulan unter Gewehr hineingeführt wurde, worauf nach kurzem alle herauskamen, der Ulan taumelnd und totenbleich. Inzwischen waren im Hof vor den gaffenden Gesindeleuten die übrigen Soldaten ins Glied getreten. Der Graf verkündete ihnen, er habe als derzeit höchster Offizier der Russen in dieser Stadt den Dieb vor ein Kriegsgericht

ad hoc gestellt, das ihn zum Tode verurteilt habe. Er werde sofort erschossen.

Jetzt erst begriff der Hausherr, den die Neugierde ebenfalls herbeigeführt hatte, worum es ging, aber wenn es ihm auch die Kehle zuschnürte, er merkte noch nicht, daß die Ursache des Spruches ein Diebstahl an ihm selbst war. Da wendete sich der Major an ihn, reichte ihm die Stiefel, entschuldigte sich, daß ein Schuft unter den Leuten sei, und bat ihn, das Diebsgut dem Eigentümer zu übergeben.

„Es sind meine Stiefel“, schrie der Meister und ließ sie fallen, „ich bitte Euch, laßt den Kerl laufen!“

Seine Frau eilte zitternd heran und flehte gleich ihm um das Leben des Burschen, der sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Sie faßte den Grafen an den Händen, ihr Atem stieß ihm ins Gesicht, die Tränen sprangen ihre Wangen hinab. Wie verzaubert unter dem Anprall schloß er die Augen, dann machte er sich in jäher, wie es schien, hilfloser Wut frei und brüllte dem Leutnant einen Befehl aus verzerrtem Munde zu.

Die Soldaten marschierten klirrend ab. In dem Hof, auf den sich die Dämmerung senkte, blieb eine maßlose Stille. Die Lehrjungen drängten durchs Tor hinaus und blickten den Russen nach, die den kurzen Weg zur Stadtmauer hinaufschritten. Der Major hielt, als wäre er auf den Fleck hingebannt, die Augen zu Boden, die Hände auf den Säbel gestützt. Sie lauschten atemschwer. Doch die Gewehrshalve, die bald herüberpeitschte, wurde aufgenommen vom lang hindröhnenden Vesperläuten des Domes, das in

derselben Sekunde einsetzte, als wollte es die Seele des Ulanen in die östliche Ferne hinauswiegen.

Der Graf hob das Haupt, während alle noch unter den Erztönen bebend horchten, und sagte aus einem staunenden und gerade darum in diesem Augenblick unheimlichen Gesicht zur Frau: „Solche Glocken hörte ich seit vielen Jahren nicht, oh, sie sind wunderbar!“

Der Stadtrat führte später Leutnant Sternberg zum rumänischen Popen, der auf seine Fürsprache dem Gerichteten eine Grabstelle freigab. Als sie zurückkehrten, hatte ihm der junge Offizier die Geschichte des Majors erzählt und ihm auch mitgeteilt, daß General Engelhardt jede Verfehlung seiner Truppen im Freundesland mit dem Tode zu bestrafen befohlen habe. Eiserne Kriegszucht sei die Ehre des Offizierskorps.

Als der Meister dann allein durch das Haustor getreten war, ging er langsam über den Hof, wo das Gesinde noch in Gruppen stand. Er hörte den Russen zu, die in der Wollkammer traurige Töne sangen, ein fremdes auf- und abschwellendes Lied, wie er es nie gehört hatte. Es gemahnte ihn an ein fernes Heulen, herangeweht über endlose Ebenen der Trauer. Oben in der Schlafstube, wo seine Frau mit verwirrtem Gesicht am Bett des Kindes saß, nahm er die Bibel vom Bücherbrett und begann daraus laut zu lesen, bis das Lied verhallte und die Rufe des Nachtwächters ins Haus drangen, darin der Schlaf in vielen Wellen rauschte.

Am nächsten Abend rückte General Engelhardt in die Stadt. Vor dem Rathaus empfingen ihn der Rat,

die Geistlichkeit und die kaiserlichen Offiziere. Die Gymnasiasten brachten ihm einen Fackelzug und ein Ständchen, worauf Wein in großen Kannen in den Festsaal getragen wurde.

Zwei Tage später schlug Engelhardt die sich heranwagenden Ungarn auf den städtischen Äckern. Bei dem Gefecht wurde Beussel durch den Säbelhieb eines Kossuthreiters an der Stirn verletzt und lag danach etliche Wochen einsam, nur von den Besuchen des Arztes gestört, im Bett.

Der Weg zu seiner Stube führte durch die Küche, und die Meisterin sah oft, obschon sie den Wunden nie erblickte, das Innere des Raumes voll blauem Rauch, wenn ein Soldat das Essen hineintrug. Sie spürte die dunkle Nähe des Einsamen, den sie bedauerte und fürchtete.

Schon nach wenigen Tagen war ihr Bübchen einmal ins Zimmer des Offiziers gelaufen. Sie stand derweil mit klopfendem Herzen vor der halboffenen Tür, unsicher, ob sie den Kleinen zurückrufen solle. Doch dann hörte sie, wie ihn der Graf mit spröder Stimme lockte, die, ungewohnt zu Kindern zu sprechen, dennoch von Sehnsucht durchtönt war, und der lauschenden Frau trat das Naß in die Augen.

So geschah es nun täglich des öfteren, daß der Knabe in die Stube rannte, mit seinem unverständlichen Sprechen den Gast wohl erheiterte, denn dessen Lachen drang manchmal in die Küche hinaus wie ein plötzliches Gewitter. Der Junge schleppte allerlei Dinge des Grafen fort, ritt auf dem Säbel, den er kaum über den Boden schleifen konnte, durch die Wohnung und weinte, wollte man ihm den Zu-

tritt zum Kranken verwehren. Bald rief der Major, der sein Schicksal in den müßigen Tagen und im Frieden des Hauses kaum noch ertrug, selbst nach dem Kinde. Und die Mutter schickte es ihm.

Was diese Besuche, die sich über drei Wochen erstreckt hatten, für den Grafen bedeuteten, ermaßen die Eltern erst, als er wieder genesen über die Schwelle trat und mit dem Stadtrat zu sprechen begehrte. Nachdem die Männer sich in eine Ecke gesetzt, meinte er, sein Los sei wohl schon bekannt geworden, denn unter den Offizieren gebe es Schwätzer wie den Sternberg. Der Meister nickte. Nun, fuhr der Major fort, dies erleichtere das Verständnis für sein Anliegen, das vielleicht seltsam erscheine und ungewöhnlich, aber ruhig geprüft werden möge. Er sehe, daß dieses Haus sich gutbestellt und reich darbiete, doch sei es eben — er erlaube sich es zu äußern — ein bürgerliches Haus, das neben viel Arbeit und Enge die Ehre der Bescheidenheit fordere. Jeder Vater freue sich, wenn sein Sohn in ein größeres Dasein aufsteigen könne. Dies aber wolle er dem kleinen Julius ermöglichen, sagte er mit plötzlich zitternder Stimme. Er sei Herr weiter Güter in Kurland und einiger Schlösser. Kurz, er wolle das Kind an Sohnes Statt zu sich nehmen und zum alleinigen Erben bestimmen. Er plane, wenn ihm dieser Wunsch erfüllt werde, den Abschied aus dem Heer zu erbitten und mit dem Jungen nach Norden zu reisen.

Der Meister, der gebannt zugehört hatte, erhob sich dunkel vor Empörung.

Er möge bleiben, rief der Graf, nun gleichfalls

stehend, er möge bleiben und ihn anhören! Ein hundertfach bedeutsameres Leben könne er dem Knaben bieten als dessen leibhaftiger Vater. Die Beussels seien Generale und Minister gewesen, Botschafter und Statthalter. Er sei der Letzte seines Stammes. Er habe mit Ehrfurcht bemerkt, daß die Frau des Stadtrates wieder gesegnet sei. Er wolle seinen Antrag fünf oder sechs Jahre aufrechterhalten, warten, bis mehrere Kinder das Haus füllten, und dann noch einmal um den Jungen bitten. Und während er den Meister an den Schultern packte, sagte er, bitten wolle er wie ein Bettler um das Brot des Lebens.

Der Stadtrat erwiderte, von Mitleid und Wut durchbebt, Gott werde dem Grafen ein zweites Weib schenken; er sei ja nicht alt...

Doch hier schrie der Major mit rasendem Antlitz: „Mensch, versteht Ihr denn nicht! Sie lebt! Sie lebt jeden Tag, den ich lebe! Und wie, Meister, und wie lebt sie! Heiraten soll ich, heiraten und dabei täglich vor mir sehen, was sie von den tatarischen Hunden erdulden muß! Meister, habt Ihr kein Herz im Leibe?“

Er beugte sich vor und stöhnte: „Stirbt Euch ein Weib, so ist sie in Gott verewigt. Wenn Ihr sie aber tausendfach verloren habt wie ich und dennoch wißt, sie atmet wie Ihr atmet, so geht und nehmt Euch eine andere!“

Er starrte mit Augen, aus denen das Böse funkelte, an dem Stadtrat vorbei. „Meister, es gibt für jede Tat einen Lohn. Das ist ein Gesetz! Ich habe keine Tat begangen, für die ich hätte so zahlen müssen. Ihr begreift es nicht, aber Gott ist heute in meiner

Schuld. Was immer ich täte, ich habe es schon beglichen.“ Seine Züge entspannten sich. Er sagte leise: „Gebt mir den Jungen!“

Und dann, nachdem er vor dem erschütterten und wortlos steifen Mann einen Augenblick gezögert hatte, verließ er die Stube.

Mit diesem Zwischenfall war ein Schatten ins Haus gedrunken. Die junge Frau, bisher leicht und beweglich trotz der Bürde, die sie trug, schlich durch die Räume. Sie nickte bloß, unfähig, fortan mit ihm zu sprechen, wenn der Major grüßend an ihr vorüberging. Sie hinderte das Kind, in sein Zimmer zu laufen — und hörte es doch täglich durch die Tür jauchzen, während sie stumm an der Küchenwand lehnte und auf die Klinke blickte, bis die sich endlich wieder bewegte.

Der Graf ließ keine Silbe mehr von seinem Wunsche verlauten, er sprach höflich, aber doch immer wie aus einem Nebel, was zu sprechen nötig war; seine Seelenpein durchdrang wie ein Geist Tür und Wort und Gedanken.

Zu gleicher Zeit wurden die Nachrichten von den verstreuten Kampffeldern des Berglandes ungünstiger. Beussel, zum Verbindungs-offizier der Russen im Stabe des Obersten Stutterheim ernannt, ritt neuerlich gegen die Ungarn aus und kehrte nach manchem Scharmützel zurück. Nach dem Fall Hermannstadts trat auch der Meister in die Bürgerwehr und leistete von der ersten Stunde an in den Äckern Vorpostendienst, immer einen Tag und eine Nacht hindurch, ehe er für die gleiche Frist heimkommen durfte. Da saß seine Frau oft allein, das neue Leben unter dem

Herzen, das zweijährige Kind vor den Füßen, und blickte in die Schatten einer Zukunft, die undurchdringlich drohte.

In solches Warten trommelten an einem Nachmittag Mitte März die Schlegel der Bürgerwehr auf die Kalbfelle, straßab, straßauf: Kund sei getan den Bürgern, daß der österreichische Oberbefehlshaber Siebenbürgens, General Puchner, vor den Ungarn das Weite gesucht habe und nun auch die Russen samt den Kaiserlichen aus der Stadt noch in dieser Nacht durch die Pässe abzögen. Ruhe sei geboten. Der Feind stehe noch weit. Jeder Bürger verfüge sich unverzüglich an seinen Platz in der Wehr, damit den vorläufigen Siegern in der Frühe der Platz ordnungsgemäß übergeben werden könne, bis der Kaiser, der die deutsche Sache nicht verraten werde, neue Hilfe sende.

Hinter den Trommeln schritt die Angst durch die Straßen. Der Meister küßte sein Weib und rannte, die Flinte umgehängt, aus dem Tor, die Knechte hinterher. Im Hof klirrten die Russen.

Als um Mitternacht der Abmarsch begann, stand plötzlich der Major vor der Frau, die sich noch nicht zur Ruhe gelegt hatte, stand und starrte sie mit unbeherrschten Augen wild an. Sie begriff, daß er das Kind zu sehen wünschte. Abwehrend hob sie die Hand. Doch ehe ein Wort über seine Lippen drang, hatte er sich verbeugt und war durch die Tür entwichen. Sie atmete mühsam auf und lauschte, die Schläfen in die Fäuste gepreßt, bis der Lärm der Truppen verhallt war. Dann vergewisserte sie sich, daß der Knabe ruhig schlief, und eilte zu einer

Nachbarin, weil sie die Stille des Hauses nicht mehr ertrug.

Während sie dort am Herde saß, galoppierte ein Reiter die Gasse wieder herauf. Sie hörte es und trat, nachdem der Hufschlag jäh verklungen war, ans Fenster. Da erblickte sie im vagen Lichtschein, der ins Dunkel hinaustastete, wie der Major aus dem Tor ihres Hauses stürzte, ein großes Bündel im Arm, in den Sattel stieg und davonjagte, wobei er den hell aufblitzenden Säbel in die Scheide stieß.

Mehr tot als lebendig wankte die Frau einen Augenblick später in die Schlafstube ihres Kindes. Die Decke des leeren Bettchens hing auf den Boden herab und leuchtete ihr entgegen.

Sie schrie vergebens nach ihren Leuten, hastete die Treppe hinab in den Hof, zog die Pferde aus dem Stall, und als schließlich ein alter rumänischer Knecht herbeilief, stieß sie ihn mit den Fäusten an die Stränge. Mit ihm, der im Hause das Gnadenbrot aß, fuhr sie zum Schwarzgässer Tor, fragte dort, wo die Schar ihres Mannes Dienst tue, und vernahm, es sei in den westlichen Äckern, fern von dem Paß, durch den die Russen und die Kaiserlichen abmarschierten. „Fahr zu!“ rief sie und trieb selbst die Pferde in die Nacht hinaus. In ihr Gesicht wehte der kalte Nachwinterwind und der Glanz der Sterne.

Sie erreichte die Nachhut der Reiterei, kaiserliche Husaren. Sie erzählte gehetzt dem ersten Offizier, den sie sah, ihre Not, aber der verstand sie nicht. Sie lenkte das Gefährt von der überfüllten Straße ab in den gefrorenen Acker. Undeutlich klapperten

die Hufe der Husaren an ihr Ohr. Bald erkannte sie, daß sie Dragoner überholte, dann Fußvolk und Geschütze, aber immer noch waren es Kaiserliche. Sie nahte rasch dem Gebirge, in Angst, daß die Russen schon den Paßeingang betreten hätten und ein Vorfahren nicht mehr glücken werde. Sie hielt sich wieder näher an die Truppe und rief aus der Gnade der Eingebung: „Wo ist Major Beussel! Er soll halten!“

Und in die Nacht hinein fingen die Soldaten den Ruf auf, als sei er der Befehl an einen Offizier, der vorn reiten mochte.

„Major Beussel!“ sprang es von Mann zu Mann weiter, sprang schon in der Ferne über auf die Russen, die alle den finsternen Grafen kannten und dessen Namen weitergaben, „Major Beussel!“ über das langsam ziehende östliche Heer, das in den Paß eingedrungen war.

Der Graf trabte im Graben der Straße rasch an den marschierenden Abteilungen vorbei. Er wußte nichts als das eine: vorwärts! Er wiederholte nichts als das eine: „Gott sei's gedankt, daß ich die Frau nicht antraf!“ Er peitschte sein Pferd. Die Linke tastete oft nach dem Kind, das in einen Pelz gewickelt war, offenen Auges lag und staunend und still. „Beussel, wohin?“ hörte er es neben und schon hinter sich, wenn ihn die Fackeln bestrahlten, die hier und da entflammt worden waren. Doch plötzlich bäumten sich Rufe wie ein Strom durchs Tal herauf, vom Echo der Bergwände gedoppelt und verdreifacht, „Beussel!“ durch die Nacht, „Beussel zurück!“

Der Graf hielt erschrocken an. Er äugte über die

Schulter nach hinten. Die Schlucht war eng geworden. Die Tannen standen rot im Fackelschein. Hoch oben drückte der Himmel aus dem Hohenstein das Totenantlitz vor dem sich hebenden Mond empor.

Der Graf suchte, wo er das Kind verbergen konnte. Er ritt einige Schritte vorwärts. Noch immer flutete der Ruf: „Beussell!“, eine neue Welle. Er wendete das Pferd und ritt zurück. Er dachte, das Bübchen in einen Troßkarren zu legen. Keiner polterte heran, so weit er blicken konnte in der unklaren Helle der Nacht. Er ritt rascher nach hinten. Offiziere winkten ihm zu. Immer noch Fußvolk, endlich einige Gefährte. Er spähte ins erste, spähte ins zweite. Die Fahrer waren ihm unbekannt. Er ritt weiter zurück. Wieder Reiterei. Kosaken. Nochmals Wagen und dahinter seine Ulanen und hinter denen — er sah es genau in dem sich öffnenden Paßeingang — zweihundert Schritt weit die Österreicher. Sternberg hielt vor ihm.

„Wer rief mich?“

„Von den Kaiserlichen kam es“, antwortete der Leutnant und starrte mit aufgerissenen Augen auf das Kind. Seine Hand hob sich, staunend stieß er hervor: „Graf, das ist doch . . .“

„Sternberg, der Kleine bleibt im Troßwagen. Decken Sie ihn warm!“

Er legte ihn selbst ins Stroh, befahl dem Fahrer Achtsamkeit, so ihm sein Leben lieb. Er werde gleich wieder da sein. Nachdem er sich aufgerichtet, nickte er Sternberg drohend zu, gab dem Pferd die Sporen und fegte den Österreichern entgegen.

„Sie wünschen mich zu sprechen“, keuchte er, vor

Oberst Stutterheim haltend. Der verneinte erstaunt. Der Ruf sei von hinten gekommen. Die Herren des Stabes umschlossen ihn, angedrängt von den heranmarschierenden Truppen. „Ein Irrtum“, meinten einige; er möge mit ihnen weiterreiten; und aus den Worten klang es, sein Platz sei als Verbindungsoffizier doch bei Stutterheim.

Bevor er aber antworten konnte, trieb knapp an dem sich zur Paßenge schließenden Hang ein leichtes Stadtgefährt rücksichtslos vorbei und durch den Graben auf die Straße herauf. Es hielt. Ein Weib schrie mit heiserer Stimme Beussels Namen.

Der Ring der Reiter öffnete sich. Auf dem Wagen stand, die hellen Haare ins Gesicht geschüttelt, von den Fackeln wild überstrahlt, die den meisten Offizieren bekannte Frau des Stadtrates. Mit jedem Wort, das sie schrie, stieß der warme Nebel ihres Herzens heraus. Sie schien nicht zu wissen, vor wem sie war. Sie sah niemand an. Sie erkannte den Major nicht, der das Haupt in den Nacken warf und die Augen ins Gebirge richtete.

Stutterheim faßte die Mutter an der Schulter, rüttelte sie, rief sie an. Ihr Blick fiel auf ihn. Sie stammelte.

„Graf Beussel hat meinen Buben mitgenommen!“

Hinter den Offizieren staute sich der Vortrab der Österreicher. Der Oberst gab mit erhobener Hand das Zeichen zum Halten, dann wandte er sich dem Grafen zu.

Als der noch immer unbeweglich in die Ferne starrte, reckte er sich etwas im Sattel und räusperte sich.

Da sagte Beussel, ohne sich zu bewegen: „Herr Oberst, schicken Sie bitte einen Reiter zum letzten Planwagen der Petersburger Ulanen! Mein Befehl: Leutnant Sternberg soll das Kind übergeben. Ich bleibe bis dahin in Ihrer Gewalt.“

Die kaiserlichen Offiziere saßen steif vor Verblüffung auf ihren unruhigen Pferden. Durch die Stille, die vom entschwindenden Lärm der Russen und dem Gebrodel der Österreicher umfaßt war, klang der Galopp eines Reiters in den Paß hinauf. Als der Mann wiederkehrte, ritt er im Trab. Die Mutter sah ihm, noch immer im Wagen stehend, unverwandt entgegen. Das Schweigen lastete. Über dem Kamm des Hohensteins schwebte der Mond in einem Himmel, den der Morgen schon entfärbte.

Stöhnend riß die Frau das Kind an sich, drehte es dem Lichte zu, betrachtete es. Die Lippen des Knaben bewegten sich. Er plapperte und regte sich im Pelzbündel. Während ihr die Tränen über die Wangen stürzten, rief die Frau: „Nach Hause, Mihail, wir fahren nach Hause!“

Tief über den Kleinen gebeugt, den sie an die Brust preßte, setzte sie sich auf die Wagenbank und flüsterte: „Fahre vorsichtig, Mihail!“

Oberst Stutterheim blickte ihr, die Hand am Helm, nach.

Als sie in der Dämmerung am Waldrand verschwunden war, erklang seine Stimme sehr kühl und über die Schulter hinweg: „Wir sind Bundesgenossen Ihres Zaren, Graf. Das verschließt uns den Mund vor diesem Unbegreiflichen. Unter Offizieren habe ich wohl nichts mehr zu sagen.“

Beussels Körper zuckte, als erlitt er einen Schlag. Seine Rechte bemühte sich, nach dem Säbel zu fassen. Sie sank kraftlos. Die Österreicher setzten sich in Gang. Ein Ruf drang durch den Lärm: „Gott helfe der Frau auf dem Heimweg!“

Trappelnd zogen die Savoyendragonier, ein kleiner Beritt. Dann rasselnde Haubitzen, die ächzend mahlenden Räder des Trosses, Fußvolk, das ganze Regiment Bianchi, nochmals Dragoner, zuletzt Husaren. Am Straßenrand so weit zurückgedrängt, daß die Hinterhufe des Pferdes im Graben stampften, ließ der Graf die Kaiserlichen vorübermarschieren. Hinter der letzten Schwadron zog er den Säbel und ritt dem Wagen nach.

Er erkannte im Aufsteigen des Tages, daß die Frau die Heerstraße mied und am Waldrand der Stadt zulenkte. Sie mochte daran gedacht haben, daß die Freischärler bald auftauchen mußten, und fürchtete sie. Der Major hielt das Fahrzeug im Auge, er selbst aber blieb im Schutze der Bäume. Helle fiel über das Land und lag wie Wellen von Glut im eisigen Acker. Weit hinter den nördlichen Hügelketten wolkte Rauch in den aufblauenden Himmel. Langsam fuhr der Wagen, langsam folgte der Graf. Aus dem Forst hauchte es kalt, über den Nacken strich manchmal der Sonnenschein wie ein linder Atem. Das Roß stolperte auf dem steilen Waldrain, schnaubte und wollte ins Freie laufen. Beussel zwang es zurück.

Das Gefährt rollte nun über die Felder vor dem Schneckenberg, hinter dem die Stadt hervorlugte. Der Major sah den Kutscher plötzlich die Peitsche

schwingen und sah in derselben Sekunde auf der Straße einen Schwarm ungarischer Husaren, die sich wie eine Woge stauten, jäh abdrehten und dem Wagen nachjagten. Im Nu hatten sie ihn erreicht, umzingelt und zum Halten gebracht.

Da gab Graf Beussel dem Pferd die Sporen. Er löste sich aus den Bäumen, fegte über die Wiesen heran, allein über die verschneiten Ackerfurchen, den Säbel blitzend vor der Stirne, und schrie laut in den echohungrigen Vormittag.

Die Kossuthhusaren wurden aufmerksam. Ihre Rosse tanzten. Die Hände an den Brauen, suchten sie die Kleidung des nahenden Reiters zu erkennen. Dann zogen sie blank. Sieben oder acht sprengten ihm entgegen. Mit wahnwitziger Wut hieb er den ersten aus dem Sattel, riß sein Tier herum, traf den zweiten, schoß die Pistole doppelt ab und fehlte nicht.

Ein Wimperzucken lang ohne Gegner, erspähte er, daß der Wagen, von niemand begleitet, wieder fuhr. Da warf er die Arme empor, und seinen Lippen entrang sich, indessen das Pferd unter hartem Zügelgriff aufgebäumt wendete, ein unsäglich befreites Brüllen. Das Haupt ins Geflatter der Mähne gesenkt, brauste er vor den Verfolgern ins Gehölz hinein.

Die Husaren durchstöberten die Säume des Waldes, doch bald verloren sie die Fährte auf dem gefrorenen Boden. Später sahen sie das reiterlose Pferd des Flüchtigen in die Felder hinaustraben und fingen es ein.

Inzwischen wurde die Mutter von einem Rebellen-

hauptmann, den sie um Schutz gebeten hatte, in die Stadt geleitet. Der Offizier nahm gleich Quartier im Hause des Meisters. Es war ein Deutscher aus Kaschau, von den Kaiserlichen entlassen, aus Trotz bei den Ungarn. Auf die Bitte des Stadtrates ließ er den Forst durchstreifen, in dem der Major verschwunden war. Vergebens. Man mußte annehmen, der Graf habe sich zu seiner Truppe hindurchgeschlichen.

Als im Sommer aber die Kaiserlichen das Land säuberten und durch die Fluren endlich wieder Kinder laufen konnten, fanden Knaben auf dem Waldkamm vor dem Antlitz des Hohensteins eine Leiche. Die Bürgerwehr barg den Toten, dessen Knochenhand den Pistolenkolben noch hielt. Über dem Herzen war die Ulanka durchschossen.

Knapp ehe die erste schreckliche Herrschaft der Roten in Ungarn von den Rumänen zerschlagen wurde und sich damit das Seltsame begab, daß der äußere Feind Niederlage und Freiheit zugleich brachte, damals im Juli 1919, während der Kampf noch in der Schwebelage verharrte, lagen die beiden Heere eine Zeitlang Gesicht zu Gesicht, getrennt von der Theiß, während die Bauern hüben und drüben den Weizen schnitten. Bei den Rumänen, die seit dem Sturz des Doppeladlers mit der Einverleibung mehrerer Gebiete beschäftigt waren, standen auch die von ihnen wieder zusammengezogenen, ehemals österreichischen Regimenter Siebenbürgens; es waren ziemlich ungebändigte Einheiten, weil sie bis vor etlichen Monaten unter kaiserlichem Befehl und an Seite der Ungarn gegen die Truppen, mit denen sie jetzt Schulterföhlung halten mußten, gefochten hatten. Die tragische Pflicht, fortan auf einstige Kameraden zu schießen, teilten in ihren Reihen Zehntausende von Deutschen der Karpaten.

Ein solcher Deutscher, nun rumänischer Leutnant, bemühte sich in der Stadt Kun-Szent-Márton, wo er nahe der Front den Platzkommandanten machte, das von den verjagten Roten angerichtete Elend zu lindern, so weit er es konnte. Wenngleich er sich darüber keine Rechenschaft ablegte, umspannte sein junges Herz nach gut kaiserlicher Art unverändert alle Völker im weiten Donauraum, mochten sie sich jetzt auch in die Haare geraten sein. Daher betreute er seine Soldaten nicht eifriger, als er den Bürgern und Bauern ihr Recht verschaffte, das er oft genug schlimm gebeugt fand.

Eines Morgens erschien bei ihm eine derbe und schöne, etwa dreißigjährige Pußtafrau, deren Antlitz von abgründiger Erregung bebt; sie erhob nach hastigem Gruß die laute Stimme zu einer furchtbaren Anklage, die sie tränenlos, glühend von Rache sucht und ohne Abschweifung vortrug.

Sie hatte in der Nacht neben ihrem Mann geschlafen, beide müde nach dem ersten Erntetag, als sie davon erwachte, daß der Kettenhund des einsamen Gehöftes rasend bellte. Sie blickte zum Fenster und sah davor eine Gestalt gegen den Mondhimmel groß vorüberschleichen, dunkel das Gesicht und dunkel darüber die hinten und vorn aufgezipfelte Mütze, wie rumänische Soldaten sie trugen. Gleich darauf fiel ein Schuß. Vom Schreck gelähmt, vernahm sie in unheimlicher Stille vorsichtig herantastende Schritte, weckte schleunigst den Garten, der wohl im Schützengraben gelernt hatte, bei jedem Lärm zu schlafen. Obschon sie ihn warnte, riß er, mit einem Satz aus den Federn, die unver-

sperrte Tür auf, trat über die Schwelle, und schon traf ihn der zweite Schuß. Die Kugel durchbohrte ihm den Nabel, die „Mutterwurzel des Lebens“, wie die Bäuerin mit der bildhaften Sprachgewalt einfacher Leute erschauernd hinzufügte, als sei es wider Gott, daß der Tod an dieser Stelle eindringen durfte. Doch zeigte der Verwundete noch so viel Kraft, den Mörder zu packen, der sich aus dem Handgemenge wild aufschreiend löste und floh. Ihr Mann sank zusammen. Sie schleppte ihn ins Zimmer. Ehe er dort verschied, stöhnte er mehrmals, er habe den Soldaten in den Daumen gebissen.

„Daran werden Sie ihn erkennen, Herr Leutnant!“ rief die Frau und hob mit einer Bewegung, die den Jüngling erschütterte, die Fäuste zum Himmel, „Gott gebe dem Verfluchten dasselbe Ende wie meinem armen Hans!“

Der Offizier verständigte unverzüglich die in der Nähe einquartierten Truppen von der Schandtat und ließ sich beim Appell seiner eigenen Kompanie die Hände aller Männer zeigen. Keiner trug das verräterische Mal, keiner auch bei den übrigen Abteilungen, wie ihm bald gemeldet wurde. Als er aber am nächsten Tag aus wirren, vom Bild der Pußtafrau gequälten Träumen auffuhr, griff er sich jäh erleuchtet an die Stirne. Er kleidete sich eilig an, warf den Mantel um und lief ins Lazarett, das im Saal einer Wirtschaft armselig untergebracht war. Polternd schlug die Tür ins Schloß bei seinem Eintreten, und die Augen der in langer Reihe liegenden Verwundeten drehten sich ihm wie aufzuckende Sterne aus der Düsternis des Raumes zu. Mit dem

ersten Blick entdeckte er einen hageren Kerl, der die Rechte schnell unter die Decke schob. Er riß ihm die Hülle weg, sah und schrie: „Du hast den Bauer ermordet. Steh auf!“

Der Ertappte war der Korporal Cocos von einer Kompanie aus der Umgebung; er leugnete nicht, entschuldigte sich aber damit, er habe nur Beute gesucht. Vom Hundegebell wütend gemacht, sei sein Gewehr — der Teufel hole es! — zweimal losgegangen, weiß Gott, wie das geschehen konnte! Was hätte er jetzt tun sollen? Er kannte den Kommiß und malte sich aus, wie bei allen Kompanien bald jeder Mann dem Feldwebel den Daumen vorzeigen müsse. Darum sei er ins Lazarett gegangen, als habe ihn auf dem Weg zur Stadt ein fürchterlicher Leibschmerz überfallen. Bei der Untersuchung wickelte er das Hemd um die Hand; der Arzt — Gott segne ihn, kurzsichtig sei er, ein guter Mensch! — habe zur weiteren Beobachtung Bettruhe befohlen.

Das sagte der Kerl, stand dabei bloßfüßig stramm in Hemd und Unterhose und preßte den blutverquollenen Daumen an den Oberschenkel. Der Leutnant ließ ihn in den Arrest bringen und sandte der Bäuerin Nachricht, der Mörder ihres Mannes sei gefaßt, sie werde demnächst als Zeugin vor dem Kriegsgericht zu erscheinen haben.

Die Kampfergebnisse erzwangen freilich einen anderen Verlauf. Am 19. Juli überschritten die roten Divisionen die Theiß bei Szentes und Szolnok und trieben die Rumänen zurück. Am Abend empfing der Leutnant den Befehl, zur Verstärkung der weichenden Truppen marschfähige Kranke und alle

Häftlinge des Standortes zu ihren Abteilungen zu schicken, selbst aber eine andere Kompanie bei Ücsöd zu übernehmen. Er erließ sofort die nötigen Anordnungen. Als die Nacht endete, ging er vor seiner neuen Einheit durch dichte Weizenfelder dem Feind entgegen.

Auf dessen Vorposten traf er bei einer Feldscheune, ließ ausschwärmen und warf sie im Sturm, mußte jedoch, als ihn rechtsher ein Maschinengewehr unter Feuer setzte, einschwenken und Deckung suchen. Während er sich ausspähend von der Erde halb emporhob, erblickte er plötzlich in nächster Nähe zwischen der ihm noch unbekannten Mannschaft den Korporal Cocos. Mit besonderem Eifer hielt der Kerl seine Gruppe zusammen, schoß selber emsig, wendete dann aber den Kopf unter dem Stahlhelm, bäugte den Leutnant, schoß wieder und starrte darauf nochmals herüber, schoß sogleich aufs neue und brüllte Befehle. In diesem Treiben beobachtete er offenbar weniger den Feind als den Offizier, den die Vermutung befiel, der Mörder, als dessen Kompanieführer er sich so unerwartet entdeckte, wolle ihn entweder zu günstiger Sekunde abknallen oder sich als tapferer Soldat hervortun, um dadurch sein Schicksal zu bessern.

Indessen hinderte das Gefecht den Leutnant, sich darüber weiter Gedanken zu machen. Die Bedienung des ungarischen Maschinengewehrs zog sich zurück. Der Angriff konnte vorgetragen werden; neue Feinde drangen aus den Getreidefluren; und der Kampf verwandelte sich in ein wechselvolles, den ganzen Tag andauerndes Ringen, wobei der Offizier den

Korporal aus den Augen verlor. Gegen Abend wurde er überdies am Oberschenkel verwundet und trat den Befehl an einen Feldwebel ab. Notdürftig verbunden lag er im Korn, bis die Sanitätsstreife ihn auffas und auf einem Bauernwagen durch die siegreich heranströmenden Reserven wegführte.

Seine Verletzungen waren weder arg noch sonderlich schmerzhaft, doch währte die rüttelnde Fahrt lang und wuchs sich zur Folter aus, nachdem man bei tiefer Dunkelheit einen zweiten Verwundeten neben ihn gelegt hatte. Der anscheinend schwer getroffene Kamerad brüllte und stöhnte, schlug auch, taub für Trostwerte, um sich und verriet mit jeder Bewegung, mit Schreien und winselnd hervorgestoßenen Seufzern, daß er in unvorstellbarer Weise litt. Nach Stunden erst wurde er ruhiger und schließlich so still, daß ihm der Offizier besorgt ans Gesicht tastete. Es war warm.

In einem Gehöft wurden beide unter trüben Notlichtern aus dem Gefährt gehoben und an der Hauswand nebeneinander auf Stroh gebettet, da die Stuben von Verwundeten überfüllt waren.

Morgensonne weckte den Leutnant aus kurzem Schlummer. Er sah, von Müdigkeit benommen, sich gegenüber den Stall, daneben die leere Hundehütte, dann weiter in der Tiefe des Hofes einen Ziehbrunnen mit dem auf hoher Gabel eben sinkenden Brunnenbalken, von dem die Stange herabhing und den Eimer in den Wasserschacht tauchte. Eine Bäuerin schob sie empor, füllte den Zuber und kam mit diesem heran.

Es war, wie der Leutnant in freudiger Aufwallung

feststellte, die Pußtafrau, die ihn jüngst um Hilfe gebeten hatte. Daß er in ihrem Gehöft lag, dünkte ihn eine gute Verheißung. Er rief sie an, die ihn ebenfalls erkannte, herzulief, niederkniete und mit gerungenen Händen seinen Zustand bejammerte. Ach, es sei der Rede nicht wert, sagte er und bat um Wasser. Sie sprang davon, kehrte mit einem Becher zurück, schwenkte ihn aus und reichte den Trunk, indem sie den Arm unter den Nacken des Offiziers schob. Die Wange an ihre warme Brust geschmiegt, erquickte ihn das Naß. Danach ließ er den Blick klarer in die Umgebung schweifen. Der Hof, obgleich etliches Heeresgut darin abgeladen war, wirkte auf ihn beglückend friedlich, da sich in der Morgenstille kein Soldat zeigte. Nur er ruhte hier und neben ihm der Kamerad der nächtlichen Fahrt, dem er nun zum erstenmal in das vom Tag entschleierte Angesicht sehen konnte.

Entsetzt zuckte er zusammen. Da lag mit aufgerissenen Augen der Korporal Cocos und starrte, von Schmerzen gelähmt und dem Tode verfallen, aber geistig so wach, wie er vorher wohl nie gewesen war, in fürchterlichem Erkennen auf den Offizier und die Frau und den Hof, wohin ihn das Schicksal zurückgeführt hatte. In seine sich langsam versteinernenden Züge prägte sich eine irdisch nicht faßbare Angst ein. So lag er, im Sterben verdammt, bis zum letzten Herzschlag seines Verbrechens zu gedenken.

Dem Leutnant raubte heilige Scheu die Sprache. Er konnte nur mit zitternder, um Ehrfurcht bittender Gebärde die Frau auf das verräterische Zeichen

am Daumen des röchelnden Soldaten hinweisen.

Sie aber, als blendete sie ein Blitz, warf sich zu Boden, rutschte auf den Knien zum Korporal, an dessen Qual sie sich schwer atmend weidete. Dann duckte sie sich über ihn und grub das blutige Gewirr der Binden von seinem Leib weg, grub sich bis zur bloßen Wunde vor, und trunken starrend zog sie die feuchten Hände langsam zurück.

Hierauf erhob sie sich zur vollen Höhe, bot das Antlitz wie im Gebet dem Himmel dar und rief, ehe sie schluchzend im Hause verschwand, mit schallender Stimme: „Gott sei gelobt, Gott sei gelobt!“

Überwältigt von der Gewalt des Weibes vermochte sich der Leutnant lange nicht zu regen. Als er endlich zum Korporal hinblickte, fand er ihn tot, gestorben wie der Bauer an einem Schuß in den Nabel, in die Mutterwurzel des Lebens.

Wir hören oft von Menschen, die sich in Wäldern verirrt haben oder von wilden Tieren bedroht wurden und denen, als der Tod schon die Finger nach ihnen streckte, ein guter Geist wie aus leichtem Nebel entgegentrat, um sie auf den Pfad zurückzuleiten. Wer selbst einmal von der Bahn abkam und lang in der Ödnis suchte, ob ihm ein Ausschlupf Wiederkehr ins Menschenland böte, und nach verzweifelter Schreien verstummt nur noch stumpf dahinwankte, jählings aber ein Licht entdeckte, das vor ihm flackerte und ihn hineinzog in die Wärme einer Ortschaft; der weiß: solche Geschichten sind wahr, der gute Geist lebt. Doch daß aus der Wildnis jemand durch eine scheinbar verständliche Erfindung menschlicher Wissenschaft gerettet wurde und dann doch ans Wunder glauben mußte, sei hier erzählt.

In der berühmtesten, einst wehrhaften, von Deutschen in die Südostkarpaten gebauten Stadt endet eine ansteigende Straße, die früher zur Wallmauer führte, an einem großen dreistöckigen Haus. Es ist

nicht sonderlich schön, auch häßlich nicht mit seiner hellen Front und verkörpert in allen Maßen die Baugesinnung jener Zeit, als im Lande die Wiener Kunst mit den später wieder verschwundenen kaiserlichen Herren Eingang gefunden hatte. Was die Einheimischen an dem Gebäude bemerkenswert dünkt — die Jugend weiß nichts mehr davon —, ist der düstere Zweck, für den es ehemals bestimmt war. Noch gibt es sehr alte Menschen, die gesehen haben, daß hier Verbrecher eingeliefert wurden, und die es in der Kindheit nicht anders kannten, als daß täglich das Klirren von Ketten durch die Gasse herauflärmte und sich dann etliche Fenster auftaten, Frauen und Männer mit gelinder Neugier herauspähten, wer wohl da wieder ins Zuchthaus getrieben würde. Es waren meist die gleichen Gestalten unbekannter Bauern und Landstreicher, von den Gendarmen blau und grün geprügelt; sie tappten müde vor den Bütteln her und stolpterten durchs Tor, worauf der Schlüssel im Schloß dreimal krachte und die Stille danach unheimlich war.

Nur ein- oder zweimal im Jahr schritt die Majestät eines anderen, unsichtbaren und entsetzlichen Gastes durch die Straße. Der rührte an, die darin wohnten, seine Gegenwart stach durch Wand und Stuben und Küchen, sein Anhauch ließ jedes Herz frösteln. Dies geschah, wenn ein armer Sünder im Hof des Kerkers gerichtet werden sollte.

Man henkte damals nicht mehr auf offenem Anger, die Menschen drängten sich nicht zum Todesschauspiel wie in vergangenen Zeiten, denn nun war schon seit langem kein Feind an den Toren gestanden, die

Männer hatten das Blutvergießen weder geübt noch mochten sie es, die Mädchen gar weinten gern über den Gedichtbüchern, die von der Leipziger Messe weit über tausend Meilen herangekarrt wurden; niemand wollte es in jener biedermännischen Welt wahrnehmen, daß Urteil und Hochgericht notwendig sind, um Samtkäppchen und Lavendel zu schützen. Mußte das Böse dennoch ausgerottet werden, so schwebte das Grauen durch die stille Gasse wochenlang vor- und nachher, die Fenster schlossen sich, und nur wer sehr kühn war, brachte es fertig, am Zuchthaus entlangzueilen und einen scheuen Blick darauf zu werfen. Die übrigen liefen abgewendeten Gesichts vorüber, und ächzte zufällig der Torflügel, so versagten ihnen die Füße. Vollends am Tag der Hinrichtung hockte alles in den hintersten Zimmern, um nichts zu hören, obgleich sich die Ohren spitzten und mehr erlauschten, als zu vernehmen möglich war, denn die Henkersknechte sorgten dafür, daß die Sünder, ehe sie baumelten, nicht laut wurden.

Einmal aber erhorchten die Ängstlichen doch das wirkliche, furchtbare Schreien einer Todgeweihten, das durch die Fenster und Türen drang, Haus um Haus durchjammerte und in den Seelen nachgellte. Es war das schrille Heulen einer Bauerndirn von fünfzehn Jahren, die ihr Liebeskind zu erdrosseln versucht hatte und sich vor dem Galgen aus den Händen der Zigeuner, die hier den Nachrichter machten, losriß, wild und irr mit Sprung und Gebrüll immer wieder entwich, als die Häscher, erst lachend, bald aber in rasender Wut vergebens das

junge Wesen zu fassen versuchten; und einer griff schließlich ein Scheit vom Holzstapel, schleuderte es auf das Mädchen, und die anderen folgten dem Beispiel und schmissen Kloben um Kloben, trafen die kreuz und quer Jagende und mußten nochmals und nochmals werfen, bis sie zusammensank, an den Haaren gepackt, zum Seil geschleift, mit großer Anstrengung aufgeknüpft, erst still war, als ihr der Atem abgeschnürt stockte.

Dieses Schreien vergaß niemand, der es gehört hatte, und es mochte wohl die Ursache dafür sein, daß hier keine Hinrichtung mehr stattfand. Doch half das nichts gegen den Spuk, der am alten Gebäude haften blieb. Zwar behauptete man nicht, daß die Gerichtete umgehe, aber wer das Haus sah, dem graute. Der große Baum, der damals im Hof des Gefängnisses sproß und seine Äste allmählich bis an die Innenmauern ausbreitete, schien den Gassenbewohnern, wenn sie ihn manchmal durchs offene Tor erblickten, als sei er aus dem unfruchtbaren Holz des Galgens entkeimt, und sie haßten die Buche.

Dann aber starben die meisten, die von den beängstigenden Geschehnissen wußten, der Bau diente längst nicht mehr als Kerker, war Ämtern überstellt, die darin Papier bekritzelten, wurde hierauf Mietern und Stadtarmen vergeben, und die Greise, die schon gelebt hatten, als das Zuchthaus, wie es noch immer hieß, den Namen zu Recht trug, erinnerten sich auch nur selten daran. Der Graus war erloschen. Auf den Stufen vor dem ähznenden Tor spielten die Enkel und bald deren Kinder.

Unter ihnen befand sich vor dem ersten Weltkrieg ein Junge, der im Waisenhaus aufwuchs, da seine Eltern gestorben waren, bevor er sprechen konnte. Andere Angehörige hatte er, wie es hieß, nicht. Die Vorfahren seines Vaters moderten auf dem Friedhof; woher aber seine Mutter stammte, war ungewiß; eines Morgens hatte man sie, noch in Windeln, mit einem Zettel, der ihren Namen und Geburtstag, sonst jedoch nichts verriet, auf den Stufen derselben Waisenanstalt gefunden, in der jetzt ihr Sohn herumtollte, und wie er war sie dort aufgezogen worden. Er selbst kannte als seine Nächsten nur die Hausschwestern, die ihn betreuten, und später den Tischlermeister, dem er als Lehrbub und Ziehsohn überantwortet wurde.

Bei diesem rechtschaffenen Mann nahm sein Schicksal eine entscheidende Wendung. Obgleich er sich anständig erwies, liebte er das Handwerk nicht; er benützte die Nachtstunden, aus Büchern soviel als möglich zu lernen, um in freilich kaum abschätzbarer Zukunft einen anderen Berufsweg einschlagen zu können. Der Pflegevater beobachtete seine Bemühungen und erlaubte ihm nach längerem Überlegen den Besuch des Gymnasiums. Spenden sonstiger Helfer taten ein übriges, und so verwandelte sich der sechzehnjährige Lehrling in einen Schüler, der mit unbändigem Eifer nachholte, was er versäumt, und schließlich die Reifeprüfung zugleich mit seinen Altersgenossen bestand.

Über seine Jahre hinaus gefestigt und einsichtig, was er, neben der Härte der Waisenschaft, des Vormunds sicherer Führung verdankte, wurde ihm aber

auch der Blick erschlossen für die dunklen, fortwirkenden Geheimnisse der Stadt. Der Meister zählte zu den wenigen Menschen, die es treibt, das Vergangene zu begreifen; er berichtete seinem Zögling gern von all dem, was er hörte, in Chroniken las und sich, vielleicht recht willkürlich, zusammenreimte. So wußte der Knabe als einziger unter den Spielgefährten vom Schreien der letzten Sünderin, die im Hof des Kerkers gehenkt worden war, von jener Bauerntochter, die ihr Kind hatte erdrosseln wollen. Er sprach darüber nie, weil er fühlte, daß der Schauer, den die Geschichte in ihm weckte, die anderen Buben so tief nicht anfassen würde.

Ihn allerdings begleitete die verstaubte Begebenheit, als gehörte sie zu seinem Leben wie ein Schatten voll Finsternis und Grausamkeit, der jedoch einer tröstlichen Färbung nicht ganz entbehrte. Stets wenn er darüber nachsann, wie arg es für ihn sei, allein auf Erden zu stehen, ohne Eltern und Geschwister und Verwandte, tröstete er sich am Los des Kindes, das die Gehenkten so einsam, wie er es war, zurückgelassen hatte, aber unvergleichlich elender. Seine eigenen Eltern waren ja ordentliche Leute gewesen, von denen sich, quälte ihn die Traurigkeit, in herrlichen Bildern träumen ließ. Demgegenüber hatte die Bauerntochter das Abscheulichste verbrochen, was sich ein Teufel ausdenken konnte: ihr eigenes Kind töten wollen, das ihrer bedurfte und von dem sie sicherlich einmal heiß geliebt worden wäre. Welch ein unglückliches Geschöpf, das Kleine, da man es gerettet hatte! Kind einer Gehenkten! Das wog an Jammer mehr als alles, was der elternlose Junge litt

und sich an Schrecklichem auszumalen vermochte. Darum nahm er für natürlich an, das armselige Wesen sei seit langem gestorben; es gab ja dazumal, als die Hinrichtung geschah, jenes Waisenhaus nicht, das seiner Mutter und ihm Zuflucht geboten hatte.

Der Krieg brach aus. Der Jüngling, der sich gerade zur Hochschule rüstete, zog begeistert ins Feld, kam in der folgenden Zeit nur einmal in die Stadt nach dem Tode des Meisters, aus dessen Hinterlassenschaft ihm ein Teil zufloß. Mit dem kleinen Schatz hoffte er später die Universität zu beziehen, was ihm glückte, bloß schmolz das Geld nach der Niederlage unerwartet rasch dahin, und die letzten Studienjahre verliefen deshalb notvoll zwischen Gelegenheitsarbeiten und Hörsaalstunden. Es dauerte lange, bis er die Prüfungen ablegen konnte und endlich wieder in die Heimatstadt zurückkehrte, um dort als Arzt zu wirken.

Bei der Anmeldung in der Ärztekammer verlangte man von ihm die Vorlage seiner Papiere. Er hatte sie vollzählig mit, doch zeigte es sich, daß der Geburtsschein unleserlich geworden war und erneuert werden mußte. Er ging deshalb zum Rathaus; dort fiel sein Blick ins offene Buch auf dem Tisch des Beamten. Er las den vertrauten Namen der Eltern, die er nie mit Verstand gesehen hatte, und bemerkte ein angeheftetes, erst vor einigen Jahren beschriebenes Blatt, das offensichtlich zur Ergänzung der kargen Eintragungen diente. Es enthalte, erklärte der Amtmann, die Aussagen einer uralten Person, die sich hier eines Tages eingefunden habe, nicht eben zur Freude der Behörde, doch mit so glaubwürdigen

Unterlagen, daß man all dies zu Papier bringen und außerdem dem Weibsbild, denn um ein solches handle es sich, eine städtische Armenwohnung geben mußte.

„Wenn ich mich nicht irre, ist es Ihre Großmutter“, fuhr der Beamte fort, „lesen Sie selbst!“

Aufs äußerste betroffen nahm der Arzt das Blatt.

Da erfuhr er nun, daß seine auf den Stufen des Waisenhauses einst aufgefundene Mutter das uneheliche Kind eines Mädchens war, das ein verabschiedeter Soldat aufgezogen hatte und das, nachdem es sich der unerwünschten Tochter entledigt, mehr als ein Halbjahrhundert in der Welt herumgestrolcht, im Krieg jedoch unvermutet heimgekehrt war. Von ihren Eltern behauptete die Greisin nichts zu wissen außer den Namen, obgleich man ihr — sagte der Beamte — hierin keinen Glauben schenken dürfe, denn sie kichere und zeige sich seltsam erregt, wenn die Sprache darauf komme, aber wer kenne sich schon bei einem so närrischen Menschen aus! Darüber allerdings bestehe kein Zweifel, daß sie in der Stadt heimatberechtigt sei. Das Protokoll des Ratsbeschlusses, der sie im Säuglingsalter dem Soldaten zur Aufzucht überwiesen, habe sich im Archiv aufstöbern lassen, ebenso die Meldung dieses Ziehvaters, daß sie aus seinem Haus hochschwanger verschwunden sei. Beide Vermerke verrieten leider nichts über ihre Eltern. Daß sie schließlich das ausgesetzte wenige Tage alte Mädchen tatsächlich geboren habe, ergebe sich aus der Übereinstimmung mit dem Zettel, den sie damals dem Kind beigelegt hatte und der noch aufbewahrt werde.

„Es ist Ihre Großmutter“, sagte der Beamte mit bedauerndem Achselzucken.

„Wo wohnt sie?“

„In einem Stübchen des alten Zuchthauses“, war die Antwort, die den Arzt noch mehr als das bisher Gehörte bedrückte.

Verwirrt betrat er die Straße. Wie oft hatte er sich nach Angehörigen gesehnt! Nun, da er sich mit dem Alleinsein abgefunden, wurde ihm wie zum Hohn plötzlich eine Großmutter beschert — und welch ein Weib! Unwahrscheinlich alt, von häßlichem Lebenswandel, ohne Liebe für das eigene Blut und ohne nachweisliche Eltern! Ein wahrer Ahnensumpf tat sich da auf.

Während er zum Zuchthaus schritt, kam ihm immer widerwärtiger zum Bewußtsein, welche Bewandnis es einst mit diesem Gebäude gehabt hatte. Das Dunkel der Meisterstube, von der rötlichen Petroleumlampe wenig erhellt, stand wieder um ihn; die unheimlichen Geschichten des verstorbenen Tischlers, der Schauer der Kindheit nahmen ihn in Besitz; wo hätte eine liederliche Großmutter sinnvoller hausen können als im Kerkerbau? Er zögerte lang, die Klinke am ächzenden Schloß niederzudrücken und einzutreten.

Mittlerweile war der frühe Oktoberabend herabgesunken und ließ die Hofmauern noch mächtiger ragen als bei Tag. Der Baum in der Mitte rauschte mit schütterten Blättern. Der Arzt wunderte sich, als er unter der Buche verharrte, daß aus keinem der vielen Fenster Licht herausfiel, was ein Zufall war, ihn aber traurig und unheimlich berührte. Er be-

wegte sich nicht, die Finsternis nahm zu, er konnte nicht zehn Spannen weit blicken und erschrak daher, als er leises Gehen hörte.

Mühsam erkannte er eine Greisin, die im Dunkel einem Klumpen glich, ein schwer atmendes Weib, das dicht vor ihm anhielt, ihn ein Weilchen anstarrte, dann plötzlich kichernd an seinem Ärmel zupfte und erfreut war, als er zusammenzuckte.

„Ja, ja“, lachte sie, „so ein starker Mann und fürchtet sich. Jedes Blatt voll Blut! Unten liegen sie, unter der Wurzel, Tausende — Tausende — aber mich würgt keine mehr — nein, nein, nie mehr.“

Mochte sie erwartet haben, er werde noch entsetzter zusammenfahren, oder ärgerte es sie, daß er wortlos verharrte, die Alte verstummte jäh, knurrte einen Fluch und schlurfte davon, während der Arzt nun vom Grauen überwältigt taumelte, den Stamm anfaßte, ihn sofort wieder losließ und zum Tor eilte, nach der Klinke tastete, aber zitternd an die Mauer zurückfiel.

Da traf ihn ein dünner Lichtstreif. Willenlos wendete er sich und folgte dem hellen Faden zurück in den Hof auf ein ebenerdiges Fenster zu, durch das er das Weib wieder erblickte, wie es fortwährend murmelnd, eine Kerze in den Fingern, bedachtsam in der Stube hantierte. Er rührte sich lange nicht von der Stelle und beobachtete ihr Treiben, das nichts Sonderliches hatte. Gebeugt, verwehrlost und häßlich, bereitete sie sich das Abendessen. Schließlich schlich er an ihre Tür, flammte ein Streichholz an und las den Familiennamen seiner Mutter auf einem Kärtchen.

Jahrelang war er im Krieg gewesen und hatte sich auch vor- und nachher bewährt, aber hier anzuklopfen vermochte er nicht. Er schlug den Kragen hoch und floh auf die Gasse, deren Laternen ihn kalt beglänzten. Als er in seinem Zimmer stand und Tisch und Bett in vertrauter Ordnung gewährte, hängte er den Mantel an die Wand, kehrte sich um und sah dabei auf dem Boden ein Buchenblatt liegen, das ihm wohl im Hof des Zuchthauses auf Hut oder Schulter gefallen war und das er heimgetragen hatte. Er hob es auf. Sorgfältig musterte er die Aderung der vergilbten leblosen Fläche, welche einer toten Kinderhand ähnelte, wie er schauernd vermeinte. Er warf es von sich. Es schwebte, kreiste und segelte unter das Bett.

Darauf verließ er die Stube und ging planlos wieder durch die Straßen, dann einen Waldpfad hinauf, der sich in die Berge erstreckte. Im eisigen Anhauch der Luft beschleunigte sich sein Schritt, und je länger er lief, um so ungeheurer türmten sich vor ihm die Hindernisse auf, die er vom Bekanntwerden seiner dunklen Abstammung befürchtete. Die Herkunft von einer Mörderin und einer Landstreicherin, die als Stadtarme sicher ein wunderliches, scheel betrachtetes Leben vor den Nachbarn führte, würde ihn um den Erfolg aller Bemühungen im Beruf bringen. Und wie sollte er sich der Großmutter gegenüber verhalten, an der dauernd vorüberzusehen unmöglich war?

Diese Sorgen erschienen ihm jedoch bald übertrieben. Dafür gewann das Unheimliche wachsend Gewalt über den einsam in die Dunkelheit hasten-

den Mann. Den sauberen Grund seines Daseins glaubte er zerstört, und dies im Augenblick, als er endlich wie andere Menschen in der Mitte geordneter Zustände einwurzeln sollte. Von unten fühlte er sich, aus den Abgründen der Geburt herabgezogen wie in Schlamm. Nicht mehr auf fester Erde fußte er, er blieb mit dem Morast verbunden, so heftig sich sein Wesen dagegen auch auflehnte.

War es nicht, überlegte er verzweifelt, ein Werk teuflischer Mächte, daß er als einziger unter den Knaben der Schulzeit die Geschichte des Bauernmädchens vernommen, daß er sie — als hätte er geahnt, was sie für ihn bedeutete! — nie jemand erzählt, sie als Geheimnis gehütet und sich mit vernichtender Blindheit sogar glücklich gepriesen hatte, wenn er des Loses gedachte, das er dem gewürgten Säugling andichtete! Enttäuschung und Trug! Abgefeimte Bosheit des Schicksals, das ihn jetzt ins Bodenlose stürzte! Sein Mitleid galt einer Landstreicherin. Was hätte sie sonst sein sollen als einer Mörderin Tochter? Und was war er selbst, der beiden das Leben verdankte? O gewiß, seine Eltern, sie hatten am Schmutz nicht teil; die Mutter, der reine Keim aus faulem Stamm, war begnadet worden, früh zu sterben, und wußte nichts von ihrer Herkunft; sie zog den Vater bald ins Grab nach; nur ihr Sohn allein blieb, um ins Grauenhafte, an den Galgen der Urahnin und an den Dirnenstab der Großmutter zurückgerissen zu werden.

Er fühlte sich verworfen, die ausweglose, wieder erwachte Angst seiner einsamen, nach Mutterliebe sehnsüchtigen Kindheit bäumte sich auf und raubte

ihm die klare Überlegung. Er rannte hin und stöhnte, nichts könne ihn retten als ein Wunder, doch Wunder, lachte er, für ihn gäbe es keins.

Inzwischen hatte es zu schneien begonnen, ohne daß er es anfangs bemerkte. Bloß daß der Pfad glatter wurde, spürte er, und da watete er schon im kalten Brei. Wind lärmte in den noch belaubten Bäumen, die allmählich den Tannen wichen.

Als er auf einer Lichtung anhielt, um Atem zu schöpfen, begriff er, daß er sich tief im Gebirge befand, sah sich um, erschrak und besann sich. Bis zur Stadt war es weiter als bis zum nächsten, ihm aus der Jugend vertrauten Schutzhaus. Ernüchtert, denn das Wetter ging in einen Schneesturm über, beschloß er, die Baude aufzusuchen, und begrüßte im Heulen, das answoll, und im Wirbel der Flocken den Widerhall, das Echo seines Geschicks und nahm den Kampf mit dem Toben grimmig auf. Es war ihm recht, auch diesem Feind Anklage und Fluch entgegenzuschleudern.

Nach Stunden warf ihn die Erschöpfung nieder. Er gab sich verloren und empfand Genugtuung darüber; vielleicht erwies der Tod sich ihm als Freund.

Indessen flauten die Winde rasch ab, lautlos fiel der Schnee auf ihn. Er hörte im Schlaf seltsames Summen und Knistern, das sein Hinsterben sein mochte oder der Herzschlag des Alls. Sphärische Klänge, Singen und Schwingen. Doch dann im halben Erwachen schien es Tanzmusik zu sein und nicht mehr jene himmlischen Geigen, die ihn umschwebt, nein, das taktfeste Jubeln menschlicher Lust.

Er stützte sich auf und horchte. Aus einer genau

bestimmbaren Richtung floß es heran, Flötenton und Gefiedel; er kannte den Tanz und entsetzte sich, daß diese leichtfertige Erinnerung ihn an der Schwelle des Erlöschens heimsuchte. Aber er irrte sich nicht, er hörte es wirklich so heiter und sehr nahe spielen. Nun brach es ab. Händeklatschen wie im Ballsaal, wenn die Tänzer die Wiederholung des Stückes wünschen, folgte nach, und gleich darauf erscholl eine Stimme, die etwas verkündete, was er nicht verstand; ihm war sie ein Anruf, und der zwang ihn, sich zu erheben.

Er torkelte den Worten entgegen, und es bedurfte weniger Schritte nur, um durch die Flocken rötlichen Dunst zu ersichten. Eine Sekunde später erblickte er den offenen lichtausstrahlenden Eingang der Hütte, kam heran, wie sich ein Ertrinkender mit letzter Kraft aus den Wellen stemmt. Als er die Tür erreichte und sich daran lehnte, brauste Musik auf; er sah ums Rundfunkgerät Bergsteiger tanzen, Männer und Mädchen, die sich jäh voneinander lösten, und sie starrten auf das Gespenst, das durchnäßte, schneebedeckte in den dünnen Straßenschuhen und im Sommermantel. Die Klänge allein rauschten fort, wogten schwungvoll aus, bis das Beifallklatschen nochmals aus dem Kasten lärmte und die Stimme etwas verkündete, was er nicht verstand.

Man brachte ihm Tee, man hüllte ihn in Decken, man bettete ihn zur Ruhe.

Der Morgen fand ihn stark und gesund.

Wenn er später über sein Abenteuer hätte reden wollen, so wäre es dies gewesen, daß ihn eine Tanzweise aus Berlin hinweg über tausend Meilen im

Karpatenwald gerettet hatte, und das sei kein Zufall, sondern ein Wunder, aber er schwieg. Eine große Zuversicht lenkte sein Leben seit jener Nacht, in der, wie er tags darauf erfuhr — und auch hierüber hätte er nie zu sprechen vermocht —, die arme Greisin im alten Zuchthaus gestorben war.

Die Schlucht

In den Karpaten, nahe einem Berghof, liegt das Grab eines Deutschen. Den hat der erste Weltkrieg gefällt, achtzehn Jahre nach Friedensschluß. Ein Bauernweib schmückte seine Ruhestatt mit Enzian und Alpenrosen. Ein Almbursch schnitzte ein Kreuz dafür. Später brachten fremde Arbeiter einen Marmorblock aus dem Tal herauf; so weiß und glatt war der, wie es hier noch niemand gesehen. Er komme von weither, aus Berlin, wo der Tote Frau und Kind hinterlassen habe, was aus den eingehauenen deutschen Buchstaben zu lesen sei, sagten die Arbeiter, zogen hierauf das Holzkreuz aus der Erde, senkten statt dessen den Block ein und gingen am Abend davon. Der Almbursch, der sie hatte gewähren lassen, hob sein Kreuz auf und stieß es, dem Steinmal gegenüber, wieder in den Boden. Zwei Zeichen hüten seither die Stätte.

Während des großen Kriegs zu einer Stunde, als die Dämmerung über den Bergen zerrann und in

den Tälern das Blau der Nacht anschwell, hielt mit seinen Ulanen ein junger Leutnant vor dem Wirtshaus eines von Troßtruppen überfüllten Karpatendorfs weit hinter der Front.

Er schwang sich aus dem Sattel, trat ins Gebäude, wo der Ortskommandant, ein Feldwebel, gebot, und forderte Quartier. Da stellte es sich heraus, daß wohl eine Scheune für Roß und Leute bereitstand, doch für den Offizier kein Bett. Der aber war wochenlang auf dem Pferd gesessen und hatte nachts im Heu geschlafen, so daß ihn die Sehnsucht nach einem reinen Lager fast verzehrte. Eigensinnig bedrängte er den Unteroffizier, ihm zu schaffen, was kein Hexenmeister aufzutreiben vermochte, und wußte nicht, daß er weniger nach Kissen und Leintuch begehrte als nach einer karg bemessenen Pause im unaufhaltsam gleichförmig und düster verrinnenden Strom der heißen Wochen, die hinter ihm lagen und seiner noch harrten.

Ja, meinte schließlich der Feldwebel, es stehe wohl noch ein unbesetzter Waldhof seitab auf dem Hang, den bisher nie jemand zum Quartier gewählt habe, weil der Weg dahin, obgleich nicht lang, steil und mühsam sei; wenn der Leutnant dies jedoch in Kauf nehmen wolle, so könne er sogleich einen Führer haben, der ihn dorthin bringe, den Einödbauer selbst, den ein Requirierungsbefehl ins Dorf gewiesen und der vor dem Tor noch warte.

Der Offizier befahl, den Mann zu holen, und erklärte sich, als er ihm ins Auge geblickt hatte, willens, das Quartier aufzusuchen, ließ sein Gepäck bei den Ulanen in der Scheune, da er morgen in aller



Frühe weiterreiten mußte, und folgte dann dem Alten bergan.

Nach einem kurzen Stück des Pfads, der erst eine dunkle Alm hinanzog, trat der Bauer hinter den Leutnant und meinte freundlich in fremder Sprache, er müsse ihn nun, wo es durch den Wald gehe, an mancher Stelle am Koppel fassen, um ihn an den Abstürzen vorüberzuleiten. Darauf tauchten sie in die Tannenfinsternis, durch die manchmal ein Rauschen wogte. Oben, über den tausend Spitzen des Forstes, begleitete sie das gestirnte Himmelsblau, in das sie wie aus einem Schacht hinaufsahen. Unter den Stiefeln des Reiters knirschte der Steig, während der Bauer auf weichen Bundschuhen lautlos darüber hinglitt. Obgleich der Offizier die führende Hand des Begleiters ununterbrochen spürte, war ihm zumute wie einem Verzauberten, der durch einen Traum voll Kühle, Wälderatem und Bergstille einsam schreitet — unfassbar beglückend nach sovielen staubigen Ritten in trockenem Flachland, nach den lauten Männerstimmen, die ihn niemals allein gelassen hatten, nach Kampf und Not.

Einmal tobte ein Bach tief unter ihnen. Der Leutnant tastete mit zögerndem Fuß, tappte auf die als Brücke dienenden, in der Nacht völlig unsichtbaren Baumstämme, über die ihn mit festerem Griff der Bauer lenkte. Hoch gingen sie auf schwingendem Holz über die Schlucht. Da war es ihm über dieser von unten heranhauchenden und rufenden Wasserflut, als berühre ihn das Drohen jener unsäglichen Abgründigkeit, in die ein aus dem Schlaf geschrecktes Kind hineinstarrt.

Bald ahnte er mehr, als er es erblickte, daß ein Haus vor ihnen aufwuchs. Der Bauer griff an ihm vorbei, öffnete scheinbar eine Tür der Finsternis und schob den Leutnant über die Schwelle in einen warmen Raum, den die Feuerstelle mäßig erhellte. Als er eine Kerze entzündete, erwachte mit frohem Laut auf dem riesigen Schlafofen über dem Glutloch ein Mädchen. Es streckte ein Bein über die Lagerkante herab, langsam das zweite und saß nun da im Hemd mit rotbeleuchteten Waden über den Männern, verblüfft und zunächst wie gebannt. Bei einer noch unwillkürlichen Bewegung des Körpers fielen ihr die schwarzen Zöpfe über die Schulter. Da vermeinte der Leutnant den Duft der Strähnen einzuatmen, stand, schon bisher wie im Traum, noch tiefer gefesselt auf den schwingenden Brücken einer zeitfernen und doch lebensseligen Verwunschenheit.

Der Bauer lud den Regungslosen zum Sitzen ein. Das Mädchen sprang herunter, wobei das Hemd über die Schenkel hochschlug, und drückte den vollen Arm geschämig vor die rotgewordenen Wangen. Dann schlüpfte sie in den Kittel, war damit schon angekleidet und aller Scheu bar, während der Offizier noch immer verwirrt das Koppel abschnallte und sich niedersetzte. Flink kniete sie vor ihn hin und zog ihm, der leicht widerstrebte, die Stiefel mit kräftigem Ruck aus. Sie lachte dabei zu ihm empor, die Augen aus dem etwas geneigten Gesicht groß aufgeschlagen und blank von jenem neugierigen Blick, den alles junge Volk aufeinander richtet, wenn es sich jählings gegenübersteht. Freilich, kein Wort, das sie sprach, begriff er, und keins, zu dem er

sich nun erraffte, verstand sie, doch das erhöhte bloß die wachsende Fröhlichkeit des Mädchens.

Der Bauer nahm Brot und Speck aus dem Wandschrank. Sie lief und brachte Milch, während sie hurtig plaudernd den Vater ausforschte. Der Leutnant saß stumm am Tisch, fühlte durch die Socken den warmen Lehm Boden und den Strahl des Ofens am Antlitz. Er sah die kleine kahle Stube bewegt von den Schatten des Lichts und hörte den Atem des Waldes ans Haus wogen wie ein ruhiges Meer.

Mit der uralten Gebärde der Aufforderung zum Mahl deutete der Bauer auf das Essen. Bevor er das Brot anschnitt, ritzte er das Kreuz hinein. Sie tranken Milch. Sie aßen Käse und Speck. Hierauf wurde dem Offizier auf dem Ofen, wo bisher das Mädchen geschlafen hatte, das Bett neu gerichtet.

Allein gelassen, warf er die Uniform ab, stieg zu frieden in die Decken und streckte sich unter dem rauhen Leinen, bereit zu schlafen wie seit Monaten nicht. Ehe ihm die Lider zufielen, kam auf Zehenspitzen das heitere Wesen nochmals herein, nahm die Kerze, die brennend auf dem Tisch geblieben war, und wandte sich damit zur Tür, ihm aus den Augenwinkeln einen Gutenachtgruß zublinzelnd. Da streckte er ihr die Hand entgegen, als bäte er sie näher. Sie stockte und spähte mit lauschend erstarrten Zügen eine Weile auf die Finger des Mannes, die sich allmählich hoben und durch die Luft glitten, als wölbte sich das Haupt der Wartenden und Unschlüssigen unter ihnen; aber wieder zu ihm hinaufzublicken, wagte sie nicht, und schließlich trug eine zögernde Bewegung das in seiner Verhaltenheit

doppelt reizvolle Kind über die Schwelle hinaus.

Es war noch Nacht, als der Leutnant, durch den Taschenwecker aus dem Schlaf gerissen, vom Lager in die abgekühlte Stube sprang. Er suchte nach einem Licht, fand es nicht und war gezwungen, sich im Dunkeln anzukleiden. Dabei stieß er an den Stuhl, horchte dem Geräusch nach und merkte, daß sich im Nebenraum, aus dem ein Schimmer herein-sickerte, Schritte näherten. Das Mädchen trat ein und brachte die Kerze. Sie standen sich wie ertappt gegenüber, und da sie mit Worten zueinander nicht sprechen konnten, regten sie die Lippen in lautloser Scheu, Auge in Auge verloren, bis das junge Geschöpf den Kopf, der sich zur Schulter senkte, aus seinem Blick zog und sich abkehrte. Rasch ging sie zum Schrank und trug Brot und Geschirr auf den Tisch.

War es das Klirren des Messers, das Klingeln seiner Sporen, was ihn aus der wartenden Süße des Augenblicks auffahren ließ? Er hielt plötzlich das Mädchen in den Armen und fühlte ihren Mund unter dem seinen sich öffnen.

Als er, den warmen Körper an sich gepreßt, mit Zeichen nach dem Bauer fragte, schüttelte sie wild das Haupt und deutete an, der schlafe noch; sie wolle den Gast selbst zu Tal führen; er möge sich nur still verhalten; und drängte sich ihm glühend zu.

Die Ulanen waren aufgesessen — da erst stürmte der Leutnant auf den Dorfplatz, der sich im Dämern eben erhellte. Mit einem Satz im Sattel, ergriff er die Zügel.

Sie ritten hinaus. Er bog sich oft suchend zu-

rück. Aus dem beschatteten Morgen brachen die rauschenden Wälder hervor. Er sah sie von Hufschlag zu Hufschlag deutlicher um das Tal wogen. Er wußte nicht, wo er das Tor dieser dunkelgrünen Herrlichkeit in der Nacht durchschritten hatte, wo er es im Tagesgrau, von einer liebkosenden Hand geführt, verlassen, nicht, wo jene Schlucht lag, wo jener Steig...

Wohl achtzehn Jahre später, als der Leutnant längst Sattel und Reitzug verkauft hatte und in Berlin bei einer Tiefbaugesellschaft beschäftigt war, wurde er wieder in dieselbe Gegend der Karpaten geschickt, um die Anlage von Tunnels für eine Eisenbahnstrecke zu beaufsichtigen, deren viele der junge östliche Staat damals errichten ließ in den Provinzen, aus denen er sich nach dem Krieg durch die freigebige Laune der Geschichte hatte bilden dürfen.

Der Ingenieur ließ Frau und Tochter zurück und machte sich bereit, mehrere Monate, wenn nicht gar Jahre, in der Wildnis zuzubringen, wohin ihn weniger der erhöhte Verdienst lockte als jene Verführung der Ferne, die jeden bezaubert, der einmal jahrelang auf der Sattelwiege durch die Welt schaukeln durfte.

Er dachte auch, als er Abschied nahm, daß er manche schon betretene Straße wieder gehen werde; und tatsächlich, ein Wind des Willkommens schien ihn durch das Zugsfenster bei der Einfahrt in die riesigen Tannenwälder zu begrüßen, die wie einst rauschten. Indessen erkannte er kein Dörfchen

wieder, durch das ihn die Bahn trug. Orte und Landschaft bedünkten ihn zwar, als habe er sie hundertmal besucht, doch erinnerte ihn nichts an einen besonderen Tag, und da erst wurde er dessen inne, wie rasch und rücksichtslos ihn hier der Krieg hindurchgehetzt hatte.

Nach einigen Wochen war ihm der Dienst im Berginnern ebenso gewohnt wie das Treiben in den Hütten auf dem Tunnelvorplatz, wo auch die Tagelöhner ärmlich hausten, während ihn ein Auto aus einer öden Mietwohnung der kleinen Stadt am Paßausgang allmorgens zur Arbeitsstelle brachte. Es war ein Leben und Werken, nicht anders als bei einem gleichen Unternehmen in der Heimat, bloß an Annehmlichkeiten geringer und Ärger reicher. Das eigentlich Abenteuerliche, das er ersehnt hatte, wollte keineswegs aufsteigen. Vor allem die Arbeiter bereiteten ihm Mühe. Sie zeigten sich faul, durch Trunksucht unzuverlässig und streitsüchtig; wurden sie hart angefaßt, so nötigte ihre Unterwürfigkeit auch keine Achtung ab. Er wäre ihrer kaum Herr geworden, hätte er den Aufsehern nicht die landesübliche brutale Menschenbehandlung abgelernt, die sich bis zu Schlägen steigern durfte, wobei er sich davor hütete, selbst zuzuschlagen, denn das zu tun, begriff er, gezielte bloß den kleinen Vorgesetzten.

Einmal freilich ergab es sich, daß eine Ohrfeige die einzig passende Antwort auf eine Bedrohung durch einen Burschen war, diesem selbst vorteilhafter, als wenn er den Gendarmen übergeben worden wäre. Der Kerl zeigte sich flink bei der Arbeit, anstellig auch über seinen einfachen Dienst hinaus, so

daß er dem Ingenieur in der Menge der anderen auf-
fiel und von ihm gern gelitten wurde. Bei besonderen
Aufträgen griff er freudig zu und vergaß sich daran
mit einer Hingabe, daß man meinen konnte, er ver-
diene es, ein wichtigeres Handwerk zu treiben als
die Steinklopferei oder was sich beim Bau als vor-
dringliche Beschäftigung für Tagelöhner anbot. Doch
quälte den hellhäutigen Lummel eine friedlose Ge-
hetztheit, vermutlich weil ihn die übrigen oft hän-
selten, seiner Jugend wegen oder einer anderen Ur-
sache halber. Kam es dabei zu Zwisten, so prügelte
er sich blindlings und verübte allerlei Unfug.

Als sich dies arg häufte, der ganze Bauplatz sei-
nerwegen von Gehässigkeit und Lärm tobte, ent-
schloß sich der Ingenieur, den Burschen zu entlassen.
Kaum hatte dieser durch den Dolmetsch vernom-
men, was über ihn verhängt worden war, so griff er
nach einem Stein und drang damit auf den Deut-
schen ein, und da eben klatschte ihm dessen Hand
ins Gesicht vor den Augen der Belegschaft, die sich
in knechtischem Beifall nicht genug zu tun wußte.
Ernüchtert, von der Feindschaft aller umbrüllt,
stand der Junge bis ins Herz getroffen da, ließ sich
den Lohn in die Finger drücken, sprang in die
Schlafhütte, aus der er nach kurzem, sein Bündel
unterm Arm, hervorschoß und geradewegs die Lehne
hinstieg. Er ging dabei unwahrscheinlich schnell
mit langen, sicheren, berggewohnten Schritten, deren
federnde Kraft dem Ingenieur wieder wie so man-
ches an dem Burschen derart gefiel, daß er ein Ge-
fühl des Bedauerns verspürte, als er ihn nun im
Wald verschwinden sah.

Bald lernte er einen deutschen Forstmann kennen, ein Rauhbein, das er an anderen Orten kaum beachtet hätte. Hier schloß er mit ihm eine derbe, von Wein und Tabak umdunstete Freundschaft, die auf gemeinsamen Pirschgängen, wenn sie dem Auerhahn nachstellten oder den Luchs zu erlegen trachteten, über die Gleichförmigkeit der Tage hinweghalf. Den letzten Trieb genossen sie bei schallendem Gelächter in den Dorfschenken und scherzten mit den Landleuten, die den Förster wie ihresgleichen einschätzten und seine dröhnende Art ehrten.

Mitunter übersetzte dieser dem Berliner, was die Bauern vom längst in die Geschichte verdämmerten deutschen Heereszug erzählten, der in der Gegend als Bild unaufhaltsamer Macht nachlebte, die dereinst zurückkehren werde, wie die Leute angesichts der trüben Verwaltungszustände der Gegenwart flüsternd weissagten, zurückkehren, um eine bessere Ordnung aufzurichten. Ja, dies schwatzten sie, und es sei schön, eine solche Hinterlassenschaft zu entdecken, wie ja auch — sagte der Förster einmal — die andere, die man noch vorfände, einige Blondköpfe, wohlunterscheidbar von den übrigen Dorfsprößlingen, nicht eben das Schlechteste im Lande sei, worauf er denn, um der deutschen Manneskraft willen, ein Korn spendieren müsse.

Der Ingenieur lachte mit, doch als er den Blick durch das Krugfenster in den Abend schickte, wo die Tannenwand schweigend harrete, wehte ihn jählings ein Erinnern an. Er verstummte erschrocken.

„Was ist mit Ihnen?“ fragte das Rauhbein.

„Nichts —“, antwortete der Sinnende, schenkte

sich das Glas voll und trank es aus, nachdem er es den Wäldern und den Bergen sinnend entgegengehoben hatte.

Auf einem dieser Jagdausflüge verließen sie bei versinkendem Tag das Auto am Rand eines Dorfes und wanderten den Talhang zum Forst empor, um noch vor völliger Dunkelheit einen nahen Berghof zu erreichen, wo sie schlafen und früh am Morgen zum Ansitz weitergehen wollten. Als sie aber in den dichten Tann kamen, konnten sie die Hand vor den Augen nicht mehr erkennen. Keuchend tappten sie vorwärts, der Förster mit grimmigem Fluchen, weil er die Laterne daheim vergessen hatte. Nur nach einiger Zeit lernten sie den schmalen blauen Streifen der Nacht, der über dem Pfad mitzog, als dessen gleichsam himmlisches Spiegelbild zu nutzen und sich von ihm führen zu lassen, um rechts oder links nicht an die Bäume zu prallen. Bald hallte das Rauschen von Wasser unbändig durch die Stille dieser lichtlosen Welt, von unten her und mit hochfluten-der Kühle.

„Gehen Sie vor mir!“ sagte der Forstmann, „hier muß ich Sie gängeln wie ein Kind.“

Der Ingenieur hörte es mit einem Aufwallen seines Blutes. Er tat aber, wie ihm geheißen, und spürte erschauernd die stoßende Hand des Rauhbeins am Rock.

„Nun passen Sie auf! Wir überqueren da eine Schlucht. Setzen Sie ruhig Fuß vor Fuß! Nur ruhig. Fühlen Sie den Baumstamm?“

„Ja, ich weiß —“, erwiderte der Fremdling leise,

und da war es schon, was er kommen wußte, der Anhauch des Wassers, das er roch und das ihn mit einem Schwall von Frische umkleidete, da war das federnde Holz unter den Sohlen, da die freie, gefährliche Aufgehobenheit in die Lüfte. Hiernach traten sie wieder festen Grund und standen rasch vor dem Berghof.

In tiefer Bangigkeit, die seine Brust füllte und auch die ganze, bloß in Abschattungen der Finsternis sichtbare Landschaft zu beherrschen schien, schob sich der Ingenieur durch die vom Förster geöffnete Tür und blieb daran stehen.

Es zuckte ein Schein über dem Lehm Boden. Es flammte eine Kerze auf dem Tisch. Dahinter spähte eine Frau, das Licht mit der flachen Hand von ihren Augen abschirmend, den Gästen entgegen. Sie erhob sich und begrüßte den Forstmann. Nun sprach sie mit ihm. Der Ingenieur aber, wie erwachend, warf den Rucksack ab und setzte sich grußlos auf einen Stuhl, den Blick auf das Ofenloch gerichtet. Langsam wagte er aufzuschauen, senkte wieder den Kopf und machte sich an seiner Jagdtasche zu schaffen.

Ächzend und behaglich die Hände reibend, nahm der Förster Platz. Plötzlich rief er: „Menschenskind, Sie haben wahrhaftig die Sonnenbrille aufgesetzt!“ „Das Feuer blendet mich —“

Das Mahl war schnell bereitet. Die Frau legte den Brotlaib wie ein Kind an die Brust, ritzte das Kreuz hinein und schnitt ihnen dicke Scheiben herunter, wozu sie noch Käse, Speck und einen Krug Milch brachte.

Sie hatte schwarzes Haar, doch hingen die Zöpfe

nicht frei herab; unter dem im Nacken verknoteten Kopftuch bauschte es sich ungebärdig hervor, die Stirne beschattend. Zwischen Mund und Wangen verlief eine zarte Falte. Wie feines bräunliches Leder war die Haut, gesund und durchblutet, freilich nicht mehr ganz straff. Die Stimme indessen erklang im Wohllaut einstigen Frühlings überraschend schön und verriet eine unbedenklich beschwingte Seele.

All dies beobachtete der Ingenieur mit scharfem Empfinden, dann maß er mit gleicher Aufmerksamkeit seine eigene Gestalt am Stuhl ab, auf dem er saß wie einst, entdeckte, daß er ihn breiter einnahm, und dachte, ja, mein loser Jagdrock ist keine Ulanka, die Bergschuhe sind keine Reitstiefel, auf der Nase trage ich eine Brille.

Kauend sagte der Förster: „Die Frau ist auch eine dieser Magdalenen, von denen ich Ihnen erzählte.“

Der Berliner legte das Messer nieder und blickte mühsam auf.

„Im Krieg hat ihr ein deutscher Soldat ein Kind dagelassen —“

„Ein Kind?“

„Der Hof muß besonderes Ansehen genossen haben. Deshalb hat man sie wohl im Dorf nachher tüchtig verschrien und beschimpft, obgleich es da unten derlei Kuckucke mehr gibt. Und kam sie mit dem Jungen —“

„Ein Junge?“

„Er muß jetzt erwachsen sein. He du, wie alt ist dein Sohn?“ wandte sich der Förster in der Landessprache an die Frau, die am Ofen lehnte.

„Ei, Ihr redet von meinem Sohn!“ antwortete sie überrascht, stieß sich mit jugendlicher Bewegung von der Ofenwand ab und begann an den Fingern zu zählen: „Es war im Winter, als er zur Welt kam, zwei Jahre vor Kriegsende. Das wird also, laßt mich sehen, das wird achtzehn Jahre her sein. Ihr könnt ihn bald selbst danach fragen. Er muß gleich von der Alm zurückkehren!“

Der Ingenieur stützte das Haupt in beide Fäuste. Er hörte stumm, wie der Förster gemächlich fortfuhr: „Wegen des Jungen wurde sie also verlästert. Stieg sie ins Dorf hinab, so keifte es hinter ihr her; einmal geriet sie ahnungslos in die Menge, die aus einer politischen Versammlung halb betrunken herausdrängte — irgend ein Wahlredner hatte nichts Gescheiteres zu tun gehabt, als gegen die Deutschen zu hetzen —, und da fielen die Erregten über sie her, schlugen sie, schlugen auch ihren Vater, der sich wehrte und einen Stich kriegte. Daran ist er nach Wochen gestorben. Sie hat sich das zu Herzen genommen, lehnte jeden Freier ab, selbst als Gras über die Geschichte wuchs. Eine Menschenverächterin! Davon mag einiges auf den Jungen abgefärbt haben, denn der verträgt sich mit niemand. Jetzt, seitdem sich kein Mensch mehr um sie kümmert, wurde sie freundlicher. Sie hat mir sogar einmal von ihrem Soldaten erzählt. Soll so ein Feiner gewesen sein; mein Gott, bei diesen Leuten ist jeder fein, der einen Rasierapparat besitzt. Aber die Frau — schauen Sie sie an! —, die war früher gut im Saft. Wer hätte der nicht gern an den Kittel gelangt!“

Mit einem entschlossenen Griff nahm der In-

genieur die Brille ab, rückte sich die Kerze nah ans Gesicht und hob es der Frau entgegen. Die beachtete ihn nicht und räumte gemächlich den Milchkrug vom Tisch; dabei zog ein Horchen über ihre Mienen. Sie nickte und ging zur Tür, durch die im selben Augenblick ein junger Mann in Bundschuhen eintrat. Knabenhaft heiter reckte er die Hand, als er den Förster erkannte, dann stutzte er, sein Blick hatte den Ingenieur entdeckt. Dieser aber, unfähig sich zu regen, in einer nie gefühlten Verwirrung, starrte ihn entgeistert, ja voll Abscheu an.

Das unerwartete Benehmen der beiden, von denen der Junge nun mürrisch zum Förster hin grüßte, verblüffte die anderen. „Na, komm her!“ brummte das Rauhbein, „was gibt’s da zu gaffen! Ein Freund von mir, der Deutsche vom Tunnelbau!“

„Ach, Herr“, antwortete der Bursch, indem er sich fahrig ins Licht schob, „der Teufel hole die Deutschen! Sie bringen nichts Gutes!“

Der Förster pfiff mit gespitzten Lippen: „Sieh an! Ich bin’s doch auch, und du bist es halb!“

Der Junge stand wie ein Balken, nur die Stirne rötete sich ihm, als er erwiderte: „Sie brauchen mich nicht zu beschimpfen wie die Dorfleute. Dieser Herr vom Tunnel hat mich aus der Arbeit gejagt. Jetzt sitzt er an unserem Tisch.“

„Der ist’s!“ rief die Frau, und ihr Körper begann zu wiegen: „Der!“

Der Förster, den der Zwischenfall ärgerte, zerrte den Burschen auf die Bank neben sich und murzte: „Her mit dir, du Teufelsbraten! Das werden wir gleich in Ordnung bringen! Hier, setz dich!“ und

zwang den Widerstrebenden ruhig zu verharren, kramte aus dem Rucksack eine Flasche mit Schnaps und hielt sie ihm hin: „Nimm einen ordentlichen Schluck und wisch mir die Öffnung nachher ab! So!“ Er trank darauf selbst. „Jetzt will ich Frieden haben! Was hast du ausgefressen? He, Sie Berliner, das muß ich Ihnen übersetzen. Mein Gott, was schneiden Sie für ein Gesicht.“

Der Ingenieur, in den Anblick des Jünglings versunken, las in dessen Zügen wie in einem fremden Buch, darin manches Wort vertraut anklingt, kein Satz aber einen faßbaren Sinn enthüllen will. Hell die Augen, licht die Haut, das braune Haargeflecht zwar verwildert, doch farbgleich seinem eigenen, die Wangen, der Nasenrücken — alles hätte aus seinem Antlitz in dieses junge Gesicht getreten sein können, das Gesamtbild freilich war unsäglich fremd. Qualvoll stöhnte er auf. Das Weib, über die Tischkante vorgebeugt, äugte gespannt von ihm zu ihrem Sohn; sie ahnte das Nahen einer Gefahr und war bereit, sich vor ihr Kind zu werfen.

„Sagen Sie dem Burschen, er könne wieder zur Arbeit kommen!“ brachte der Ingenieur endlich über die Lippen und wendete dabei das Haupt hin und her, als würgte ihn jemand. Er hatte dies nicht sagen wollen. Er hätte lieber geschrien, was starrt ihr mich an, ihr beiden fremden Menschen mit euren harten Augen, ihr geht mich nichts an.

Über den Mund des Jungen glitt ein Schatten, den die Nase warf. Dieses Spiel des Lichts hatte er schon gesehen, fern von hier, bei der Tochter, die jetzt zur Stunde in Berlin im Bett lag neben seiner

Frau; die Straßenbahn klingelte dort vorbei über den Wittenbergplatz. Wie fern, wie fern! Er strich mit der Hand übers Holz des Tisches. Hart und fest fühlte es sich an und war so wirklich wie das Rauschen des Waldes.

Mit wohlgesetzten Worten dankte ihm die Frau in hergebrachter Weise. Freilich, der Junge saß steif und ergab sich nicht so schnell. Das gefiel dem Ingenieur, er trank und lächelte, er nickte freundlich, als wäre der Streit nicht der Rede wert gewesen.

„Also Frieden!“ dröhnte der Förster und ließ die Flasche kreisen, rief auch das Weib an den Tisch, das sich nach schwachem Zieren setzte, breit die Arme auf die Platte legte und einen vollen Schluck Schnaps nahm. Ihr Mund rötete sich, die Augen glänzten, ihr Lachen klang beruhigt.

„Ja, Frieden!“ bestätigte der Ingenieur und schämte sich sogleich des törichten Ausrufs, trank dennoch, bis ihm die Ohren sausten und ein guter Nebel auf seine Gedanken drückte. So vermochte er sich unbefangener zu zeigen, von der Ofenhitze in ein wohliges Brüten verführt. Er sog an der Tabakspfeife und hüllte sich in dichte Rauchwolken, als wollte er dahinter verschwinden wie ein Geist, der nur für einen Augenblick ins Haus geguckt hatte und nun zurückkehrte dorthin, wo die hier wuchsende Wirklichkeit, darin er gerade noch ein wenig verweilte, nicht mehr galt. Da merkte er, daß ihn die Frau mit veränderten Augen betrachtete. Zugleich sprach sie etwas zum Förster mit ihrer dunklen Stimme, darin ein erzener Ton mitschwang. Wie ein Wald ist diese Stimme, dachte der Ingenieur,

und es wurde ihm wieder eng um die Brust.

„Herr, den Deutschen muß ich irgendwo schon gesehen haben“, sprach sie, und der Forstmann übersetzte es. Jäh zerriß die Benommenheit des Berliners. Ohne Zögern verkündete er: „Sagen Sie ihr, sie hat mir einmal die Reitstiefel ausgezogen!“

Laut, beinahe verbissen wiederholte er: „Ja, mir!“

„Sie sind wohl nicht bei Trost!“ knurrte der Förster und schlug auf den Tisch.

Die Frau bedurfte der Übersetzung nicht. Sie hatte dem Fremden vom Gesicht abgelesen, was er meinte. Sie schrie nicht auf, sie blieb sitzen. Nur die Hände legte sie vors Antlitz, das rot anlief wie bei einem Mädchen, und zwischen den gespreizten Fingern spähte sie hervor auf den Besucher, schwer atmend, so daß man in der Stille die Luft über ihre Lippen sprudeln hörte. Dann sanken die Hände nieder. Sie wandte sich, das Haupt hebend, dem Sohn zu: „Das ist dein Vater!“

Die Gewalt dieser Worte sank auf alle nieder und erdrückte sie fast. Keiner vermochte sich zu regen. Ihre Augen, sich suchend, glitten wieder ab. Der Förster trank einigemal, räusperte sich und schüttelte den Kopf. Dazwischen rief der große Wald mit seinem Rauschen.

Plötzlich flüsterte der Ingenieur mit heiserer Stimme: „Sagen Sie ihr, daß ich mich freue, sie wiederzusehen und den Jungen kennenzulernen!“

Der Förster übersetzte es. Danach gebot wieder die Stille und von draußen das Wogen der Tannen.

Wieder eine Frage, eine täppische Frage: „Wie ist es ihr ergangen?“

Zag lebte ein Gespräch auf; sie redeten zueinander über eine Kluft hinweg, die von keiner Brücke überspannt wurde, und sie redeten an dem Burschen vorbei. Wo er saß, war das Schweigen wie eine Mauer.

Die Mutter gab so leise, wie sie gefragt wurde, Bescheid: Elend und Verfolgung habe sie erlitten; nun sei zum Klagen kein Grund mehr; dem Sohn bestreute niemand den Weg mit Blumen, doch jetzt fände er ja Arbeit bei seinem Vater. So sagte die Frau, blickte auf den Burschen, und die Männer taten es auch. Der saß und schwieg. Es schien, als leuchteten ihm Tränen in den Wimpern, es konnte ebensogut Fieber sein, davon die Augen glänzten. Der Förster stieß ihn freundschaftlich in die Seite. Ein Schauer schüttelte den jungen Leib.

Das Weib begann wieder zu sprechen: oft sei der Sohn geschlagen worden, weil er von einem Deutschen abstamme; daher meide er die Menschen und sitze am liebsten allein im Wald.

Ob sie Not litten, wollte der Ingenieur wissen und dachte, nun Sorge ich mich um die beiden, als gehörten sie zu meiner Familie.

Der Förster räusperte sich unbehaglich: „Wozu das Gerede! Schenken Sie ihnen etwas! Und dann trinken wir noch einen!“ Er fing an zu husten und konnte sich lange nicht beruhigen. Zwischendurch nickte er dem Jagdgenossen aufmunternd zu.

Der legte alles Geld aus der Tasche auf den Tisch. Seine Finger zitterten, aber nun lag es schon da, und zitternd nahm es die Frau entgegen. Nie hatte sie ein solches Vermögen besessen! Sie hielt es ratlos

und wußte nicht, ob sie die schenkende Hand küssen solle; er war doch ein Herr, darum küßte sie die Hand, jäh umfassend, ehe er sie zurückzuziehen vermochte.

„Gehen wir!“ entrang es sich dem Ingenieur. Er stand hastig auf. „Gehen wir! Es ist besser — glaube ich. Sagen Sie ihr, ich würde noch oft —“

Der Förster klopfte die Pfeife aus und gab kurz zu verstehen, er und sein Gefährte hätten sich entschlossen, schon jetzt zum Ansitz aufzubrechen. Sie schnürten die Rucksäcke. Beschämt erhoben sich die Hofleute und sahen zu.

„Alles Gute!“ Der Ingenieur reichte der Frau die Hand.

„Alles Gute!“ erwiderte sie schluchzend in ihrer Sprache.

Als er vor den Jungen trat, um sich auch von ihm zu verabschieden, schlug ihm ein Haß so wild, eine Not so zerquält aus dem verkrampften Antlitz entgegen, daß er erschüttert zurückwich und nur mit Überwindung nochmals die Hand vorstreckte. Da wurde sie weggestoßen, und nicht genug damit, ein zweiter Stoß traf ihn vor die Brust. Er nahm es hin, er wehrte sich nicht und fiel bloß dem Förster in den Arm, freilich zu spät; schon war, von dessen Faust zurückgerissen, der Bursch hart zu Boden gestürzt und lag einen Augenblick regungslos auf der Erde. Der Fremdling und die Frau, vom selben Schreck durchzuckt, beugten sich über ihn. Dabei flutete ihr Haar aus dem Tuch und prallte an die Wange des Mannes. Sobald der Sohn sich regte, lächelten sie einander erlöst und verzeihend an, vom

Grunde eines dunklen Einverständnisses und Wissens inniger vereint als in der heißen Minute vor endlos fernen Jahren; dann warf sich das Weib mit starken Armen auf den wütend aufbrüllenden Kerl; und die Männer wichen in den Wald hinaus.

Sie schritten wortlos zu Tal. Als sie die Schlucht im Rücken hatten, sagte der Ingenieur anhaltend: „Ich muß zurück!“

Der Förster schnaubte vor Erstaunen.

„Ich muß es in Ordnung bringen!“ wiederholte der Berliner.

Da hatte der andere die Sprache wiedergewonnen: „Menschenskind, das ist alles scheußlich. Was wollen Sie noch?“

„Ja, wenn ich es wüßte!“

Er stand da, von einem gnadenlosen Gefühl zermartert: er mußte zurück, etwas gutzumachen; seine Heimat war die große Stadt, nicht der Wald, war Tochter und Frau dort am Wittenbergplatz; hier aber waren seinerwegen zwei Menschen geschlagen worden, viele Jahre lang, und er hatte es nicht einmal geahnt; er mußte zurück.

Der Förster redete auf ihn ein und setzte sich schließlich in Gang. Der Ingenieur folgte ihm schweigend.

„Auf einmal hörte ich seine Schritte nicht mehr“, erzählte später der Forstmann. „Das Rauschen des Baches war leiser geworden. Dennoch hörte ich seine Schritte nicht. Er war umgekehrt. Ich rief. Keine Antwort. Ich rannte den Berg hinauf. Leider hatte ich die Laterne daheim vergessen. Daher kam ich

nur mühsam vorwärts. Als ich die Balken der Schlucht unter den Sohlen fühlte, glaubte ich zu merken, daß jemand vor mir lief. Ich kriegte ihn zu fassen. Es war der Bursch — na ja, sein Sohn. Er gebärdete sich wie toll. In der offenen Tür stand die Frau, als ich ihn ihr am Kragen heranbrachte. Er heulte: nichts Böses habe er getan. Er sei seinem Vater — Vater sagte er — und wie er das sagte! als sei es das Höchste auf der Welt, nachgelaufen sei er ihm, er wisse nicht weshalb. Über der Schlucht, auf den verdamnten Balken, plötzlich, waren sie einander begegnet. Sie hatten sich beide gesucht. Unbegreiflich, verrückt, aber es ist so, und man kann sich darüber Gedanken machen. Na ja, wenn der Sohn auf einmal den unbekannten Vater findet, und umgekehrt. Muß seltsam sein, zum Teufel! Die Balken sind gefährlich. Da ist also der Ingenieur abgestürzt, gerade als ihm der Junge die Hand küssen wollte. Mitten in die Schlucht. Dort fanden wir ihn, als es tagte. Das Wasser rauschte über ihn hinweg. Seine offenen Augen starrten hinauf in den Wald. Sein Gesicht sah aus, als träumte er.“

Die gefangene Eiche

An der Landstraße stand eine riesige Eiche. Sie wuchs aus dem Korngewoge der Flur, um die sich am blauen Horizont die Berge schlossen, und war in ihrem schweren Grün von weither zu sehen. Wo ihre Kühle hinschattete, wich der Getreidesaum; Rasen quoll, und es schien beinahe, als wäre hier der schwankende Wall des Weizens zurückgemäht worden, damit sich der mächtige Stamm um so gewaltiger abhebe. Unter den Zweigen rasteten allezeit viel Wanderer. Ins Gras waren stets Radspuren gedrückt von Wagen, die von der Straße in dieses kleine Reich am Rande des Kornes hineingefahren waren, wo die Bauern sich und den Rossen ein Weilchen Rast gewährten. Sie lagen offenen Auges auf dem Rücken, blickten gedankenlos, während die Pferde stampften, ins Innere der Baumkrone, die wie eine Glocke über ihnen summt.

Ihr Blick schien zugleich in den Dachstuhl einer hohen Kirche zu steigen, wo sich Sparren und Balken tausendfach überkreuzten und immer höher hinauf-

schwangen in ein grünes Dunkel, durch das unzählige Sonnenpfeile schossen. Es fiel manchmal ein Hirschkäfer von der Borke nieder, und die Bauernhände griffen ihn behutsam vom Boden auf und freuten sich der starken Regung des bewehrten Körpers.

Es gab noch andere Bäume in der Saatflur, doch keinen, der wie dieser emporgedrungen war und über dem ganzen Land zu wipfeln schien. In der Ebene, die bis zu den Bergen sich rundete, war er der Mittelpunkt, die Achse der Landschaft. Er war den Leuten meilenweit zum Heiligtum geworden, ohne den die Heimat einen Tragpfeiler verloren hätte. Ohne das breite Ästgezack wäre die Aussicht auf den Himmel leer gewesen, denn wie die verschlungenen Wurzeln in die Erde griffen, rätselhaft verbunden mit den unsichtbaren Nährwassern der Tiefe, griff das Geäst in die unendliche Tiefe des Himmels, daß man, besonders zur Winterszeit, das wilde Drängen als ein üppiges Wurzelwerk ansehen konnte, durch das jedem Bauer, fuhr er nachts vorüber, die Sterne hindurchschimmerten, die gleißenden Stromlichter der Ewigkeit.

Wem der Baum gehörte, wußte man wohl. Es forschte niemand im Amt danach. Allen gehörte er, wie auch der Wald und das Wild, wenn man die alten Bauern befragte, allen hätten gehören müssen, mochte das Grundbuch und das Recht der Städte schon seit langen Zeiten ein anderes bestimmt haben. Die Eiche gehörte — das wußte niemand anders — zur Gemeinschaftsflur des nahen Dörfchens wie Feldwege, Ackerbrunnen, Stierhof und Weide.

Solange der Bauer Georg Wallbaumer um die Eiche säte und erntete, blieb es beim Väterrecht. Er wendete den Pflug sechs Schritte vor dem Baumstamm und freute sich jedesmal, daß von dem einen Ast am Riemen sein Vorratssack lang herunterbaumelte. Auch der Wasserkrug lag kühl im Geäst, und im Rasen wartete die Egge.

Als aber Wallbaumer beim Rübeneführen von der Deichsel gestürzt war und ihm das Rad die Rippen gebrochen hatte, konnte er nach der Genesung das Feld nicht mehr allein bestellen. Er war kinderlos und gab deshalb den Grund an der Eiche in Pacht. Nach etlichen Jahren verkaufte er ihn dem Pächter. Auch dieser zog die Furchen bloß bis zum Schattenkreis des Brunnens und wahrte das Recht.

Sein Sohn aber, der irgendwo in fremder Gegend Gutsverwalter gewesen war, achtete nach seiner Heimkehr, als er zum erstenmal den Pflug führte, den Rasen nicht, trieb die Pferde, die sich ungebärdig aufbäumten, mit Peitschenhieben weiter und ackerte bis an den Stamm. Fett und larvenreich fiel die aufgeworfene Erde um. Einige Holzspäne blinkten weiß, die die Pflugschar mit dumpfem Ton von den höchsten Wurzeln weggesplittert hatte. Es wehte zu dieser Stunde ein Märzsturm, und über Mann und Rosse ächzte das nackte Geäst.

Daß Matthias Gelderer den Rasen umgebrochen hatte, kam dem Wallbaumer zu Ohren. Er glich nur einem Schatten seiner früheren Jahre und mühte sich kläglich am Stecken mit seiner fast neunzigjährigen Bürde, wenn er zum Stall schritt. Aus dem Hof war er seit langem nicht getreten, aber sein Rat galt noch

viel. Nun zog er den Mantel an, ging über die Gasse zum Vater Gelderer, dem sich das Haar auch schon längst schneeig gefärbt hatte und dem der Schnurrbart zerzaust in die Mundfalten hing. Krumm und elend saßen sich die Greise gegenüber.

„Ja“, meinte Gelderer, „ich weiß, weshalb du kommst, und ich will dir auch nicht widersprechen. Es sind zwar zwölf Meter im Quadrat, und das heißt schon etwas. Doch ich bin nie so gewesen —“

Wallbaumer blickte ihm von unten in die Augen: „Du bist nicht gemeint. Was redest du herum! Zwölf Meter im Quadrat! Wir sind beide daran nicht verhungert. Aber ich denke, darüber sollte man überhaupt nicht reden. Wem der Platz an der Eiche gehört, weiß jeder im Dorf. Er gehört nicht zum Grund, den ich dir verkauft habe. Dein Sohn soll auf seinem eigenen Boden pflügen. Das ist meine Meinung.“

Gelderer strich sich langsam den Schnurrbart zurecht und überlegte, ehe er antwortete.

„Das habe ich auch geglaubt. Mein Sohn weiß es besser. Der hat es im Grundbuch gelesen. Die Eiche gehört zum Grund. Du mußt dich an ihn wenden. Ich habe ihm den Acker übertragen.“

Wallbaumer schüttelte das Haupt: „Wenn die Eiche zum Grund gehört, so war es immer so, daß der Rasen nicht aufgepflügt werden durfte — das ist auch ein Recht. Das weißt du doch.“

Gelderer nickte, aber dann winkte er ab: „Rede mit dem Matthias!“

Der andere zog den Stock an sich und erhob sich mühsam: „Mit dem Matthias? Der Baum ist in eine

schlimme Hand bei ihm gekommen. Wer den Rasen anrührt, mit dem rede ich nicht, dem soll —“ Die Wut erstickte seine Worte.

Als er zur Tür tappte, rief Gelderer ihm nach: „Du wirst doch nicht so von uns gehen?“

„Wie denn sonst!“ antwortete der Greis.

Matthias fütterte im Stall, als sein Vater eintrat. Er warf die Heuballen wuchtig auf den Futtertisch und schritt zwischen den mahlenden Ochsenmäulern auf und ab, knurrte und sprach zu den Tieren. Der Alte verharrete ein Weilchen und verfolgte ihn mit den Augen. Es war nichts dawider zu sagen: Matthias verstand seine Sache!

„Wallbaumer war da. Er meint, du hättest den Rasen bei der Eiche nicht aufpflügen dürfen.“

Der Junge fuhr herum: „Ihr habt ihm doch klargemacht, wem der Grund gehört!“

Und wie der Matthias nun so dastand, die Gabel in der Faust, mit der Falte zwischen den Brauen, der scharfen Nase, den breiten Backenknochen und dem Haarschopf über der Stirne, der wie fette Erde glänzte, gefiel er dem Vater, der mürrisch erwiderte: „Wegen zwölf Metern im Geviert wirst du dir doch die Leute nicht auf den Hals ziehen!“

„Nicht wegen zwölf Geviertmetern! Aber das Land ist mein. Ich habe es im Grundbuch gelesen. Niemand hat mir deswegen den Grind aufzukratzen. Was mein ist, ist mein!“

Er nahm die Gabel voll Heu und ging wieder über den Futtertisch.

Zur selben Stunde geriet Wallbaumer, ehe er seinen Hof erreicht hatte, mit einem Bauer ins Gespräch,

der staunend auf ihn zueilte: „He, treibt Euch der Frühling vor die Tür?“ Der Greis keuchte, er neigte sich über den Stock und polterte seine Wut heraus. Da er lange nicht aus dem Haus gewesen war und sein Ausgang wie ein Brandsignal wirkte, fiel jedes Wort auf fruchtbare Erde. Hatte er nicht mehr als fünfzig Jahre lang den Schatten der Eiche jedem gewährt, ja auch das Gras unter ihr allen Rossen des Dorfes gegönnt? Und nun kam dieser junge Matthias daher, las das Grundbuch, als ob die Eiche nicht von alters her ihr Sonderrecht gehabt hätte, und nahm sich den Rasen, auf dem doch sonst nichts gedeihen konnte. Er verriet jede Ordnung. Er schlug dem Herrgott ins Gesicht. Er machte sich lustig über das Dorf. Es sei eine Schande, die jeden im Ort brennen müsse.

Als Wallbaumer hustend, mehr tot als lebendig und doch wie von einer neuen Feder getrieben, davonkeuchte, lief der Bauer mit rotem Kopf zum Nachbar.

Matthias merkte wohl, daß etliche Tage später die Gemeinde eines Sinnes gegen ihn war. Er hatte keine Freunde, so kam zuerst niemand, um ihn zu warnen. Er spürte, wie man von ihm dachte, aus den Gesten der Bauern. Ach was! Er hatte fünf Ernten eines großen Gutes eingeführt, das beinahe mehr Land besaß als das ganze Dorf; er kannte sich aus bei Vieh und Acker, hatte Knechten und Mägden befohlen, die in langen Reihen das Feld bestellten, und war hinter ihnen hergegangen mit lauter Stimme. Wer hatte ihm dort gewehrt, wenn er Gräben zog und Hunderten von Morgen ein neues Aussehen gab! Wer hatte ihm dort verboten, Wege zu verlegen und

Neuland zu roden, das gar nicht ihm gehörte! Hier aber sah man ihn wegen eines Rasenfleckes, der nach Fug und Buch sein eigen war, schief an. Was waren das für Rückständigkeiten! Da mußten bessere Kerle wachsen, ihm den Knüttel zwischen die Beine zu schmeißen!

Bald aber klopfen ihm Verwandte auf die Schulter und versuchten, ihn umzustimmen. Ein Schulfreund sagte, mit der Eiche verhalte es sich nun einmal so und nicht anders. Der Teufel frage nach dem Grundbuch, und zwölf Quadratmeter seien auch nicht gerade viel, besonders im Schatten. Oder wolle er etwa die Eiche schlagen?

He, wer habe das aufgebracht! schrie Matthias. Er die Eiche schlagen lassen? Er sei kein Polack, der Bäume nicht liebe. Wolle man ihn schon zu so einem machen, der wegen einer Handvoll Weizen eine Eiche fälle? Nun, so solle man sich gefälligst von seinem Hof scheren. Er tue, was er wolle.

Aber es traf ihn doch wie ein Schlag, als er hinausfuhr, um das umgebrochene Feld zu eggen, und neben der Eiche unzählige Wagenspuren erblickte, die sich tief in den Boden gedrückt hatten, freilich um keinen Finger weiter, als früher der Rasen gereicht hatte. An einem Borkenzacken hing ein seidenes Lautenband und trug die Inschrift: „Üb immer Treu und Redlichkeit...“

Matthias steckte das Band in die Tasche und dachte, während er die Zerstörung betrachtete, daß kein Bauer zu dieser Jahreszeit im Schatten einer kahlen Eiche raste. Doch er fackelte nicht lang. Hier war ihm Kampf angesagt. Er setzte sich auf die

Egge, um den Acker zu ebenen. Kam sein Gespann dem Baume nahe, so trieb er es, während er die Zähne aufeinanderrieb, bis dicht an den Stamm, lenkte darum und schlug mit der Peitsche das wortlose Holz. Es gelang ihm schließlich, die Rads Spuren zu verwischen.

Am nächsten Tag lag der Platz aufs neue von Rädern gefurcht. Matthias brachte Knechte, Schaufel und Haue, vertiefte den Straßengraben und hob die Brücke darüber aus dem Erdreich, um sie an eine entfernte Stelle zu versetzen. Bei dieser Arbeit sah ihn mancher Bauer, der vorbeifuhr. Keiner rief ihn an, und er blickte nicht auf.

Ogleich die Äcker, wohin ihn das Tagewerk in dieser Woche forderte, nicht hier lagen, trabte er in jeder Frühe an der Eiche vorüber und schmunzelte. Nun überquerte niemand mehr den unwegsam gewordenen Graben. Straße und Grund waren getrennt, und er erkannte, daß er einen Schnitt geführt hatte, der das Bild der Landschaft an diesem Punkt wandelte. Erst jetzt hatte er die Eiche in Besitz genommen. Erst jetzt gehörte sie ihm und war den Wanderern verwehrt.

Und als er es überdachte, vermochte er auf dem Untergrund seiner Kampfbereitschaft nicht zu begreifen, daß ihn plötzlich Traurigkeit beschlich. War er als Kind nicht selbst hundertmal am Baum im Kreise der Gespielen gesessen? Hatten nicht zeitenlang lustige Wanderer den Rücken an der Rinde gewetzt und zu den Bauern im Korn heitere Rufe hinübersandt? Inzwischen waren die Jahre vergangen. Er hatte Dorf und Genossen verlassen, den

städtischen Rock angezogen und viel gelernt. „He du!“ hatte er gerufen, als er heimgekehrt war und der Bekannten ansichtig geworden. „He du!“ und „Wie geht’s?“, aber seine Art war nicht so, daß man ihm lange die Hand schüttelte. Die Burschen links und rechts im Dorf schienen ihm albern. Er war auch älter als die übrigen Junggesellen. Sie mochten ihn nicht, er mochte sie nicht. Das ergab eine glatte Rechnung.

Dumm bloß, daß nun die Eiche mit hineingestellt war. Vielleicht gelang es ihm einmal, das Haus im Ort zu verkaufen und hier im Feld ein Gehöft zu bauen, einen Gutshof neben die alte Eiche. Sie sagten, er wolle sie fällen, die Esel. Sie wird einmal vor seinem Tor stehen! Er wird dieses kleine Dorf mit seinen dreißig Anwesen verlassen und hier wie ein Herr leben. Der Trennungsgraben zwischen Acker und Straße hatte seinen rechten Sinn. Er betrachtete ihn und schüttelte die seltsame Trauer ab.

Sein Vater starb bald darauf. Er verlosch einfach, wie das sinkende Laub schwindet. An einem der ersten Apriltage trug man ihn hinaus auf den Gottesacker. Die Nachbarn standen schweigend ums offene Grab, und über ihren Stirnen wehten die Haare. Von den Bergen nahte Regen. Matthias trat, nachdem der Pfarrer seine Pflicht getan, ans Kopfbende der Grabhöhle, nach der Sitte den Dank zu bieten für das Totengeleit. Wie er zu sprechen begann, kam Bewegung in die Menge. Sie wußte anscheinend nicht, ob sie verweilen solle. Es ging aber keiner davon, denn über dem Friedhof herrscht Frieden und Stille; es glitten dennoch die Worte des Bauern über sie

hinweg. Und als er schwieg, wurde der Anger leer, als hätte der jetzt niederprasselnde Schauer die Menschen fortgefeht. Nur einer blieb noch da, gebückt am Stecken. Vielleicht wußte er nicht, daß Matthias geendet, vielleicht merkte er im Schweigen des Alters nicht, daß die Feier vorbei war. Doch als der Totengräber an ihm vorübertrat, folgten dem seine Augen, und die blauen, schneeüberbuschten Flammen im steinernen Gesicht glitten auf den jungen Bauer im städtischen dunklen Rock hinüber. Er hob den Stock und sagte: „Der Totengräber zieht meine Blicke auf dich —“

Man hörte nichts mehr — durch lange Atemzüge — als das Pfeifen des Regens.

Matthias wußte, daß Wallbaumer das Dörfchen gegen ihn aufgestachelt hatte und hinter den Anschlägen auf sein Rasenstück stak. Zwischen ihnen aber war das Grab offen. Was hätte er hier dem Alten entgegnen können!

Es wurde in der nächsten Zeit noch stiller und einsamer um ihn. An der Eiche draußen färbte sich das Land grün. Erst wie verstreuter Staub, dann standen die Halme fingerlang zur Höhe, armlang bald, nur unter der Schattenglocke der Krone blieben sie nagelkurz, fahl und kraftlos. Dazwischen stieß, obwohl Matthias tief gepflügt und reichlich gesät hatte, das Gras wieder hindurch, vermengt mit Blumen. Der Bauer beugte sich über die Pflänzchen und begann sie zu jäten. Er jätete in seiner Weizensaat. Wenige hatten vordem einen Bauer gesehen, der im Korn den Grashalm zupfte.

Es ging schon gegen Ende Mai, als in der Frühe

der Bauer mit dem Knecht auf das Feld fuhr, wo es derzeit nichts zu tun gab, außer zu sehen, wie die Frucht sich langsam im Wind legte und aufrichtete, oder zu prüfen, ob der Graben noch Flur und Straße wie zwei Feinde trennte. Der Knecht meinte — und er beugte sich dabei über die Zügel: „Nun sind sechs Wochen um, und heute nacht zogen viele Wagen aus dem Dorf hinaus —“

Ja, es waren sechs Wochen um seit dem Tod des Altbauern, und in der Nacht hatten emsige Hände den Graben mit Erde aufgefüllt. Mitten im Weizen lagen die Radspuren eingedrückt. Manche der schwächlichen Halme versuchten sich zu erheben. Von manchen Blumen hingen die Köpfchen zerquetscht. Wie mit dem Zirkel war der Schattenkreis der Eiche ins freie, mit jungen Ähren prangende Feld eingezeichnet worden.

Am selben Tag zur Abendstunde sprang die Nachricht von Haus zu Haus im Dorf und war wie ein Funken, aus dem das Feuer aufloht: der Gelderer hatte mit Tagelöhnern, die er mittag in Dienst genommen und zur Vesper entlassen, einen Bohlenzaun mannshoch um die Eiche gezogen. Vor dem Bau hatte er aus Stacheldraht ein Verhau errichtet, wie er es im Krieg gelernt haben mochte. Auch der Graben war ausgeschaufelt worden. Nun stand der Baum da und reckte die Krone aus einem Balken- und Bretterwall, aus einer Riesentonne, und weither sah man in der nächsten Frühe, als die Bauern neugierig und höhnend des Weges zogen, die hölzerne Burg in der Landschaft stehen. Kam einer aus den Nachbardörfern vorbei, so hielt er die Pferde an und be-

trachtete den Bau, kratzte sich mit dem Peitschenstiel hinter den Ohren und fragte blinzelnd die Dorfbrüder Gelderers: „Gevatter, was habt ihr hier für einen Abtritt in den Acker gestellt? Ihr seid neu-modische Leute, das muß man sagen!“ Und der ganze Ort spürte den Schimpf.

Sie fuhren nachts aus den Höfen. Auf dem ersten Wagen saß Wallbaumer. Man hatte darauf Heu laden müssen, damit er es weich habe, denn das Rattern quälte den Siechen. Hinter ihm schnaubten die Pferde des Dorfes, wohl an zwanzig Gefährte, und führten Geräte zum Schlagen und Niederreißen. Über ihnen strömte ein blauer Himmel mit unzähligen Sternen. Sie konnten bis zum Gebirge sehen und suchten mit den Augen die bauschige Wolke der Eiche, die sich bald vor den Bergmassen hell und silbern hob und sich zugleich hob mit den häßlichen Bohlen ihres Gefängnisses. Sie hielten die Gespanne auf der Straße an, halfen dem Wallbaumer vom Wagen; der Alte hockte sich in den Graben. Sie schirrten die Pferde nicht von der Deichsel. Die Stille, über der nur die Sterne wandelten, schien auch durch das Lärmen ihres hastigen Tuns zu dringen, denn sie sprachen kaum. Es war, als habe sie ein fremdes Wesen in Bann gezwungen. Schemenhaft raunzte der Draht, als sie ihn losrissen, schemenhaft krachten die Äxte, und selbst das Blitzen des Eisens war monden und fast unwirklich. Dazwischen sprangen nur Laute hin und her, mit denen sie sich aneiferten.

In einer Stunde war es getan. Die Eiche ragte wieder frei. Sie führten den Greis um den Baum, damit

er die Grenze des Ackers selbst trete. Er schwankte dabei, schaute manchmal hoch in die Nacht, aber sein Stecken stach Schritt um Schritt sicher den Rand ab, den sie mit einigen raschen Schlägen in die Erde einhackten. Als sie die Bohlen aufluden, um sie an einer anderen Stelle des Geldererschen Grundes abzulegen, da sie kein fremdes Gut nehmen wollten, warf der Greis ein Seil, das er aus dem Wagen gezogen hatte, um einen Ast und fluchte: „Häng dich auf damit — du —“

Das Seil regte sich leicht, wie sie abfuhren. Es war, als winkte ihnen der Baum zum Abschied.

Erst als das Rädergepolter auf der Landstraße wieder erscholl, merkten sie, daß die Eiche während ihrer Arbeit ständig gerauscht hatte. Sie spähten hinauf in den Himmel. Sie spürten mit dem nassen Finger in den Luftzug. Es war windstill. Etliche flüsternten es sich zu, und ein Schauer ging durch ihren Körper.

Wenn das Unheimliche die Runde macht, folgt ihm oft der freche Aufschrei. So kam es über die einen und anderen, daß sie lachten und höhnten und sich das Gesicht des Gelderer ausmalten, wenn er in der Frühe seine Burg, in Stücke zerlegt, dreihundert Meter weiter auf der Wiese liegen sah. Sie sangen und dachten nicht mehr ans Nachhausegehen und kehrten in der Schenke ein, nur Wallbaumer fuhr in seinen Hof.

So endete die Fahrt, die um des Rechtes willen begonnen hatte, in Trunkenheit und Gebrüll. Die Jünglinge stahlen sich aus dem Kreise, tobten auf den Straßen, und niemand wußte später, wer die

Fenster Gelderers zertrümmert hatte. Etliche Männer, die vor der Dämmerung heimtorkelten, wollten den Bauer durchs Dorf fahren gesehen haben. Die Pferde lagen gestreckt im Geschirr. Er stand auf der Deichsel, als treibe er ein Ochsesgespann, und jagte davon, während der Mond seine Lichtstreifen über ihn warf.

Die Gendarmen gingen von Haus zu Haus. Sie forschten nach den Tätern, die die Scheiben eingeschlagen hatten. Die Bauern zuckten mit den Achseln, solange die Häscher fragten, aber nachher liefen sie zum Nachbar und meinten, es sei eine Schande, daß einer von ihnen die Behörde alarmiert habe. Die dunkle Verschwörung wuchs zum Haß an.

Sie waren von Gelderer manches gewohnt an tätiger Kraft, aber keiner wollte es glauben, als man schon am Abend erzählte, der Matthias habe seine Bohlenburg wieder beisammen. Sie spannten an, um sie zu betrachten, doch einzeln, als hätten sie noch etwas Wichtiges auf dem Feld zu besorgen. Sie erblickten im Geäst der umbauten Eiche einen Kasten gezimmert, wohl breit wie eine Haustorbank und hoch wie ein Mann. Ein Dach hob sich darüber, und Luken starrten nach allen Seiten. Wer spät in der Dämmerung des Weges zog, sah ein Licht daraus dringen.

Sie wendeten die Pferde und trabten eilends zurück.

„He!“ riefen sie durch das Dorf, „der Bauer sitzt in der Eiche!“

Sie lachten.

Andere meinten, nun erst habe Gelderer sie zum

besten. Nun erst sei die Eiche sein eigen geworden. Sie versammelten sich bei Wallbaumer. Der saß in der Stube und äugte sie der Reihe nach an, wie sie eintraten. Er mahlte mit den Zähnen, hatte nur einen Gedanken — den hielt er, den ließ er nicht. Die dünnen Halsfalten zitterten.

Sie fuhren in derselben Nacht wieder hinaus. Hinter dem Alten polterten aber weniger Wagen als vordem. Einige Männer hatten gemurrt, es sei genug. Der Teufel solle den Gelderer holen, der sich mehr zu sein dünke als der Pfarrer, gewiß, verrecken solle er, aber wenn er seinen Grund verteidige, dann sei er seines Rechtes wohl sicher. Auch die Gendarmen seien kein gutes Vorzeichen. So begleiteten nur die Trotzigsten den Greis. Der aber sah in seinem Innern den freien Baum an der Straße, wie er ihn mehr als ein Halbjahrhundert lang in Schweiß und Mühe, Sonne und Regen, Schnee und Sturm erlebt hatte, ohne sein Recht zu mindern. Und daß nun einer da oben nistete wie ein Rabe, schien der Gotteslästerung letzter Trumpf zu sein. Jetzt mußten Sense und Senge sprechen.

Diesmal war die Nacht nicht so hell wie gestern. Der Himmel leuchtete mit langsam ziehenden Wolken. Auch der Wind strich über die Felder her, die licht oder dunkel lagen, je nachdem wie die Wolken vor dem Mond flogen.

Sie sprachen nicht und hörten durch das Hufgeklapper die Ähren rauschen. Sie wehrten den Rossen, schnell zu laufen, denn nun wurde es ernst, spürten sie, je höher der Baum aus der Landschaft emporwuchs, aus dessen Zweigen ein rötliches Licht

schimmerte. Weit vor den anderen hielt Wallbau-
mers Knecht, dem die Zähne zu schnattern began-
nen, an der Eiche. Der Greis erhob sich aus dem
Heu und wartete, bis die Nachbarn heran waren,
die alle auf den Wagen sitzen blieben, als wüßten
sie nicht, was zu tun sei.

Da fing der Alte zu reden an.

„Matthias!“ rief er zittrig, „gib den Rasen frei!
Unrecht Gut gedeiht nicht.“

Durch eine Luke in der Baumkammer streckte
sich ein Arm und hielt ein Band einen Augenblick
lang ruhig vor sich hin und warf es dann durch die
Luft. Es ringelte sich wie eine Schlange in hohem
Bogen und sank nun rasch in den Wagen des Grei-
ses. Der bückte sich danach, löste den Stein, um den
es mit einem Ende gebunden war, und las den
Spruch vom Band: „Üb immer Treu und Redlich-
keit — dies hast du von dir geworfen, Gelderer!“

„Aber auch dies!“ schrie der, „auch dies!“ und
schleuderte das Seil hinaus.

Wallbaumer antwortete: „Ich bringe es dir wie-
der.“

Matthias schwieg. Er stand da in seinem Kasten
und musterte die zehn Wagen, gefüllt mit Männern,
mit Äxten und Grabzeug. Hinten am Horizont bei
den Weidenbäumen, die wie ein Bergrücken her-
überdunkelten, bebten die Lichter des Dorfes. Ihm
war, als er allein die Anfahrt der Bauern erwartet
hatte, nicht ganz wohl zumute gewesen. Er hatte
kaum noch verstanden, warum er da oben kauerte.
Es schien ihm sinnlos geworden, was er in der Wut
um die Eiche aufgebaut hatte, und am lächerlichsten

das Baumnest. Aber nun, als die Wagen wirklich auf der Landstraße standen, als er sie sah, die Kerle, die er seit Wochen verfluchte und die ihm mit ihren Rückständigkeiten das Leben sauer machten, fühlte er wieder sein volles Recht, freute sich seiner Sicherheit und zog das Gewehr, das er am Riemen gehalten hatte, an sich heran. Er schob es hinaus und sagte: „Eher schieße ich euch alle nieder, als daß ich von hier gehe!“

„Hebt mich vom Wagen!“ rief Wallbaumer.

Als er unten war, griff er mühsam nach seinem Stock.

„Niemand kommt mir nach! Dem stand ich am Grabe seines Vaters gegenüber. Mich trifft der nicht.“

Dann hob er das Seil von der Straße auf.

Er ging durch den tief ausgeschachteten Graben und strauchelte am Felddrain empor. Er tappte bis ans Drahtverhau, schritt um den Bau herum und suchte den Durchschlupf. War es Unachtsamkeit gewesen von Gelderer, hatte sich der Draht selbst gesenkt vor dem engen Steg, der zum Durchlaß führte, war an diesem der Riegel nicht vorgeschoben — der Greis beugte sich plötzlich, während die Bauern im wandernden Dunkel genau nicht zu erspähen vermochten, ob er eine Tür oder ein Brett zur Seite schob — sie hörten nur sein Keuchen unheimlich röcheln —, dann war er verschwunden.

„Nun schieß, du Gotteslästerer!“ rasselte sein gehetztes Stöhnen drinnen im Bau. „Ich steh' dir gut im Licht!“

Matthias lachte: „Dir tu ich nichts, so einem

Zahnlucker. Rede und schrei! Es klingt wie aus dem Grab. Du bist nicht einmal mehr zum Milchumrühren gut.“

„Hier bleibe ich und gehe nicht weg!“

„Setz dich nieder und ruhe dich aus!“

Stille.

Die Wolken zogen. Die Bauern hockten noch immer ratlos auf den Wagen. Dann stieg einer von ihnen langsam herunter. „Muß doch sehen, ob der verdammte Kerl wirklich schießt!“ Er trat an den Straßenrand.

„Ich schieße!“ rief es aus der Eiche.

Der Mann hielt an. Andere traten an seine Seite. Nun standen sie alle da, eine lange Reihe von fünfzehn Männern, und starrten zum Baum hinauf. Sie fingen an zu höhnen: „Wen schießt du zuerst nieder?“

Keine Antwort.

„Wir zünden dir das Haus im Dorf an!“

„Tut, was ihr wollt!“ murrte schwer und fast träumend Matthias und äugte auf die Stiefel am Grabenrand, ob sich nicht einer regte und zum Sprung ausholte.

Nach einem Weilchen rief ein Bauer: „He, Wallbaumer, komm doch heraus!“

Stille.

„Wallbaumer!“

Matthias lachte von oben: „Der schläft!“ Er beugte sich aus der Luke und sah das bleiche Gesicht des Alten vollbeglänzt vom Mondschein. Der Hut war dem Greis vom Kopf gefallen, das Haupt lag, wie von einer Faust nach hinten geschlagen, auf

der Schulter, die an der Bohlenwand lehnte. Er regte sich nicht.

„Wallbauer?“ fragte der Bauer, und seine Stimme klang fremd.

Nach kurzem Zögern zog er das Gewehr zurück. „Kommt herein und schaut nach; ich glaube, der Alte ist tot!“

Matthias blieb im Baum. Es war schwer, den Leichnam durch den Durchschlupf zu tragen, als wehrte er sich, von der Eiche zu weichen. Er lag dann unheimlich starr und sichtbar im Heu, ehe die Wagen anfahren. Niemand blickte mehr hinauf zur Kammer.

Nun saß Matthias da und sah die Lichter des Dorfes aus der Ferne blinzeln. Er hielt das Gewehr am Riemen, der unter den Fingern feucht geworden war. In den Ohren vermeinte er das Trappeln der Hufe noch zu vernehmen. „Zwanzig Pferde waren es —“, flüsterte er, „zehn Wagen — fast die halbe Gemeinde.“

Die Kerze flammte unruhig. Die Wände rochen nach Holz. Auf den ungehobelten Brettern des Bodens kroch ein Hirschkäfer. Er betrachtete ihn lange und hob dann das Auge wieder in die Nacht hinaus. Da hörte er plötzlich den Baum.

In den Stunden, ehe die Bauern herangefahren waren, hatte er ihn nicht vernommen. Da war er voll Unsicherheit gewesen. Als sie unten hielten, hatte sein Blut gesungen. Nein, den Baum hatte er noch nicht gehört. Am Abend, als er den Kasten fertiggestellt hatte, war er lachend und donnernd

über die Bretter getrampelt; er hatte sich gebläht, daß er dies ganze Haus in die Äste gebaut — an einem Tag. Dazu die Bohlenburg um die Eiche. Die Tagelöhner hatten wie toll gearbeitet, ohne Geschwätz. Es war, als hätten sie ihn gefürchtet —

Nun hörte er den Baum. Er merkte, daß der sich leise regte, und es regte sich die Kammer mit. Sie wiegte sich über den wiegenden Feldern, durch deren Körnermeer der Wind lange Schattenstreifen pflügte, die sich alle auf ihn zuwiegen. Darüber wiegten sich die Wolken, und die Sterne wiegten sich. Aber hörbar war nur die Eiche mit ihren abertausend Blättern und hundert Zweigen. Er zwängte den Kopf durch die Luke, blickte hinauf in die Krone und sah den Mond, als hinge er im Laub, ganz nahe an seinen Augen, und wiegte sich mit ihm über der Landschaft.

Er strich sich über die Stirn. Lauter sprach der Baum, er sprach allein über das unendliche Feld hinweg bis an die Berge, die sich vor dem hellen Himmel auch wiegten. Alle tausend Blätter rauschten. Er saß gefangen in ihrem Rauschen. Sein Herz begann mitzurauschen. Es wiegte sich auch. Er hörte es laut wie die Blätter rauschen.

Ja, es war ein Männerstück gewesen, den Bau an einem einzigen Tag zu errichten. Was hatte der alte Wallbaumer am Gottesacker zu ihm gesagt? Ach, der konnte ihn ebensowenig überwinden wie die anderen! Das war bewiesen.

Er erhob sich und dehnte die Arme. Bohlenburg und Baumkammer, nun brauchte er beide nicht mehr an der rauschenden Eiche. Niemand durfte

ihm sein Recht bestreiten, und niemand wagte es fortan; des war er gewiß. Und wenn sie noch über ihn reden wollten, so sollten sie davon reden, daß der Gelderer allein in der Nacht seinen Bau zerwarf, den nutzlos gewordenen.

Er schleuderte das Gewehr durch die Luke und nahm die Axt und zog die Bindenägel aus den Wandbrettern. Als er das Dach stöhnend zum Absturz brachte und plötzlich die brausenden Blätter auf sein Haupt hereingriffen mit flatternden Fingern, da atmete er tief die frische Luft und spürte, daß der Holzduft aus seinen Lungen entwich. Er schlug die Wände ein und ließ sie niederstürzen, dann stand er auf der Plattform, kletterte ins Geäst, stemmte die Nägel daraus, prüfte manchmal, ob die Bodenplanken noch hielten. Er zog sich darüber empor und trat sie einzeln in die Tiefe. Nun hing er allein im Baum. Er fühlte, wie der sich regte, als sei er befreit, und wie Matthias bei seinen Kühen mitunter tat, wenn er über den Futtertisch schritt, er klopfte ihn munter mit der breiten Hand, er klatschte ihm die breite Hand auf den Stamm. Da ging eine heftige Bewegung durch die Eiche. Matthias schrie auf.

Sie fanden ihn am nächsten Tag. Er lag mit gebrochenem Genick auf dem Rasen. Sie trugen den Bohlenzaun ab.

Wer den Acker erwarb, wendet den Pflug am Schattenrand der Eiche. Der Weizen steht darum, als wäre er zurückgemäht worden. Der Baum greift in die Unendlichkeit des Himmels mit hundert freien Ästen.

Durch das kleine, weltabgeschiedene siebenbürgische Dorf ging der Bauer Christoph Salmen, die Hände in blauen Handschuhen, zum Wirtshaus. Um ihn her, auf dem Schnee, sprang sein Schatten, den die kleinen Lichter aus den Fensterscheiben der Höfe zuerst hinter ihn, dann zur Seite und vor ihn warfen. Das Hundegebell klang noch nicht laut und die Nacht füllend, über der undeutlich neben dem dunstigen Mond die Sterne glitzerten. Vor der Gasthofstreppe spie Salmen aus; er traf den Pfosten, darum spie er noch einmal geradewegs in den Flur.

Nachdem er die Türe geöffnet hatte, blinzelte er in die Stube. Zwei Rumänen saßen darin mit hohen Pelzmützen. Sie sahen nicht auf. An der gegenüberliegenden Wand hockten drei sächsische Bauern. Vor jedem Gast stand ein Glas Wein. Salmen grüßte nicht. Er polterte bis in die Mitte der Stube, blieb stehen und rief: „Wirtschaft!“, dann setzte er sich zu den Sachsen. Die murmelten träge: „Guten Abend!“ Er schnaubte nur, nahm die Flasche, die

ihm der Wirt hinstellte, goß sich ein, trank und sagte laut: „So, jetzt weiß ich, wer der Prikulitsch ist.“

Keiner antwortete, bloß Peter Gagesch lachte. Er glaubte nicht an den Werwolf, der ein verwunschener Mensch ist und zwischen zwölf und ein Uhr nachts im Dorfe hin und her läuft. Prikulitsch heißt solch ein Verdammter; tagsüber ist er andern gleich, in der Nacht aber packt ihn der Teufel, verwandelt ihn in einen schwarzen Hund und jagt ihn durch die Gassen. Gelingt es ihm, einen Menschen zu beißen, so ist er erlöst, und der Verletzte wird Prikulitsch. Gagesch war bei den Soldaten gewesen, er glaubte den Unsinn nicht.

Salmen sah an ihm vorüber, ihm war Gagesch zu jung, trug auch ein glattrasiertes Gesicht. Aber den Hans Borger sah er an. Und dieser schaute mit den hellen, ruhigen Augen zurück.

„Joan“, befahl Salmen mit erhobener Stimme. Einer der zwei Rumänen, sein Knecht und Hirt, trat an den Tisch. Der alte Mann schob ihm ein Glas hin: „Trink und dann erzähl!“

Der dritte Bauer schluckte, rückte die Arme vorwärts, gähnte: „Was gibt's denn?“

Der Knecht hatte getrunken. Er dankte und fing an, sich zu bekreuzigen. „Der Herr beschütze mich!“

„Das ist ja ein altes Weib“, lachte Gagesch. Da blickte ihn Salmen an, und er schwieg, sein Gesicht rebellierte zwar, aber er traute sich nicht, noch mehr zu äußern, doch seine Augen, die glaubten nichts. „Na, erzähl!“ brummte auch er.

„Ich war gestern in Kreuzdorf, Herr, ich stellte

die Schafe beim Richter ein, da ist es spät geworden —“, begann der Hirt und wandte sich an seinen Dienstgeber.

„Du warst im Wirtshaus“, sagte Salmen.

„Ein Glas, nur eins, Herr; der Weg ist lang. Der Allmächtige bewahre mich vor dem Weg! Ich war in der Schrullmühle an der Brücke. Ein Weichsel, Herr, was ist ein Weichsel! Den trinkt ein Kind, so wenig brennt der. Das reinste Wasser, aber gut für den kalten Weg.“

Salmen zog ihm das Glas fort: „Red nicht um den Brei herum!“

„Also, Herr“, sagte Joan sehr lebhaft, „da, wie ich in unser Dorf zurückkomme — es war sehr spät —, da jault mein Burkusch — Herr, es ist ja Ihr Burkusch, ein Hund, Sie finden keinen besseren. He, Jonell, ist der Burkusch kein guter Hund?“

Der zweite Rumäne, ebenfalls ein Hirt, der auch herangetreten war, nahm die Pelzmütze ab und antwortete: „Guten Abend! Gott soll mich strafen! Ein Hund, wie er sein soll.“

Hans Borger vermochte nicht mehr an sich zu halten. Seine mächtige Gestalt reckte sich: „Also erzähl doch endlich!“

Der dritte Bauer staunte, schluckte und fragte: „Was habt ihr denn?“

Salmen legte die Handschuhe polternd auf den Tisch: „Borger, du wirst es früh genug erfahren.“

„Also — der Burkusch klemmt den Schwanz zwischen die Beine; ich denke nichts und gehe weiter, denn es war kalt. Aber die evangelische Glocke fing zu schlagen an; da dachte ich: warum heult der

Hund? Ich dreh mich um — Herr, wenn die Glocke Mitternacht schlägt, wird es den Menschen im Winter warm und im Sommer fröstelt es sie. Ich konnte hinter mir nichts Besonderes sehen, doch wie ich mich nach vorne wende, Herr, da steht ein Hund, groß wie ein Kalb, mit Augen — der Teufel soll mich holen! —, mit Augen wie ein Bierglas so rund, mit einem Schwanz wie ein Fuchs. Meine Mutter hat mir immer gesagt —“

Da fuhr Salmen auf: „Schweig, jetzt rede ich! Der Joan kommt zu mir gelaufen, den Stock in der Linken. — Nein! Zuerst höre ich, ich habe einen leisen Schlaf, den Burkusch heulen, und gleich darauf schlägt der Joan ans Tor, schlägt wie verrückt und schreit: Herr! Ich heraus, den Mantel aufs Hemd, barfuß in die Stiefel. Da steht Joan und jammert: Der Prikulitsch! Hast du den Stock in der Linken? frage ich. Ja, er hatte ihn, gottlob; wenn er ihn rechts getragen hätte, er wäre gebissen worden. Ich nehme den Stock, jag' Joan ins Haus und gehe auf die Straße.“

Er schwieg.

Die drei Bauern starrten ihn an.

Gagesch lachte nicht mehr, mit dem Handrücken schob er sein Glas zur Seite und beugte sich über den Tisch. Der schläfrige Tumes war munter geworden, hatte den Mund angelweit offen; der Speichel quoll über seine Lippen.

„He, Borger! Wer wohnt allein vor dem Dorf auf dem Berg? Der schwarze Hund ist vor mir hergerannt. Ich ihm nach. Vor deinem Tor hielt er an.“

„Vor meinem?“

„Vor deinem!“

Damit lehnte sich Salmen zurück, steckte die Fäuste in die Hosentasche und sagte geradeheraus: „Du bist der Prikulitsch.“

Die Hirten wichen bis zur Wand zurück, setzten die Mützen auf und schlugen das Kreuz. Beide griffen nach ihren Stecken. Borger wollte reden, Salmen aber sprach weiter: „Ich bin auf den Hund losgegangen, den Stock in der Linken. Da winselte er und kroch unter deinem Wagentor durch. He du, Tumes!“

„Äh!“ konnte der bloß stöhnen. Seine Unterlippe klappte auf und zu.

„He du, Gagesch!“

Die Blicke des Angeredeten wurden stolz, weil der Alte ihn beachtete; er nickte eifrig zurück.

„Du mußt wissen, Borger war allein zu Hause. Seine Frau ist fort mit der Magd in Kreuzdorf bei der Tochter, der Knecht im Spital. Na, was sagst du dazu?“

Aber da begehrte der Verdächtige auf: „Das ist ja eine Dummheit. Ich habe geschlafen, die ganze Nacht —!“

„Du warst von zwölf bis eins ein Hund. Vor dir muß sich sogar der Teufel in acht nehmen. In deinen Augen steckt es. Schaut seine Augen an! Aufhängen sollte man dich!“

Damit erhob sich Salmen, spie auf den Boden, packte seine Handschuhe und ging. Als er zur Tür kam, stand auch Gagesch schon neben ihm, und Tumes polterte, den Kopf schüttelnd, hinter ihnen her.

Die Hirten drückten sich hastig hinaus. Der Wirt mußte ihnen bis auf den Vorhof ums Zechgeld nachlaufen. Als er in die Stube zurückkehrte und Borger fragen wollte, weshalb alle so jäh aufgebrochen waren, starrte ihn der große Mann furchtsam an, legte seinen Zehrpennig auf den Tisch und verschwand.

Vor dem Wirtshaus hatte sich Salmen von Gagesch verabschiedet und schritt davon, begleitet von Tumes, gefolgt von den Knechten, die noch immer die Stöcke wie zur Abwehr hielten. Gagesch sah ihnen nach. Ihr Narren, dachte er und fühlte hinter sich den Lichtschein der geöffneten Tür, in dem ein Schatten größer wurde. Er spähte zurück. Borger trat ins Freie. Ach, da eilte er besser fort.

Je länger er lief, um so rascher stieß sein Atem. Er hatte keinen Stock bei sich. Daß er den auch immer zu Hause vergessen mußte!

Der Mond war neblig wie vorhin, die Sterne glitzerten unklar. Aus den Stirnseiten der Häuser brannten keine Lichter mehr. Gagesch wollte sich noch nicht zur Ruhe legen. Weiß Gott, den Schuster Hubbes hätte er gerne besucht, schon um ihm den Vorfall mitzuteilen. Er lief schneller. Vielleicht war Rosa zu Hause, die Tochter des Schusters. Sie mochte ihn zwar wenig, ihn, der im Krieg gewesen war. Der Rotzlöffel, der Tobies Halmen, gefiel ihr, wie wenn ein zwanzigjähriger Lümmel für ein siebzehnjähriges Mädchen nicht zu jung wäre. Gagesch war fünfunddreißig und ein Kerl wie geschnitzt.

Das Mädel schätzte ihn leider nicht, und mit dem Vater ließ sich über solche Dinge nicht reden, nicht

ein Wort; er sprach über Politik und Geschäfte.

Das Häuschen des Schusters stand erleuchtet. Im selben Augenblick, als Gagesch es erblickte, heulte fern ein Hund. Er sprang entsetzt auf das freundliche Licht zu, riß das Tor auf, schlug es hinter sich zu; erst in der Stube atmete er auf. Da konnte er den Schnee auch laut und ruhig von den Stiefeln stampfen.

Hubbes saß am Tisch gegenüber seiner hageren Frau und hatte im Kalender gelesen. Sein Haar war rot und kurz geschoren. Bis auf die Brust, die das geöffnete Hemd freigab, liefen glänzende Sommersprossen. Noch ehe er den Gruß erwidern konnte, rief Gagesch: „Du, der alte Salmen meint, der Borger ist ein Prikulitsch!“

Der Schuster verzog das Gesicht: „Aberglauben!“

Ja, er kannte sich in der Welt aus. Er war „modernesch“ wie sein Freund. Die Frau freilich legte den Strickstrumpf aus der Hand: „Was sagst du da, Peter?“

Gagesch erzählte. Doch er erzählte so, daß allerlei aus seinen Worten zu hören war, Zweifel und auch das Gegenteil.

„Das ist alles Unsinn“, brummte Hubbes.

„Überlege doch, der alte Borger war allein zu Hause! Das ganze Gehöft leer. Frau, Magd und Knecht fort.“

Der Rothaarige begann zu lachen: „Du glaubst daran?“

„Ich! Du kennst mich! Erkläre mir nur, weshalb läuft der Burkusch vor einem andern Hund davon!“

„Weiß der Teufel!“

„Und warum rennt der schwarze Hund aus dem Dorf hinaus bis zum Gehöft Borgers, he?“

Der Schuster zuckte die Achseln.

„Da war etwas Besonderes! Der schwarze Hund wäre sonst nicht unters Hoftor gekrochen vor dem Stock, den Salmen in der linken Hand trug.“

Die Frau, die atemlos zugehört hatte, schrie plötzlich: „Die Rosa, mein Gott, die Rosa!“

Die Männer fuhren zusammen. Hubbes brüllte wütend: „Was fällt dir ein, so zu kreischen!“

„Sie ist doch in der Spinnstube! Geh sofort und hole sie, es ist jetzt gegen elf Uhr! Um Gottes willen, sie wird zu spät aufbrechen!“

Das konnte der Schuster so recht leiden, wenn sein Weib jammerte oder ihn zu etwas bewegen wollte. „Du Gans!“ sagte er und drehte sich dem Besucher zu, der indessen eher der Frau zuzustimmen schien als ihm, der nun gewaltsam in die Hände klatschte, jäh erheitert: „Vorwärts, Martha, Wein, Wein! Seit wann läßt du Gäste dürsten?“

Trotz seinen Ängsten lächelte Peter, denn man hatte ihn hier schon oft dürsten lassen.

„Das ist nämlich so“, holte der Schuster breit aus, „der Aberglauben bewirkt, daß das gemeine Volk wie ein Tier lebt!“

Die Frau brachte einen vollen Krug. „Vater, sollen wir nicht lieber um Rosa gehen?“

„Donnerwetter!“ brüllte er ins Aufschlagen seiner Faust, die alles auf dem Tisch zum Tanzen brachte. „Ich red', was ich red'. Und was ich geredet, hab' ich geredet!“ Er blies die Luft aus, drehte den Kopf mit Qualgrimassen, als steckte er in einem zu engen

Kragen, und fuhr fort: „Püha, es ist heiß hier!“

Dem folgenden Gespräch lauschte sein Weib mit wachsender Unruhe. Ihre Arme, dünn wie Dreschflegel, schwenkten die schweißigen Hände im Gelenk hin und her. Hubbes wurde dicker vor Wohlbehagen, wenn er sie angrinste, und leerte das Glas auf die Gesundheit aller. Gagesch trank ein wenig, hielt aber die Pendeluhr im Blick. Der Minutenzeiger schlich, der Schuster schwatzte ununterbrochen von Steuern, Ministern und der Polizei. Als es fünf Minuten vor halb zwölf war, flüsterte Martha: „Jetzt müßte Rosa schon zu Hause sein.“

„He?“ meinte er. Aber weil sie nichts weiter sagte, polterte er: „Du hättest sie besser erziehen sollen!“

Die Uhr schlug an. Alle drei drehten sich ihr zu.

„Es ist bei Gott halb zwölf“, seufzte Gagesch, seine Knie zitterten wieder. Er war im Krieg kein Feigling gewesen, nun packte ihn die nackte Angst. Auch fiel ihm ein, daß er bis zu seinem Haus noch ein gut Stück Weges hatte.

„Schuster, wenn du dein Kind nicht selber holst, ich gehe allein.“

Das laß nur bleiben, wollte der entgegnen, aber er schüttelte den Kopf, als hätte ihm der Wein eine Kappe über die Schläfen gezogen: „Ist's wirklich schon halb zwölf? Ich werde ihr die Spinnstube auf den Hintern malen!“

Er spitzte die Ohren: „Kommt sie nicht jetzt?“

Nein, es war nichts zu hören.

„Du, Gagesch, geht die Uhr richtig?“

Sie saßen noch. Der Jüngere stand auf. Da schoß auch der Rothaarige zur Höhe: „Vorwärts! Vor-

wärts! Was gaffst du, Martha? Soll der Werwolf —“, er räusperte sich, „soll das Kind verderben?“

Zuerst drängte die Frau ins Freie, ein großes Tuch um die knochigen Schultern. Der Schuster lief im Mantel und Gagesch neben ihm im blauen Tuchrock, die Hände in den Hosentaschen.

„Zum Donnerwetter, es ist kalt! Bis zwölf hat's noch ein Weilchen“, meinte der ehemalige Soldat. Er empfand das Bedürfnis zu sprechen: „Weißt du, in Rußland bin ich bei noch ganz anderer Kälte Patrouille gegangen.“

„Hol der Teufel Rußland! Wenn du heute nicht zu uns gekommen wärest, lägen wir längst im Bett.“

„Und das Kind?“ schrie die Frau.

„Maul halten!“

Die Spinnstube war beim Dorfrichter Kretschmer, keine zweihundert Schritte entfernt. Sie waren in drei Minuten dort.

Als der Schuster in den Hof hineinprallte, lösten sich von der Treppe im Flackerschein einer hochgehaltenen Kerze mehrere Burschen und Mädchen, die eben aufbrachen.

„Ist meine Rosa da?“ keuchte Martha hinter dem Rücken ihres Mannes. Peter schob sich in den Schatten zurück; doch schon hatten ihn einige erspäht.

„Wollt ihr sie expreß verheiraten, weil ihr mitten in der Nacht mit dem Schwiegersohn herläuft?“

Nein, das gefiel dem Rothaar ganz und gar nicht. „Welchem Schwiegersohn?“ fragte er hochmütig.

„Na, mit dem Gagesch!“ lachte die Horde der Jungen.

Der Schuster hob geringschätzig die Hand. „Das

ist ein Geisterseher. Hinter mir darf laufen, wer will!“

Das paßte nun wieder Peter nicht, aber da ihm eine gute Antwort immer zu spät einfiel, trat er wuchtig vor und sagte: „Schaut, daß ihr heimkommt, der Prikulitsch ist los!“

Das Gelächter wurde zum Gebrüll. Die drei Ankömmlinge standen jämmerlich einsam vor den jungen vergnügten Leuten auf der Treppe.

„Ist der Richter da?“ Hilflos verklang der Ruf der Frau in dem Lärm.

Nein, der Richter war nicht da, lag schon im Bett. Es war nicht ratsam, ihn zu wecken. Die Mutter befragte ein Mädchen; das wußte nicht, wo Rosa stecke; ein anderes gab Auskunft: „Sie ist über die Gasse zur Tini Salmen gelaufen!“

„Na, hole sie dir, dumme Gans!“ lachte der Schuster und schlug sich auf den Schenkel, als sei er sehr fröhlich; dann wandte er sich laut an die Schar: „Kommt da vor einer Stunde der Gagesch zu mir und setzt meiner Frau den Floh ins Ohr: der Prikulitsch renne im Dorf umher. Die glaubt's und schreit: Er frißt meine Rosa auf. Dummes Weib, sage ich, das ist Aberglauben. Aber sie — nein! Sie muß herlaufen. Und Peter, dieser Held, der hat noch ärger gezittert als sie. Ich denke mir: gut, gehen wir, damit sie sich blamieren!“

„Du lügst!“ wehrte sich Gagesch.

„Ich lüge? He, Martha!“ Er drehte sich um nach ihr. Sie war nicht mehr an seiner Seite. „Bei Gott, sie ist der Rosa nachgerannt.“ Er blinzelte höhnisch: „Peter, wie wäre es, wenn du mitliefst?“

Gagesch war größer als der Schuster, jetzt erschien er kleiner, so sehr krümmte sich sein Rücken. Seine verzerrten Züge dehnten sich um die aufeinandergepreßten Zähne wie Sackleinenfalten: „Du Hund!“

„Aber, Peter“, stotterte der Schuster, „ich habe bloß einen Witz gemacht. Wißt ihr, er hat gar nicht so unrecht. Der alte Salmen behauptet, daß Borger der Prikulitsch sei. Er hat's gestern gesehen, und auch sein Knecht. Gagesch hat nur dies erzählt.“

„Haut euch!“ rief eine freche Stimme. Die andern schwiegen verblüfft. „So hau doch!“ hetzte die Stimme.

Gagesch schlug nicht zu, obschon er den Arm erhoben hatte, denn Martha stürzte in den Kreis, wirr und schweratmend, und sagte leise, und jeder hörte es: „Rosa war nicht bei Salmen.“

Da löste sich Peters Wut, er fragte: „Ist sie schon fortgegangen?“

„Nein, sie war gar nicht dort“, antwortete die Mutter; und eine große Stille breitete sich daraufhin aus.

„Gebt mir einen Stock!“ brüllte der Schuster plötzlich, „gebt mir einen Stock!“ Er stampfte wie irrsinnig den Boden. Die Mädchen jammerten auf. So wenig die Zuhörer den Vorfall ganz verstanden, jeder war erregt.

Einige Burschen hatten Stöcke. Sie riefen: „Wer, sagst du, ist der Prikulitsch?“

„Der alte Borger!“

„Ich gehe zu ihm!“ erklärte ein langer, entschlossener Kerl und fuchtelte mit seinem Stecken in der

Linken herum. Noch immer tobte Hubbes. Knechte liefen mit Gabeln herbei.

Vom allgemeinen Lärm ans Fenster gelockt, fragte der Richter in den Hof hinunter, was denn los sei. Niemand gab ihm Bescheid. Die jungen Leute waren schon auf der Straße, Gagesch und die Mutter hinter ihnen her.

Der Schuster setzte sich, ganz kleinlaut geworden, auf die Treppe. „Ich weiß nicht, was mir ist. So übel ist's mir im Magen. Der Wein war schlecht, Richter!“ stöhnte er zum Fenster hinauf, „mir ist nicht wohl, — o dieser Hund, der Borger!“

Als die Burschen forthetzten, rief die freche Stimme, die vorhin gerufen hatte, wieder, aber niemand gab acht darauf. „Ist der Tobies Halmen auch gebissen, weil er nicht da ist?“ rief die Stimme.

Der kühle Wind strich von Norden. Die wie kleine Berge aneinandergereihten Häuser überdampfte der weiße Rauch der Winterluft. Trüb hing der Mond, ohne Schatten zu werfen. Jeder Laut verhallte wie in feuchten Tüchern. Erst schien der Lauf der zehn Jünglinge noch etwas von einem Spaß an sich zu haben. Als die Schustersfrau aber in kurzen Aufschreien immer den Namen ihrer Tochter wiederholte, der frierende Gagesch inmitten großer Sprünge brüllte, er wisse jetzt, weshalb Borger den einsamen Hof gekauft habe, und über all diesem von Schritt zu Schritt unerklärlicher und undurchsichtiger die lautlose Nacht schleierte, da schuf die Furcht eine schreckliche Einmütigkeit in ihnen. Sie rannten wortlos dahin, und so ungestüm still war ihr Vordringen, daß sie, nachdem sie den kurzen Anstieg zum frei-

liegenden Gehöft ohne Rast gezwungen hatten, schon ans Tor schlugen, ehe sie recht standen.

„Mach auf, mach auf!“

Der Hofköter winselte. „Das ist er nicht“, keuchte einer der Burschen, als die andern zu poltern aufhörten. „Das ist sein Hund; ich kenne ihn.“

Hinter den Fenstern, an die jetzt auch geklopft wurde, glomm ein trübes Licht auf, schwankte als rötlicher Faden in der Stube und verwandelte sich zu hellem Schein beim zaghaften Aufklaffen der Scheibe.

„Was wollt ihr?“ fragte es heraus.

„Es ist der Borger!“ sagte Gagesch und stellte sich kerzengerade auf. Die anderen schwiegen. Es schwollen unzählige sinnlose Worte in ihrem Munde.

„Wo ist Rosa Hubbes?“

Borgers Antlitz war seitlich beleuchtet von der Kerze, die er auf einen Schemel gestellt haben mochte. Er glaubte offenbar, die trieben Spott mit ihm, als er antwortete: „Geht zum Henker mit eurer Rosa Hubbes! Was habe ich mit ihr zu tun?“

Peter hielt den Stecken, den er von einem Strauch gebrochen hatte, in der Linken und ächzte: „Was redest du da, Prikulitsch!“

In diesem Augenblick fing die Glocke im Dorf zwölfmal zu schlagen an. Da überfiel einen der Burschen die irre Gewißheit, das gesuchte Mädel sei gebissen und jetzt Prikulitsch, weil Borger beim Geläut sich nicht in einen Hund verwandelte, er hob den Stock und hieb mit voller Kraft ins Fenster. Der Greis taumelte, von Glasscherben und Holzteilen getroffen, in die Stube zurück. Er stieß keinen Laut hervor, auch draußen war es still, die Kerze faßte

er fest in die Hand und trug sie mit sich in die Wohnung hinein.

Die Burschen sahen sich um. In ihren Ohren tönte das Klirren nach. Auf der Landstraße am Fuße der Anhöhe schickten sich einige Männer an hochzu- steigen.

„Na“, meinte die freche Stimme, „jetzt müßte er als schwarzer Hund herausspringen, wenn er seine Sache gut gelernt hat.“

„Um Gottes willen, schweig!“ zischte Gagesch. Die andern schüttelte es. Sie froren. Ein Weinen machte sie lauschen. Die Schusterin war zusammen- gesunken. Da begannen sie wieder zu toben: „Heraus mit ihm, er muß heraus! He, Prikulitsch, Werwolf! Wo ist die Rosa Hubbes?“

„Ich schieße euch nieder, wenn ihr nicht fortgeht!“ rief der Bauer aus der Mitte seines Zimmers.

Das war zuviel gesagt, er besaß nur eine Spatzen- flinte. Den Burschen trieb die Drohung das Blut in den Kopf. Der lange Kerl, der die Scheibe zerhauen hatte, holte aus und zertrümmerte eine zweite. Ein dünner Knall löste sich aus der Stube.

Es wurde augenblicklich still. „He, er hat ge- schossen —“ Sie duckten sich an die Mauer. Der Lange knirschte: „Jetzt erschlag ich ihn.“ Mit einem Satz sprang er ins Fenster, hockte auf dem Brett, schützte die Augen mit der Hand, einige Schritte vor ihm stand der Bauer mit der Flinte. Sie funkelten sich wie Wölfe an.

„Zurück!“ schrie es von draußen. Der Kerl im Fenster zögerte. Da packte ihn eine Hand am Rock; er fuhr rasend herum: „Laß mich los!“

Das letzte Wort stieß er hervor, als ihn der Richter schon in den Schnee gerissen hatte. Niemand half ihm auf; einige lachten sogar ein kurzes, hartes Lachen, wie er sich verdutzt und abgekühlt erhob.

Mit dem Richter waren etliche ältere Männer eingetroffen. Der Schuster freilich war wohl auch ein Stückchen mitgelaufen und dann plötzlich in einem Haustor verschwunden. Nun suchte Kretschmer aus den Burschen herauszukriegen, was hier vorgegangen sei. Dann trat er ans Fenster: „Borger, der Richter ist da.“

Der Bauer kam nicht hervor; keinen Schritt! Man hatte ihn geschlagen; was scherte es ihn, wenn die Kerle etwas von ihm wollten! Er rührte sich nicht.

Erst als der Richter versicherte, die dummen Lummel werde er wohl im Zaum halten, öffnete Borger endlich, aber nur ihm, die Türe.

„Bleibt hier!“ Die Leute wollten Kretschmer nicht fortlassen. „Herr Richter, er wird Sie umbringen!“

„Er ist der Prikulitsch!“ heulte die Frau auf und hämmerte mit geballter Faust an die Mauer.

Kretschmer blieb stehen, schon unter dem Türbogen, und forderte den Bauer auf, der schwarz an der Klinke wartete, herauszukommen.

„Ich habe mich nicht zu verantworten!“ antwortete es aus dem Dunkel. Der Richter trat ein.

„Lassen Sie die Tür offen!“ rief Gagesch. Da wandte sich der Alte um, sein faltiges Gesicht war vom Widerschein des Schnees in lange Täler geklüftet, das Kinn bog sich felsig unter dem weißen Schnurrbart hervor. „Ihr Scheißer!“ knurrte er und drückte das Schloß hinter sich zu.

„Hat er den Stock in der Linken?“ fragte Peter zitternd.

„Ja, er hat ihn“, bestätigte jemand.

Borger führte den Gast in die Schlafstube. Beide setzten sich an den Tisch. Zwischen ihnen rauchte die Kerze. Auf der Stirn des Bauern schwoll eine blutige Beule. Keiner fand ein Wort, bis der Richter hervorstieß: „Sag mir eins, bist du der Prikulitsch?“

Borger antwortete nicht, er sah zu Boden.

Kretschmer sagte nach einiger Zeit: „Wir kennen uns seit fünfundfünfzig Jahren.“

Der andere schlug auf den Tisch: „Ich werde Salmen verklagen.“

Der Richter schüttelte den Kopf: „Der tut dir aus Bosheit nicht so eine Nachrede an!“

„Was weiß ich! Ich werde die Burschen verklagen. Zwei Fenster sind zerbrochen. Ich verlange Schmerzensgeld.“

„Das kannst du! Warst du gestern nacht zu Hause?“

„Richter, wenn auch du an das glaubst, was der Salmen erzählt, so rufe die Gendarmen!“

Kretschmer erhob sich: „Komm, wir gehen zu ihm.“

„Nein!“

Von draußen schrie es: „Richter, ist alles gut? Richter, sind Sie drinnen?“

Borger fing zu sprechen an. Seine Sätze fielen langsam und eintönig. „Soll ich mir das auf meine alten Tage gefallen lassen, diesen Lärm vor meinem Hause? War ich nicht immer ein anständiger Mensch?“

„Ja“, sagte der Richter bedrückt.

„Hab' ich die Steuern ordentlich bezahlt oder nicht?“

Der Alte redete in sich hinein. Sein Unterkiefer mahlte. Die hellen Augen rollten groß wie farblose Blasen. „Du, wenn ich diesen Lügner in die Hand bekomme —!“

Auf der Straße erklang plötzlich schallendes Gelächter. Ein Bursche schwang sich ins Fenster.

„Richter, die Rosa Hubbes ist da.“

„Komm, Borger!“ bat Kretschmer.

„Nein!“

„Hört!“ rief der Schuster draußen. Er zerrte atemlos seine Tochter hinter sich her, ein kräftiges Mädchen, das verlegen aus dem Umschlagstuch herausguckte.

„Da hast du sie, deine Rosa!“

Doch die Mutter stürzte sich nicht auf ihr Kind, sie sah es an, schüttelte den Kopf; über ihr gelbes Gesicht liefen Tränen.

„Du hast ja den Verstand verloren! Da finde ich den Balg zu Hause. Wo warst du, frag' ich. In der Spinnstube, sagt sie. In der Spinnstube? Daß dich der Welthund —! In der Spinnstube, so! Und wo warst du nach elf Uhr? Sie antwortete nicht. He, wo warst du nach elf Uhr?“

„Frag den Tobies Halmen!“ feixte eine freche Stimme.

„Du Rotzlöffel, das macht meine Tochter nicht. Wer hat da gerufen?“ Der Schuster spähte wütend umher.

„Ich“, entgegnete ein Kerl und stellte sich ihm vor das Gesicht. Hubbes wurde unsicher und lachte

dann: „Ah, der Tobies hat das Weite gesucht.“

„Der war der Prikulitsch“, feixte der Kerl wieder.
„Der hat deine Tochter gebissen.“

Mit den grölenden Burschen schwatzte der Schuster mit, schwankend wie ein Trunkener: „Da hast du es, dumme Gans!“ Er drohte seiner Frau. „Habe ich dir nicht immer gesagt, der Borger ist ein Kerl, ein anständiger Kerl, aber dieser Tobies — na, Gagesch“, fuhr er fort, als er den ehemaligen Soldaten erblickte, „du hast die Gans gut hereingelegt.“

Da sprach es ruhig aus dem Fenster: „Du lügst!“

Der Aufgeregte glotzte empor: „Was?“

„Du lügst, Schuster, du hast mir erklärt, der Borger sei der Prikulitsch. Du bist davongelaufen, als es zwölf schlug; du hast die Hosen vollgehabt!“

Der alte Borger stand jäh neben dem Richter. Er hatte den Kopf vorgeneigt, der Blick fuhr ihm dicht unter den Brauen heraus: „Wer sagt, ich sei der Prikulitsch?“

„Der Schuster!“

Der Bauer faßte den zertrümmerten Fenster-
rahmen: „Wer?“

Kretschmer sprang zu und entwand ihm das Holz, konnte ihn aber, der sich zurück in die Stube warf, nicht mehr aufhalten.

„Er kommt, Schuster!“

Man hörte die Schritte — Hubbes versuchte vergebens, auszubrechen, der Kreis der Burschen hielt ihn fest — und dann stieß, die hellen Augen unnatürlich geweitet, der mächtige Schädel aus dem Torbogen. Mit den Armen schob sich der schwere Rumpf heraus. Als der Richter, der Borger nach-

geeilt war, mit aller Kraft an seiner Schulter riß, stemmte sich der nach vorn und fiel auf die Straße, erhob sich wieder und schlug dem Schuster ins Gesicht und in den Nacken, als der Rothaarige sich duckte. Kein Laut drang aus dem zusammengepreßten Mund.

„Er mordet ihn!“ jammerte die Frau.

Der Richter packte zu, die Männer griffen mit an. Wie Hunde vom Eber flogen sie zur Seite. Erst jetzt sahen sie, daß der Greis notdürftig bekleidet war, das Hemd klaffte, Blut rötete die Stirne.

„He!“ ächzte er, „ihr Lümmel wollt mir einreden, ich sei der Werwolf. Ihr Affen laßt euch den Kopf verdrehen von solchen Schwätzern, wie dieser ist.“ Er starrte Hubbes an. „Ich habe mein Lebtage geackert und Frucht gefahren — und ihr stehlt mir die Ruhe! Du, Richter — jetzt will ich zum Salmen gehen!“

„Laß es gut sein, Borger! Morgen werde ich mit ihm sprechen.“

Der andere trat drohend an ihn heran: „Richter, ich sage dir: gleiches Recht für alle! Du stehst nachts auf und kommst mit diesen Laffen her, um mich zum Narren zu halten. Zum Salmen willst du nicht. Ja, der ist Kirchenvater, der hat Geld!“

„Nun ist es mir zu viel!“ antwortete Kretschmer und streckte die Arme aus. „Nach Hause, es ist spät genug! Borger, leg dich schlafen! Es ist allen leid, daß sie schlecht von dir gedacht haben!“

Der Bauer hörte nichts mehr, er ging los; niemand hinderte ihn. Er ging barhaupt, in Hemd und Hose und Pantoffeln. Man mußte ihn gewähren lassen. Der

Richter beauftragte Rosa, für Borger einen Mantel aus dem Haus zu holen. Oh, wie sie lief! Und sie lief nicht allein ins Tor. Als sie mit einem Pelz von den Treppen herabsprang, stand Gagesch vor ihr. Sie schrak zusammen.

„Bist du mit dem Tobies gewesen?“ fragte er lauernd.

„Was geht's dich an!“ Der war nicht gefährlich. Und sie rannte an ihm vorbei, der noch lange stand und sich dann schwerfällig in Bewegung setzte. Nach links waren alle anderen abgezogen, selbst der Schuster zottelte mit seiner Frau nach. Noch klangen sein Gezeter und die spöttischen Bemerkungen einer frechen Stimme. Rosa hatte sie beinahe erreicht, so schnell war sie. Gagesch wandte sich nach rechts, er dachte: weiß Gott, so ist das nun — weiß Gott!

Rosa schlug einen Bogen um das Häuflein der Nachzügler, wo ihr Vater trabte. Wie er sie erblickte, klagte er: „Dem Borger, der mich getreten hat, dem trägt sie den Mantel nach, und mich läßt sie allein.“

„Du hast doch einen Mantel!“ feixte der freche Kerl.

Hubbes schwippte mit der Hand: „Das verstehst du nicht. Weshalb faßt du mich an?“ fuhr er fort und stieß seine Frau von sich.

„Du hast dir doch weh getan“, entgegnete sie ängstlich.

„Ich mir weh getan? Mir tut nichts weh. Was schneidest du so ein dummes Gesicht? Die Frauen sind wehleidig. Das wirst auch du noch erleben, du Grasfrosch!“

Der Bursch, an den dies gerichtet war, lachte.

Rosa warf den Mantel über Borgers Schulter.
„He!“ machte der und blieb stehen. Er sah sie an:
„Du bist dem Schuster Seine?“

„Ja“, erwiderte sie erschrocken.

Der Alte hüllte sich ein und ging weiter. „Ihr müßt mit!“ sagte er, „alle, alle!“

Einige Burschen liefen voraus. „Zurück!“ brüllte er. Sie gehorchten.

„Recht hat er, der Borger“, rief plötzlich Hubbes.
„Solche Narren soll man einsperren, die abergläubisch sind und anderen Leuten die Ehre abschneiden. Recht hat der Borger.“ Er setzte flüsternd hinzu:
„Aber mir hat er unrecht getan.“

Der Bauer vernahm nichts von dem Geschwätz. Der Schuster lärmte weiter: „Seht, da kommt die Gendarmerie! Guten Abend! Folgt uns nur nach, meine Herren, wenn es euch nicht zu kalt ist!“

Zwei Wachtmeister nahten mit Karabiner und Seitenwaffe. „Was geht hier vor?“

„Wir besuchen den Salmen“, rief der freche Bursche.

„Da habt ihr eine späte Stunde gewählt“, lachte der eine und ließ die Schar vorüberziehen, der er sich mit seinem Kameraden anschloß.

„Richter“, sagte Borger, „schicke die beiden fort, sonst lassen sie uns nicht mehr allein!“ Kretschmer dachte: die werden nichts zu tun bekommen, solange ich hier bin.

Nun war das Haus erreicht, ein großer Bauernhof, vom tiefgeneigten Mond beschienen. Die Nacht hatte ihren Höhepunkt erklommen; der Lärm der Hunde schien lauter zu werden, als alles schweigend anhielt.

„So!“ rief Borger, „nun schlägt ins Tor wie bei mir!“

Die Burschen schlugen.

„Oh, ihr könnt das nicht, ihr seid zu schwach!“ Der Alte riß einen Stecken an sich und zertrümmerte, ehe es der Richter verhindern konnte, eine Scheibe. Da waren auch die Gendarmen schon heran und packten ihn. Er stöhnte: „Stefan, ich habe alten Wein im Keller, komm morgen zu mir, du darfst trinken mit Kind und Kegel, aber den Salmen muß ich sprechen!“

„Was sprechen!“ rief Stefan, „heißt das sprechen?“

„Da ist er!“

Im Hemd stand Salmen am Fenster; sein Antlitz war hell. „Viele Leute sind da“, sprach er schlaftrunken ins Zimmer zurück.

„Wer seid ihr, was macht ihr hier?“

„Du Lump, du hast mir die Burschen auf den Hals gehetzt. Die haben mir die Scheiben eingeschlagen!“ Borger holte wieder weit aus, Stefan sprang hinzu.

Nun schien es, als habe Salmen den Rufer erkannt.

„Der Prikulitsch.“

Seine Stimme verriet, daß er gänzlich wach geworden war.

Der Richter fing an: „Salmen, hast du im Wirtshaus gesagt, daß Borger der Prikulitsch sei?“

„Ja, und das ist wahr. Aber was zum Teufel haut ihr mir die Fenster ein!“ Hinter seinem Rücken drängten sich Frauen und Knechte. Er wandte sich um und schickte sie weg.

„Was wollt ihr?“

„Oh, dir schlag' ich den Schädel ein, du Hund!“

Kretschmer sagte: „Sei ruhig, Borger! Weißt du auch, Salmen, daß auf dein Geschwätz die Burschen wild geworden sind und den Borger bedroht haben?“

„Das hast du und die Gendarmen zu verhindern“, antwortete der Alte.

Seine Ruhe erboste die Jungen. Sie riefen Schimpfwörter: „Lügner! Ehrabschneider!“

„Ich rede die pure Wahrheit!“ fuhr Salmen mit gleicher Festigkeit fort. „An euch, Lausbuben, will ich kein Wort verlieren. Der Richter soll es wissen: Ich habe den Prikulitsch gestern vor mir hergetrieben bis in Borgers Gehöft; dort hat er sich versteckt. Keine Katze war zu Hause außer ihm. Erkläre mir, geht der schwarze Hund in ein Haus, wo er nicht wohnt?“

„Du warst betrunken!“ schrie der freche Bursch.

„Das ist der Sohn des Tumes, den Kerl kenne ich!“ Salmen spuckte zum Fenster hinaus.

Der eine Gendarm fragte ihn: „Ist es wirklich wahr, was Sie sagen?“

Der Bauer antwortete nicht; wer wird die eigene Ehrlichkeit beteuern! Der Wachtmeister bekreuzigte sich. Doch der andere, der Stefan, stammte aus der Stadt; er hielt sich den Bauch vor Lachen. Als niemand in seine Heiterkeit einfiel, kehrte er plötzlich die Amtswürde hervor: „Na, verzieht euch! Es war genug. Borger, he, Borger, was tun Sie?“

Der Alte hatte sich niedergesetzt. Kretschmer beugte sich zu ihm nieder: „Du erkältest dich, steh auf!“

„Ich will warten, bis die Affen weg sind. Ich habe mit dem Salmen zu sprechen.“

„Du kannst auch jetzt reden. Ein Uhr ist vorbei; da brauch' ich keinen Stock in der Linken“, entgegnete dieser.

Borger erhob sich; er tat bloß einen Schritt. Die Adern an seinem Hals klopften sichtbar über dem Mantelkragen; er drehte sich zu den Leuten, die ihn bedeutend vermehrt und lauter als bisher umringten. In den benachbarten Häusern öffneten sich die Fenster. Von allen Seiten strömten Menschen heran.

„Der Salmen ist —“, sagte er unnatürlich ruhig, „der größte Lügner!“

„Ich werde dich verklagen!“

„Was willst du?“

„Verklagen.“

„O du!“ Borger faßte den Stock, so fest, daß sich seine Nägel ins Holz drückten. Da griffen die Gendarmen wieder nach ihm. Der eine bekam seinen Arm zu fassen. Stefan packte ihn links und zog an der Schulter. Als der Greis sich wütend freimachen wollte und taumelte, wobei das weiße Haupt wie toll hin und her wackelte, lachten einige Burschen. Da löste sich sein Krampf. „Lacht ihr über mich?“ fragte er ängstlich.

Sie platzten noch wilder los. Der Schuster hüpfte ihm vor die Nase: „Der Prikulitsch ist kindisch geworden. Das kommt vom Aberglauben.“ Die Gendarmen stützten sich auf ihre Gewehre, hatten den Alten freigegeben und lachten nun auch.

In den Knien gekrümmt, die Hände an die Schläfen gepreßt, über denen die weißen Haare wirr niederhingen, die verbeulte Stirn im Licht und die hellen Augen wie Glas — „Richter“, seufzte er,

„gestern hat mich jeder in der Gemeinde begrüßt.“

„Komm“, sagte Kretschmer und wollte ihn fortziehen, „macht Platz, Leute!“

Als der Alte die Hand spürte, sah er sich um. Er erkannte die einzelnen Gesichter; alle sah er, den Schuster, die Schusterin, Rosa; der Kerl, der so laut geschrien hatte und jetzt die Arme schwenkte, war der Sohn des Tumes, und dort glotzte der Tumes selbst; ja, der war gestern mit im Wirtshaus gewesen, ein Idiot war der, so wie er, Hans Borger, in dieser Stunde. Die Gendarmen standen da, das ganze Dorf, ihm zum Spott. Seine Frau, die war bei der Tochter in Kreuzdorf. Hinter ihm im Fenster stand der Salmen. Der lachte nicht, nein, Salmen lachte nie, der nagelte ruhig eine Decke an den Fensterrahmen; der wollte nicht frieren bis zum Morgen. Mein Gott, weshalb hatte er ihm das angetan! Kinder schwirrten da herum, kleine Kinder; die lachten am lautesten. Und Salmen nagelte.

„Du!“ schrie Borger plötzlich, „du wirst noch frieren heute, das sag’ ich dir!“

Nun lächelte sogar der Richter, nur ein wenig; aber auch er.

Die werden alle frieren, dachte Borger. Dann ging er. Seine Arme hingen schlaff. Ein Pantoffel war ihm vom Fuße gerutscht. Er beachtete es nicht.

Die Menge wollte ihm folgen; Kretschmer hielt sie zurück, flüsterte den Gendarmen etwas ins Ohr, und die traten den Leuten ebenfalls entgegen.

Er ging in der Mitte der Straße, sein Haar hatte die Farbe des Mondes, und die rechte Mantelseite war hell, als sei sie bereift. In seinen Ohren klangen

hart die Hammerschläge. Mochte Salmen am Fenster-
rahmen arbeiten, mochte er!

Tor und Tür klafften in seinem Gehöft. Kalt war
der Herd. Die Frau in Kreuzdorf, der Knecht im
Spital. Der Hof war nicht verloren; die Tochter
hatte zwei Söhne. Er atmete schwer vom Anstieg.
Im Schupfen fand er Späne, in der Küche die
Petroleumkanne. Er steckte dies alles mit fünf Fla-
schen Wein in einen Sack.

Als drei Uhr früh in Salmens Scheune Flammen
aufloderten — Salmen hatte gut geerntet, und die
Scheune war nicht versichert, Salmen sparte sein
Geld —, da schlug Borger an die Tür des Gen-
darmeriepostens. Er wartete geduldig, bis ihm ge-
öffnet wurde.

Stefan lugte hervor. Im Dorf lärmte die Feuer-
glocke. „Es brennt!“ rief der Wachtmeister.

„Da ist der Wein!“ sagte der Alte. „Ich mache dir
leider Mühe, darum habe ich dir etwas Wein mit-
gebracht, fünf Liter. Und jetzt sperre mich ein,
Stefan!“

Der gute Knecht Jon

Im September 1941, als die deutschen Truppen die Krim berannten, traf ich in Nikolajew beim Stab der 11. Armee mit dem in Berlin empfangenen Befehl ein, mich in den deutschen Siedlungen nördlich des Schwarzen Meeres umzusehen und nachher über ihre Nöte zu berichten. Darum horchte ich auf, als beim Abendessen ein Major es für unmöglich erklärte, daß die Deutschen Bessarabiens allesamt im Vorjahr abgetreckt seien. Vor fünfzehn Monaten — muß man wissen — war Rumänien mitten im Frieden von Rußland gezwungen worden, Bessarabien abzutreten, worauf das Reich den dort lebenden Deutschen geholfen hatte, sich in seine Grenzen zu retten. Vor einem Vierteljahr war der Krieg ausgebrochen, und die rasch wieder befreite Provinz lag schon weit im Rücken unserer Front.

„Man kennt doch die Bauern“, meinte der Major, „ausgeschlossen, daß sich nicht einige an ihren Höfen festgekrallt haben!“

Nun, ich, im Südosten geboren, kannte zumindest

diese Bauern und legte meine Hand dafür ins Feuer, daß sie dem Ruf der Urheimat in einem blinden Vertrauen ausnahmslos gefolgt waren.

„Gut, stellen wir es fest!“ sagte der Major. „Morgen früh fahre ich hin. Kommen Sie mit?“

Die Einladung entsprach meinem Auftrag. Ich nahm sie an.

Auf dem tausend Schritt breiten Bug bei Nikolajew lag von Ufer zu Ufer eine Floßbrücke. Kaiserliche Pioniere, Österreicher, hatten sie vor dreiundzwanzig Jahren im ersten Weltkrieg derart kunstreich gebaut, daß sie auch jetzt noch ganzer Heere Flucht und Vormarsch zu tragen vermochte. Wenn allerdings schwere Trosse hinüberpolterten, wurde sie da und dort etwas unter den Wasserspiegel gedrückt. Dann schienen Fahrzeuge und Geschütze auf unbegreifliche und herzbeklemmende Weise über den Wellen zu rollen. Immer aber schwang sich die federnde Bahn wieder empor, und es war tröstlich sich einzubilden, auch unsere Welt sei wie dieses dem Strom aufgebürdete Werk des Abendlandes dazu bestimmt, aus östlicher Überflutung jedesmal aufzutauchen.

Der Major, der vorn beim sprachkundigen Fahrer saß, hätte über solche Gedanken, die ich weislich verschwieg, gelächelt. Übrigens verging mir die Lust zu weiteren Betrachtungen, als mich unser französischer Beutewagen, indem er uns bei jedem Schlagloch der Straße ans Verdeck schleuderte, gleichsam handgreiflich belehrte, daß andere Werke des Abendlandes dem Osten übel standhielten.

Odessa war noch nicht gefallen. Wir mußten über

Beresowka nach Norden ausbiegen. Dabei überholten wir Scharen entwaffneter Russen, die vergnügt und ohne Bewachung in mächtiger Staubwolke hintrotteten. Sie stammten aus den eroberten Gebieten und wanderten, den deutschen Entlassungsschein in der Tasche, heimwärts zur Feldarbeit. Einen solchen Burschen, der nach Wild roch und die dargereichte Zigarette hastig ergriff, fragte ich, ob er sicher sei, nach Hause zu finden. Er stutzte, dann schmeckte er mit blinzelnden Augen die Ferne ab, deutete seine Wegrichtung scharf an, und nun, die Rechte vorgedreht an der Mütze, meldete er: „Dort-hin, genau nach Westen!“ Sogleich wendete er sich ab und schnürte weiter. — „Wie ein Wolf“, murmelte der Major. Ich lächelte; die Berghirten meiner siebenbürgischen Heimat hätten ihr Ziel genau so aus der Luft erwittert, und ich wiederholte, was der Russe gesagt hatte: „Genau nach Westen!“

Der Major blickte mich an: „Klingt wie eine Parole!“

Bei Tiraspol schlängelten wir uns durch lange Kolonnen unserer Bundesgenossen zum Dnjestr. Ich hatte einst im österreichischen und später durch der Zeiten Wandel im rumänischen Heer gedient. Daß ich als deutscher Hauptmann mit Ungarn und Rumänen in ihrer Sprache reden konnte, half uns rasch vorwärts. Zuletzt glitten wir, an den guten Bauerngesichtern moldauischer Pontonsoldaten vorbei, nach Bessarabien hinein und nächtigten in den feuchten Betten eines elenden Quartiers in Bender.

Tags darauf, beim Weiterfahren, beglückte es mich zu sehen, daß die kurze Fremdherrschaft das

zurückgewonnene Land dem russischen Grau nicht hatte einschmelzen können. In der Vätertracht werkten die Bauern auf den Äckern. An den Zäunen blühten Asten. Die Mädchen lachten noch. Eine Greisin, den Spinnrocken im Arm, beschied mich, jenseits der Bodenwelle sei, was wir suchten, ein deutsches Dorf, aber — „Herr, alle sind weg!“ Der Major glaubte es nicht.

Quer über die rissig zerräderte Steppe zu keuchen, behagte unserem Pariser Gefährt wenig. Mit schlingernder Bewegung drohte es zu verrecken, doch als es die dampfende Nase talab senkte, lagen plötzlich die in zwei Gassen gereihten Höfe der Gemeinde hell vor uns. Ein Bächlein glitzerte darin, von Akazien besäumt; nach den baumfeindlichen Siedlungen der Slawen ein bezaubernder Anblick, köstlich zudem, weil wir seit Wochen keiner Ortschaft von ordentlicher Gestalt mit so großen Anwesen begegnet waren, unverwechselbar deutsch nach Form und Maß. Freilich, die Flügel aller Tore, Haus um Haus, standen offen, kniehoch von Unkraut umwuchert. „Teufel!“ sagte der Major.

Während unser Fahrer im Wagen zurückblieb, schritten wir zögernd in einen Hof, schweigend die drei Stufen hinauf zur klaffenden Eingangstür, und traten über die Schwelle. An den fest gefügten Mauern und Fenstern, deren Scheiben meist eingeschlagen waren, an der gebälkten Decke und den kräftigen Dielen merkte man, daß sie von deutschen Handwerkern herkamen. Weder Tisch noch Schrank, nicht ein einziges Möbelstück stand in den Räumen. Fetzen, Schmutz, ein paar Späne lagen

umher, sonst nichts. Nur in der Küche fanden wir ein Übrigbleibsel des Hausrats, die Wiege, die in gotischer Schrift ein geschnittes Z trug. Es berührte mich wie mein eigener Name. Als wir daneben „Straßburg anno 1802“ lasen, nickte mir der Major zu.

Wir gingen zum Stall. Auch er war leer. Modergeruch strich uns entgegen aus Scheune und Schuppen. Mäuse huschten davon. Am Brunnenrand starrten wir hinunter ins tintenschwarze Wasser, auf dem der Schöpfemer schwamm. Im Keller, wo kein Faß sich mehr bauchte, stolperte ich über ein Sielscheit und zerbrochene Flaschen. Spinnweb klebte sich uns ins Gesicht. „Toll, wie der Iwan hier plünderte!“ sagte der Major.

Aus einst empfangenem Samen quoll es überall im Garten von Melonen, Kürbissen und Rüben, umplustert von Brennesseln und anderem Geilwuchs. Die Stille war so vollkommen, daß uns der Fall eines Apfels erschreckte. Hundertzwanzig Jahre hatten Bäuerinnen hier Blumen gepflegt. Das Geloder herbstlicher Blüten dankte ihnen dafür. Dahinter schloß sich der Wingert hügelan. Betreuende Liebe gebrach ihm seit zwölf Monaten, und die Trauben hingen doch üppig. Derweil wir höher stiegen, das Dorf in der Tiefe sich lautlos entfaltete, ohne Hahnenschrei, ohne Rinderbrüllen und Roßgewieher, kosteten wir von den Beeren, sahen uns um, äugten hinab auf den verwünschten Ort, gingen wieder und kamen zuletzt in die Äcker. Auch sie hielten den Bauern die Treue. In spärlichen Weizenhalmen rauschte kaum vernehmlich der Wind;

ein Lobgesang, schien es, für die Geflohenen, deren Pflug die Steppe zur Saatflur verwandelt hatte.

Nachher strichen wir durch die schweigende Dorfstraße, auf der sich im Atem des Mittags winzige Staubwirbel drehten. Und da, als unsere Beklommenheit unerträglich wurde, geschah es, wovor wir erfreut erstarrten: wie vom Himmel gefallen, lief ein lebendiges Wesen heran, ein rumänischer Gendarm. Keuchend schlug er die Absätze zusammen und meldete sich als Hüter der Ortschaft. Beim Ton seiner Stimme spitzte ich das Ohr. „Du bist ein Siebenbürger Sachs!“

Breit auflachend antwortete er deutsch: „Jawohl, ich bitt', Herr Hauptmann, aus Hermannstadt.“

„Na, gib mir die Hand, Landsmann! Ich bin aus Kronstadt.“

Doch jetzt, noch hastiger, nahte ein zweiter und war bürgerlich gekleidet. Der Major seufzte und dachte, nun sei er gefunden, der daheim gebliebene bessarabische Deutsche. Woran wir Ostleute sofort erkennen, welchem Volk jemand angehört, weiß ich nicht; ich sah, es war ein junger Rumäne, und er spürte, daß ich mit ihm reden konnte. Er wandte sich mir zu: „Gott hat Sie hergeführt, Herr! Ich bin der Administrator! Ach, ich bin der reichste und ärmste Mann Rumäniens!“

„Na, Freund, was soll das — der Ärmste und Reichste? Sag mir erst, wie du heißt!“

Er glänzte über das ganze Gesicht. „Jon Gologan, Herr General.“

„General? Was schwatzt du! Bis dahin fehlt noch viel!“

Er machte eine wegwerfende Bewegung. „Wenn alles bloß so sicher wäre, wie daß Sie General werden, Herr Offizier!“

Wir standen da, wir vier, und lächelten uns an. Der Gendarm war vor zwei Tagen herkommandiert worden, er konnte morgen abbefohlen werden. Er wußte nichts zu berichten. Jon aber war der Mund des toten Dorfes. Ich richtete einige Fragen an ihn, und schon begann er unaufhaltsam zu erzählen. Er strömte über. Ich hatte Mühe, hinter seinen flinken Worten herzueilen, indem ich sie dem Major übersetzte, der dabei bloß die Hälfte erfuhr; es genügte indessen, daß er sich auf einmal schneuzte und feuchte Augen bekam wie ich und mein Landsmann, der mächtige Gendarm, der diesen jungen Kerl anfangs etwas spöttisch gemustert hatte.

Dies aber erzählte Jon Gologan: Er war ein Waisenknabe aus dem rumänischen Nachbarort. Der Bauer Zant nahm ihn als Hüterbuben ins Haus, und welch ein Wunder, es war der Hof, den wir eben besichtigt hatten. „Herr Offizier, er las mich von der Straße auf. Barfuß war ich, Hemd und Hose ein Sieb. Die Hunde bellten mich an.“

Schuhe, Kleider und Schafpelz, er bekam es, und die Hunde folgten ihm fortan beim leisesten Pfiff. Den Lohn für ihn zahlte Bauer Zant bei der deutschen Bank in Tarutino ein. „Gott segne ihn, Herr Offizier! Was hätte ich mit dem Geld für einen Unfug angestellt!“ Als ihm der Bart sproß, wurde Jon Knecht. Nach sechs Jahren reichte sein Gut haben aus, etwas Grund zu kaufen, nicht viel, „doch größer als ein Taschentuch“. Dem Bauer Zant gefiel

das; er gab ihm einen Hektar Acker zum halben Preis dazu. „Wir wollen es mit deiner Arbeit verrechnen“, sagte er, „und schau, daß du jetzt heiratest, Jon! Du bist mir zu oft im Nachbarort. Bring deine Elena her als Magd!“

So sagte Zant. Es gab keinen besseren Bauern. Kaum aber lag der Tag der Hochzeit fest, kamen die Russen.

„Herr Offizier, sie fuhren herein, als wären sie hier zu Hause, und es ist doch ein deutsches Dorf. Wer konnte das begreifen! Nach einer Woche waren Herren aus Deutschland da, solche mit einem Blitz am Kragen. Die sagten, die Deutschen sollten mit ihnen wegziehen. Unter den Russen sei nicht zu leben!“

Tränen schossen ihm über die Wangen. „Oh, sie hatten recht! Es waren kluge Herren! Aber jetzt — Herr Offizier, wann kehren sie wieder zurück, die deutschen Bauern? Dies ist doch ihr Dorf! Ich bin der Administrator, ich, der einzige Rumäne der Gemeinde. Wenn früher der Bürgermeister, der Herr Schmidt, durch die Gasse schritt, grüßten ihn die Leute. Wer grüßt mich? Hatte er etwas anzuordnen, ließ er den Küster trommeln, bis alles zusammenlief. Ich könnte drei Tage trommeln, nicht einmal die Mäuse laufen zusammen. Da sehen Sie, wie arm ich bin. Ich darf in jedes Haus eintreten. Wollte ich die Dachziegel abreißen und verkaufen, so krähte kein Hahn danach. Auf den Äckern wächst die Frucht aus, die Trauben reifen. Man müßte ernten, müßte einfahren. Ich könnte alles haben. Sehen Sie, wie reich ich bin?“

„Sie kehren nicht zurück!“ sagte ich.

Er warf die Arme empor. „Gott verhüte es! Wer soll die Felder bestellen? Das ist doch ihr Dorf!“

Der Gendarm murmelte: „Ja, der Boden hier — einen fetteren gibt es nicht.“

„Kommen Sie, kommen Sie, meine Herren!“ rief Jon.

Wir folgten ihm die Lehne hinauf zur Hügelkuppe. Dort lag der ummauerte Friedhof. Vom Torbogen leuchtete schwarz der Spruch: „Selig sind die Toten, die im Herrn sterben.“ Die Leichensteine mit den deutschen Namen ragten aufrecht, wo aber Kreuze aus Eisen die Gräber geschmückt hatten, waren sie allesamt umgeworfen und zerbrochen. „Das hat der russische Kommissar getan. Der glaubte weder an Gott noch Teufel“, sagte Jon, „das Kreuz fürchtete er.“

Und Jon berichtete: „Hier, Herr Offizier, versammelten sich die Bauern, ehe sie mit den Männern, die den Blitz am Kragen haben, fortzogen. Sie standen am Grab ihrer Familie, weinten und sangen und beteten. Am lautesten jammerte ich, denn ich war ja der einzige, der zurückbleiben mußte. Und dann eilten sie ins Dorf, wo ihre Wagen warteten, stiegen auf und trieben die Pferde an. Ich kannte ein jedes. Gute Pferde! Und sie fuhren weg, alle, alle. Ich schrie, solange ich sie sehen konnte: Bleibt hier! Ich schrie: Nehmt mich mit! Ach, sie durften es nicht, weil ich kein Deutscher bin, und ich hätte Deutschland doch keine Schande bereitet. Ich hätte immer nur das getan, was mein Herr Zant macht. Und deutsch reden kann ich ja auch ein wenig. Ach, sie

fuhren und fuhren. Zuletzt sah ich bloß noch den Staub; wie er von der Landstraße wegkroch, lag sie leer. Das Herz wollte mir brechen. Kein Pferd war mehr da, nur Rinder, Hunde und Russen. Nach ein paar Tagen mußten auch die Rinder fortziehen, aber nach Osten. Die Hunde hielten es nicht lang aus und rannten weg. Ich allein blieb.“

Jon erzählte weiter, wie die Russen ihn verhörten und zum Soldaten musterten. Er war entschlossen, dem Einberufungsbefehl nicht zu folgen. „Das Mädchen, die Elena, die dumme, kam zu mir. Gott muß mit dem Arm auf den Augen geschlafen haben, sonst hätte er nicht geduldet, wie man ihr mitspielte. Ein einziges Mädchen im Dorf und die vielen Russen! Ihr könnt es euch denken! Am nächsten Tag war sie verschwunden. Ich habe sie gesucht in allen Orten umher, damals und jetzt wieder. Niemand weiß etwas von ihr. Ich versteckte mich unter der Brücke und später in der Weinberghütte des Herrn Zant, bis Ihre Soldaten den Iwan verjagten, Herr Offizier. Gott segne euch! Es war ein Schießen und Krachen, und ich habe gebetet und gelacht. Und wie es still wurde, ging ich ins Dorf. Da stand der Präfekt. Gologan, sagte er, als er mich ausgefragt hatte, Gologan, du bist die Gemeinde und bist der Administrator. Sie sollen leben, Herr Präfekt, sagte ich, so wird der Knecht einmal zum König, aber was ist ein König ohne Bauern? Ein Bettler! Ja, Präfekten haben gut reden. Du bist die Gemeinde! Es war der nackte Hohn. Man mußte die Trauben lesen, die Äpfel pflücken; den Weizen zu ernten, ist es beinahe schon zu spät. Und für wen soll ich es tun? Für

mich? Ich habe genug. Ich gehe wie Jesus durch das Feld, greife rechts und links und werde satt. Aber was da noch eingefahren werden müßte, oh, es ist viel. Herr, die Deutschen sind nicht hier!“

Inmitten der Gemeinde erhob sich ein aus Balken gebauter Glockenstuhl. Jon führte uns hin und erzählte, er habe das Seil zerschnitten, als die Russen schliefen, damit sie im Übermut nicht länger daran zogen. Nun sei es wieder geknüpft. Am Morgen und Abend, sonntags auch zur Zeit des Kirchganges, läute er die Glocke, wie es der Küster einst hielt, und dann denke er, sie seien noch da, die Bauern. Er zeigte uns die Schule. Die Bänke reihten sich säuberlich hintereinander in der gefegten Stube. Die Kreide lag da — er hatte sie im Kreisvorort gekauft und halb abgeschrieben.

„Sieht es nicht aus, als hätte der Lehrer sie benützt?“

Und der Schwamm lag frisch angefeuchtet im Napf. Auf der Tafel stand in ungelassenen Ziffern: $2 \times 2 = 4$.

„Ich selber schrieb es hin, Herr Offizier. Ich setze mich in die letzte Bank. Das tue ich oft in meiner Langeweile und schaue zur Tafel. Es ist mir dann, als wären die Kinder draußen beim Spielen in der Pause und müßten gleich hereinstürmen. Herr Zant hat drei Buben und ein Mädchen, Peter, Fritz, Josef und Grete. Aber, Herr, es ist nicht gut, zu träumen. Wann kommen sie zurück, die Deutschen?“

Der Major, der Gendarm und ich, wir wußten nichts zu antworten. „Jon“, sagte ich mühsam, „wir übernachten bei dir!“

Eine Aufwallung von Stolz erstickte ihn fast, ehe er mir jubelnd versicherte, und dabei glühte sein hübsches, derbes Gesicht, und die Augen funkelten, er wolle uns bewirten, wie es seinen Befreiern gezieme; ein Weilchen mußten wir uns noch gedulden. Er stürzte in einen Hof jenseits der Straße, führte ein Pferd hervor, schwang sich auf und galoppierte zum Dorf hinaus.

Nach einer Stunde kehrte er zurück mit einem Wagen voll Weibern, Hühnern, Käse, Brot, voll Wein, Melonen, Blaufrucht, Gurken, Pflaumenschnaps und dazu zwei Ferkel. Der Hof des Bauern Zant füllte sich mit brausendem Leben, Gelächter, Schreien. Von einem schnell zusammengetragenen Scheiterhaufen schlug die Flamme hoch. Es wurde geschlachtet, gebraten, gekocht. Rumäniens ärmster Mann ließ uns von seinem Reichtum kosten.

Wir saßen auf den Stufen des Hauses, einige Decken untergeschoben, einen Tisch, den der Wagen auch gebracht hatte, vor uns, saßen da von Nachmittag bis zur späten Nacht, der Major, der Fahrer, der Gendarm und ich, ringsum die Frauen, und hörten Jon zu, wie er erzählte und wie er später die Hirtenflöte blies; wir aßen und tranken, wir tanzten auch. Jon sagte, sein Herr Zant hätte ein solches Fest nie erlaubt, aber es sei Krieg und die Russen geschlagen, und wenn deutsche Offiziere dabei säßen, so hätte wohl sein Herr nichts dagegen. Ich übersetzte das dem Major, und der erhob sich, um Jon auf die Schulter zu klopfen. Sie umarmten sich sogar. Daran war der Wein schuld.

Jon schüttete uns um Mitternacht frisches Heu in

des Bauern Zant gute Stube, die von den Weibern inzwischen gesäubert, aufgewaschen und mit Sand bestreut worden war. Als wir uns die Mäntel bis zum Kinn zogen, breitete er Decken auf uns und wünschte angenehme Ruh. Draußen aber zischelte und wisperte es und wurde still. Wir schliefen ein.

Nach einem Stündlein wachte ich mit einem Schrei auf. Der Major sprang verwirrt auf die Füße. Sogleich war Jon zur Stelle, ein Windlicht in der Rechten. Er lachte nicht, als ich eine Maus aus dem Hosenbein schüttelte. „Welche Schande“, stöhnte er, „so geht es, wenn der Bauer nicht zu Hause ist!“

Am Morgen standen die Frauen zu unserer Aufwartung wieder bereit. Daß uns am Brunnenrand beim Zähneputzen weißer Schaum aus dem Mund quoll, wunderte sie sehr. Die eine meinte, es sei Milch, die andere glaubte, es sei eine Krankheit, die dritte hielt es für einen Witz und lachte, doch Jon belehrte sie, schon sein Herr Zant habe es in der Früh wie wir getrieben. „Es sind eben Deutsche“, sagte er, und ich weiß nicht, ob er es mitleidig oder respektvoll meinte.

Wir frühstückten danach. Der ganze Reichtum Jons bot sich uns nochmals an. Freilich mußte nun der knatternde Beutewagen vorfahren, in den die Weiber Obst, Brot und Fleisch häuften, ein Fäßchen Wein überdies, etliche Flaschen Schnaps, einen Laib Schafkäse, Blumen und ein Ferkel.

Als mich Jon beim Abschied fragte, ob die deutschen Bauern wirklich nicht wiederkämen, rief ich schnell: „Leb wohl, Gologan, Gott wird dich belohnen!“

Wir fuhren nach Osten. Hinter uns läutete Jon

die Glocke. Staub verhüllte uns. Wir schwiegen. Plötzlich ließ sich der Fahrer vernehmen: „Den Jon hätten s' ins Reich mitziehen lassen sollen. Ich kenn' Schlechtere, die wo dort leben.“

„Jawohl!“ sagte der Major und brummte einige abgerissene Worte, „sind also vergebens auf Fährte der letzten Deutschen Bessarabiens gewesen — vergebens. Aber ihr Geist — hm — schwebt gewissermaßen noch über den Wassern. Wenn schon ein Knecht so an ihnen hängt — freilich, wie der Herr, so 's Gescherr. Klar! Doch hier war es, als riefte die Seele des Landes — na ja, habe zu viel Pflaumenschnaps getrunken.“

Nun hätte ich die passende Gelegenheit gehabt, die Floßbrücke in Nikolajew zu erwähnen. Dieser Jon schien mir mit der Brücke verwandt zu sein. Ich hatte freilich auch Pflaumenschnaps getrunken, daher verbiß ich mir meinen Einfall. Übrigens rollten wir am kommenden Tag über die federnden Bohlen durchs Wasser des Bugs.

Odessa fiel bald. Damals ließ uns der Krieg noch Festungen brechen. Damit wurde es nachher anders, man brach uns, und seither quält mich unter den vielgesichtigen Bildern des Ostens oft die Erscheinung jenes Russen, der die Hand an der Mütze nach Westen gespäht und „Dorthin!“ gesagt hatte, um sogleich fortzuschnüren, „wie ein Wolf“ nach den Worten des Majors. Bessarabien liegt weit in der Ferne. Jon wird heute den Schwamm nicht mehr anfeuchten können. Kein Laut wird aus seinem Mund gehen, wenn er sich nach den deutschen Bauern sehnt und nach seinem Herrn, dem Zant.

Die Rache

Im Mai 1946 betrat ein fünfzigjähriger Herr in abgeschabter Kleidung guten Schnitts den in einer Ruine notdürftig instandgesetzten winzigen Laden des keineswegs bedeutenden Münchner Kunsthändlers Kerstenmayer.

Er hatte, beobachtet von diesem behäbigen Mann, der sich, in der Tür stehend und die Hände in den Hosentaschen, zu sonnen pflegte, die Straße überquert und den Schuttdamm erstiegen, der seit den Bombennächten meilenlang den Bürgersteig säumte, von dort aber kaum einen Blick auf die Gegenstände im Auslagenfenster geworfen, als er jäh herabgesprungen war, dicht vor die Scheibe, an die sich seine Stirne preßte, und hatte dann wohl fünf Minuten mit erschüttertem Antlitz auf eine kleine hölzerne Marienfigur gestarrt, den manchmal stöhnenden Mund verzerrt, die Augen wie im Fieber geweitet. Inmitten silberner Löffel, Zuckerdosen und ähnlicher Dinge lächelte die Madonna hold auf das Jesuskind im linken Arm nieder, umbauscht vom

silbergeränderten Blau ihres Gewandes, indessen die Rechte die Schleppe nach vorne hochraffte, als wollte sie damit den strampelnden Knaben überfluten. Das Gebaren des vornehm wirkenden Mannes vor der innigen Gestalt aus der Barockzeit war Kerstenmayer so unheimlich geworden, daß er sich in den Laden zurückgezogen hatte.

Nun stand der Fremde vor ihm und fragte hastig, von wem die Figur verkauft worden sei. Der Händler verbeugte sich tiefer als gewöhnlich und ließ seinen rundlichen Körper wiegen, um auszudrücken, er wisse es nicht mehr.

„Ich verstehe“, fuhr der Besucher fort, „heutzutage forscht man danach nicht so genau wie früher. Gleichgültig — ich kaufe die Madonna!“

Er zog eine goldene Tabakdose hervor und überreichte sie ihm. Sie trug ein in Edelsteinen ausgelegtes Wappen, um das sich Kränze aus Brillanten schlangen. Das gleiche Glitzern zierte auch die Innenseite des Deckels und reihte sich dort um eine eingegrabene Inschrift, die Kerstenmayer mit heftiger Neugier las. Sie lautete: Die Offiziere des k. u. k. Husarenregiments Nr. 2 dem Oberleutnant Baron Benk zur Erinnerung an den 15. Mai 1918.

Abschmeckend und wohlgefällig schnalzend hielt der Händler die Dose in den hereinfallenden Sonnenstrahl. Sofort sprühte, indem er sie drehte, ein Wirbel von Funken an die Wände, hinweg über die im Raum angehäuften alten Sessel und Schränke bis zu den Krügen und Vasen in den Regalen.

Er könne, sagte der Fremde, die Madonna mit Geld nicht erwerben; er habe keins; aber die Dose

wiege die künstlerisch nicht sehr bedeutende Figur sicherlich ums Doppelte auf; darum schlage er einen Tausch vor und bitte, ihm den Wertunterschied bar auszuhändigen; falls dies unerwünscht sei, wolle er zur Beschaffung des erforderlichen Betrages die Dose anderswo veräußern.

Dem Kaufmann trat Schweiß auf den kahlen Schädel. Die Angst, sich einen ungewöhnlichen Gewinn zu verscherzen, trieb ihn zu eifrigen Beteuerungen seines Einverständnisses.

Benk unterbrach ihn: „Reichen Sie mir, bitte, die Madonna her!“

Er empfing sie mit beiden Händen, betrachtete sie schweigend, ließ sie verpacken und schritt wie im Traum zur Tür, wo er sich umwandte und nachsah, während Kerstenmayer über diese offenbare Verwirrtheit staunte; dann schrak der Baron aus seinen Gedanken auf und meinte, er werde in etlichen Tagen zurückkehren, sein Geld abzuholen, doch stockte er wieder und fragte, ob er es nicht schon jetzt erhalten könne.

Der Händler bejahte es.

Benk kam nochmals zum Pult, freilich schien er dabei ganz geistesabwesend zu sein, hörte nicht, welche Preiserwägungen Kerstenmayer vorsichtig anstellte, sondern sah zu Boden, bis er plötzlich hervorstieß: „Wer brachte Ihnen die Figur?“

Kerstenmayer begann sich zu wiegen; er blinzelte unbehaglich und ordnete seine Krawatte.

Benk sprach weiter: „Ist sie Ihnen von einem der Leute aus dem Südosten, die hier herumstreunen, verkauft worden?“

„Ich kann mich nicht erinnern —“, versuchte der Trödler abzulenken.

„Doch, das können Sie!“ beehrte Benk auf, „Kunsthändler wissen derlei immer. Ich will Ihnen klaren Wein einschenken!“ Er holte Atem und rief: „Die Madonna stand in meiner Gutswohnung im serbischen Banat. Daß alle Deutschen dort vertrieben, ermordet, ausgeraubt worden sind, wird Ihnen bekannt sein.“

Kerstenmayer hatte als Münchner Kleinbürger wenig übrig für Leute, die so Schreckliches erleiden mußten; er neigte dazu, in solchen Schicksalen etwas Unerlaubtes zu sehen, und Flüchtlinge verabscheute er; immerhin gebot die Höflichkeit gegenüber einem Kunden, einige Redensarten anzubringen, aber die erste Silbe blieb ihm schon im Halse stecken. Der Fremde hatte wie ermattet die Hand für einen Augenblick über die Stirne gelegt. Seine Brust arbeitete schwer. Der Händler fühlte sich gerührt. Ihm war, als wankte der große schlanke Mann, der nun mit dunkler Wucht berichtete, er habe sich Mitte August 1944 von seiner Besitzung im Banat für mehrere Wochen geschäftshalber nach München begeben, durchaus unbesorgten Sinnes, denn die deutsche Kampffront gegen Rußland stand unerschüttert an Rumäniens Ostgrenze, und in den so beschützten Ländern floß das Leben friedlich dahin, abgesehen von mancherlei Gerüchten über das schlimme Treiben südslawischer Partisanen in Kroatien und Serbien, die sich jedoch bis in die Gegend seines Gutes nie vorgewagt hatten, da sie in der Bevölkerung keinen Anhang fanden. Kaum aber war Benk in

München halbwegs warm geworden, als die Meldung über den plötzlichen Abfall Rumäniens und dessen Übergang ins feindliche Lager einlief.

In zahllosen Wogen überschwemmten damals die Russen, durch die bisher von rumänischen Truppen gehaltenen, nun weitgeöffneten Frontabschnitte hereinströmend, Walachei, Siebenbürgen und Bulgarien und waren auch schon im Banat, ehe der Baron nach verzweifelten Versuchen, über die ebenso jäh aufgerichteten deutschen Sperren zu den Seinen vorzudringen, ins Innere Ungarns gekommen war, wo ihn neugebildete Abwehrstellungen endgültig an der Weiterreise hinderten. Abgeschnitten von der Gattin, von den drei jüngeren Kindern, mußte er schließlich nach München zurückkehren. Nur mit seinem ältesten Sohn, der im Felde lag, hatte er fortan Verbindung und konnte ihn auch viele Monate nach Kriegsende in die Arme schließen. Über die Vorgänge im Banat versuchte er ununterbrochen Nachrichten zu erlangen. In erschütternder Fülle trafen sie ein und sprachen doch immer dasselbe aus, daß nach Einzug der Russen die Partisanen wie Grundwasser überall aufgequollen waren, um über jede Vorstellung entsetzlich zu hausen. Allein niemals erreichte ihn eine Mitteilung, nie auch nur ein Gerücht, aus denen er vom Schicksal seiner Familie etwas erfahren hätte. Jetzt endlich, stöhnte er mit einem Ton der Genugtuung, weise ihm die Marienfigur eine erste Spur.

„Im Zimmer meiner Frau stand die Madonna. Begreifen Sie, was das für mich bedeutet? Wenn Sie sie erworben haben, obgleich Sie Diebsgut vermuteten, was schert mich das! Ich bin kein Staatsanwalt!

Ich zahle mit der Dose. Den Kerl aber will ich sehen, der sie Ihnen brachte! Es kann für Sie nur nützlich sein, wenn Sie mir freiwillig an die Hand gehen!“

Kerstenmayer äußerte einige Worte, die er der tragischen Eröffnung angemessen glaubte, und gab in einem Gemisch von Erleichterung, Mitleid, schlauer Einsicht und etwas Angst vor der Entschlossenheit des Barons seinen Widerstand auf und wurde hierauf schnell redselig. Es war ein Ausländer, der ihm die Madonna verkauft hatte, irgendein slawischer der Art nach, wie er deutsch radebrechte; ein ungeschliffener bäuerlicher Mensch ohne Kunstverständnis, ein grinsender Barbar — so drückte sich der Händler aus —, der seinen Namen natürlich verschweige, rund fünfzig Jahre alt, sofern man bei solchen gegerbten Ledergesichtern überhaupt schätzen könne; er habe die Gewohnheit, sich stramm zu halten gleich Berufssoldaten, auch schlage er mitunter die Fersen zusammen; übrigens begleite ihn oft ein finsterer junger Mensch, wenn er seine Waren feilbiete; er spreche häufig vor, besitze mancherlei, vornehmlich Schmuck und trennte sich nur allmählich davon.

„Was hat er Ihnen sonst noch verkauft?“ fragte Benk.

„Eine Ikone will er jetzt loswerden. Ich verstehe von solchen Balkanbildern wenig. Darum sind wir bisher nicht handelseins geworden.“

„Ich hatte Ikonen“, sagte Benk.

„Leider ist nichts mehr da von dem, was er mir früher abtrat. Ach, doch! Hier habe ich noch etwas.“

Kaum hatte der Baron den glatten, von einem Rubin gekrönten Ring, den der Händler aus der Schublade auf das Pult legte, erblickt, so erblaßte er bis in die Lippen, faßte danach und rief: „Mein Gott! Er gehörte meiner Frau. Sie hat ihn immer getragen.“

Er fiel in einen Sessel. Mit der gleichen Bewegung, die Kerstenmayers Mitleid schon einmal geweckt hatte, drückte er die Hand an die Stirne und verhielt lange so. Als er sich erhob, war seine Stimme heiser; er wünschte, daß ihm der Ring, den er sich auf den kleinen Finger der Rechten schob, vom Preis der Dose auch noch abgerechnet werde. Hierauf begann er mit einer, nach dem Vorhergehenden befremdenden Ruhe zu erläutern, wie er mit dem Serben zusammengebracht werden wolle.

Der Mann müsse, sagte er, ihn in seiner Wohnung aufsuchen; dies solle Kerstenmayer veranlassen; die Begegnung könne dort ungestört verlaufen; ungestört, wiederholte er, was dem Händler auffiel, ungestört, denn er habe ihn viel zu fragen. Kerstenmayer möge dem Burschen weismachen, ein Freund von Ikonen, ein reicher alter Sammler dieser sonst selten gesuchten Schätze, ein Narr, liege krank daheim, einsam — so möge er sagen — und zahle jeden Preis, heiße Ferdinand Müller; der wahre Name dürfe keineswegs verraten werden, darauf komme alles an; übrigens gehöre das kleine Haus, das er in der Nähe des Starnberger Sees bewohne, tatsächlich einem Herrn Müller und trage dessen Torschild.

Kerstenmayer fand bei diesen Anweisungen Geschmack an der gestellten Aufgabe, freilich erst, als

der Baron versprach, ihm die Dose ohne weiteren Wertausgleich abzutreten, sobald sich der Mann aus dem Südosten in jenem Häuschen eingefunden habe; ein Telegramm möge dessen Besuch ankündigen. Nach so günstiger Regelung der geschäftlichen Frage gab der Händler seiner Abneigung gegen Ausländer unbedenklich nach, sogar einen Rest deutschen Empfindens fühlte er in sich erwachen; er versprach freudig, Benk zu helfen.

Er hatte dazu noch am selben Tag Gelegenheit. Der slawische Mann, um den es ging, besuchte ihn knapp vor Geschäftsschluß, in der Tür freundlich lächelnd wie immer, und in Kerstenmayer regte sich eine angenehme Schadenfreude, ein Stolz fast, nun die Maus in die Falle schicken zu dürfen. Da entdeckte der tapsig Hereinpolternde mit seinen herumblitzenden scharfen Augen die goldene Dose im Regal und geriet, ein Grollen auf offenen Lippen, in eine ungeheuerere Erregung. Er schrie: „Das gehören mein Herr! Wo du herhaben?“

Kerstenmayer sah sich unvermutet einer beinahe bedrohlichen Lage ausgesetzt. Zweifellos mußte er eine Lüge vorbringen. Er wiegte sich hin und her, um die Antwort hinauszuschieben. Das half ihm nicht weiter. Der Besucher, den er bisher als grinsenden Schlaukopf gekannt und verachtet hatte, zeigte sich wahrhaft schrecklich verwandelt und beugte sich plötzlich mit einem Ruck übers Pult, faßte ihn schmerzhaft am Rock, die geballte Faust erhoben, und verlangte ohne Umschweif: „Du mir sagen, wo mein Herr! Sonst ich dir geben!“ Was er zu geben gesonnen war, ließ keine Deutelei zu.

Der Trödler befürchtete das Schlimmste, wenn er sich nicht schleunigst aus der ihn derb schüttelnden Hand befreite. Wehrlos, mit bebender Eile gestand er, ohne die möglichen Folgen zu bedenken, daß Benk die Dose hergebracht habe, nannte auch dessen Wohnung, kurz: er verriet ihn schamlos an den Gewalttätigen. Unter Seufzern der Erleichterung spürte er hierauf, daß sich der Griff löste.

„Gut!“ drohte der Rohling. „Ich kommen wieder, wenn du lügen! Wo ist Mutter Gottes? Wo ist Ring? Wo ist anderes, was ich dir bringen? Das alles gehören mein Herr!“

Es sei verkauft, erwiderte Kerstenmayer. Da verblüffte ihn der Mann mit einer jähen Verwandlung, die sich freilich weniger beängstigend vollzog. Tränen in den Augen, klagte sich der Rätselhafte an mit seltsamen Ausdrücken, als habe er die Gegenstände veruntreut, wenigstens meinte der Kunsthändler in seiner Beklommenheit aus dem schlechten Deutsch dies zu verstehen.

„Du gelesen, was in Dose geschrieben?“ fragte der Slawe.

Kerstenmayer nickte.

„Ich auch bei Regiment war! 15. Mai 1918 wir große Heldentat haben machen, Baron und ich!“

Der Trödler stand etwas Unfaßbarem gegenüber. Der Jammernde war doch ein Dieb, er gebärdete sich aber, wie wenn er sich für den Bestohlenen zerfleischen wollte. Auf einmal wurde er still und setzte mit lähmender Schnelligkeit über das Pult, riß die Dose aus dem Regal, steckte sie ein und erklärte: „Dies ich ihm tragen!“

„Ich hab's gekauft!“ schrie Kerstenmayer auf.

„Du ein großer Gauner!“ sagte fast gutmütig der andere. „Du ruhig sein. Ich tragen das morgen früh mein Herr!“

Damit ging er ab.

Kerstenmayer war in keiner Stunde seines Lebens ratloser gewesen. Der ersten Eingebung, die Hilfe der Polizei anzurufen, gab er klugerweise nicht nach. Mancher Ankauf verdächtiger Waren blieb besser ohne Kenntnis der Behörden. Als er unter Flüchen mancherlei erwogen, beschloß er, sich an den Baron zu halten, der — trog ihn nicht jede Erfahrung — zu den Leuten zählte, die für ihre Handlungen geradestanden. Dieser Gedanke tröstete ihn allmählich. Um sich Benk gegenüber ebenso zuverlässig zu erweisen, wie er ihn einschätzte, meldete er ihm am Abend den bevorstehenden Besuch des Barbaren telegrafisch an.

Baron Benk entstammte jenen Bauern, die Prinz Eugen nach Vertreibung der Türken in der Banater Ode angesiedelt hatte. Ohne die Scholle je aufzugeben, war sein Geschlecht zum Lohn für Heldentaten in Österreich geadelt und mit dem aufblühenden Land reich geworden. Aus dem Hof wurde im Laufe zweier Jahrhunderte ein ansehnliches Gut, das freilich, als der Ausgang des ersten Weltkriegs die Serben zu Herren des Gebietes machte, arge Beschneidungen erlitt, doch den Eigner noch ernähren konnte, der, aus den Schlachten heimgekehrt, sich zum südslawischen Untertan verwandelt gefunden hatte. In keiner Hinsicht ungewöhnlich verstrich ihm das Leben zwischen den beiden Weltbränden.

Er heiratete und erzog seine vier Kinder, bis die Geschütze wieder dröhnten und der älteste Sohn von der Schulbank weg ins deutsche Heer lief, als dieses in der alten kaiserlichen Grenzmark vormarschierte und dort die serbische Herrschaft beseitigte. Hans, so hieß der Jüngling, überstand die blutige Zeit, geriet in Gefangenschaft und gesellte sich darauf zum Vater in München, von wo sie aus kärglichster Unterkunft in eine schadhafte und unbewohnte Waldhütte umzogen, die ihnen über Starnberg auf einem Spaziergang ins Auge gefallen war und die sie sich halbwegs zurechtzimmerten. Da der Eigentümer in irgendeinem Lager eingesperrt saß, vermochten sie hier so billig zu leben, wie es ihre Umstände erforderten.

Bis ihm die Bewilligung zum Besuch der Universität erteilt würde, was noch lange dauern konnte, schichtete Hans tagsüber Bretter im Sägewerk unten am See, wodurch etwas Geld zusammensickerte. Der Vater konnte sich darauf beschränken, nur gelegentlich und freilich sehr ungeschickt den Kaufmann zu spielen, wie es der Gegenwart entsprach, einen jener heimlichen Händler, die an den Straßenecken Waren bezogen, sie in der Aktentasche verbargen, um sie anderswo ebenso heimlich mit geringem Nutzen loszuschlagen. Es war ein Dasein des Wartens, das die beiden führten. Am Abend, das weite Wasser hügelab unter sich, saßen sie gern auf der Bank vor der Hütte, indessen der Wald hinter ihnen rauschte. Sie sprachen wenig, denn viele Worte drohten unversehens in die eine Frage zu münden, die sie scheuten und die als ein Schmerzenslaut erklang, glitt sie

doch einmal über die Lippen, jene Frage ohne Antwort nach dem Los der vier Verschollenen daheim.

Spät stieg der Vater heute von München den Weg herauf. Die Nacht lag schon warm und hell über den Wiesen, auf denen ein spannenhoher Bodennebel hinstrich, daß es aussah, als wate er mühsam und zöge Gewichte. Von der Bank her blickte ihm der Sohn entgegen. Er hörte dabei mit halbem Ohr das Summen des Teewassers drinnen im beleuchteten Raum auf dem selbstgemauerten Herd, wo auch die Kartoffeln warm gestellt waren. Die am Tag geleistete Arbeit spürte der Zweiundzwanzigjährige in den Gliedern und entsann sich froh, daß ihm ein Bäckermeister, dem er Bretter ins Haus gefahren, gute Zigaretten geschenkt hatte, die er mit dem Vater rauchen wollte. Je näher dieser herankam, um so ungewohnter, um so deutlicher schien sein Tappen; es war unverkennbar, nicht nur Müdigkeit ließ ihn so langsam gehen.

Hans erhob sich, um ihn zu begrüßen, empfing keine Antwort, bloß ein knapper Wink mit der Hand beschied ihn zu folgen. Stumm betrat Benk die Hütte und legte ein Paket auf den Tisch, von dem er die Papierhülle herunterriß.

Da stand — Hans schrie auf — lächelnd über das heilige Kind gebeugt die Madonna aus dem mütterlichen Schlafzimmer im Heimatgut am Theißufer und weckte tausend schreckliche Vermutungen.

Auch an diesem Abend saßen beide auf der Bank, und Hans sagte ins Schweigen hinein, das dem Bericht des Vaters gefolgt war, mit kalter Stimme: „Er wird kommen, da den Weg herauf. Es kann einer

sein, der nichts weiß von dem, was wir erfahren müssen, oder einer, der dabei war, als das geschah, was geschehen ist, und den lassen wir nicht aus!“

„Den lassen wir nicht aus!“ gab Benk, der Vater, zurück.

„Es wird gut sein, Waffen bereitzulegen, Messer oder Knüttel. Anderes haben wir nicht“, überlegte Hans.

„Messer!“ entschied der Baron, dabei lächelte er verächtlich. „Wir sind wie Knechte geworden. Die hatten es alleweil mit Messern, die serbischen im Gut. Das begriffen sie alle, was man mit Messern tun kann.“ Er schwieg und fuhr dann fort: „Messer sind verdammt rasch gezückt und sind maßlos und ohne Gesetz. Mit Säbeln war es anders; es ließ sich mit ihnen vieles gültig ordnen und war doch fast wie ein Gang übers Parkett. Selbst der Tod hatte noch Anstand. Einst! Aber bei solchen Dingen wie dem unseren versagten auch damals die Regeln.“

„Säbel?“ murmelte der Sohn. Er verband damit etwas Märchenhaftes, nie Erlebtes, fast Komisches. Und er erwiderte: „Jetzt drückt man auf einen Knopf. Es fällt eine Atombombe, Hunderttausende liegen zerrissen, ohne daß man sich die Finger beschmutzt. Uns wurden im Krieg die Hände noch erdig; wir bluteten, wenn wir andere bluten ließen.“

Benk sah in den Mond hinein, der über dem Isartal brandrot heraufquoll: „Ihr wart Krieger; euch darf man mit Henkern nicht verwechseln. Aber auch Henker haben ihr Maß zu beachten, auch Tyrannen. Jeder Nero kannte seine Opfer; er hielt sie für schädlich, er tötete nicht wahllos. Die auf

den Knopf drücken, die sind ohne Vergleich! Sie verspielen Gottes Gnade für immer, denn sie sehen dem nicht ins Auge, den sie vertilgen, keinem und niemals. Und sie wissen, daß an ihnen gemessen nicht einer der Zerstückelten schuldig oder wirklich schädlich oder gefährlich ist, selbst die Soldaten nicht, denn denen halten sie die eigene Brust auch nicht hin, wie Krieger tun. Ihre weißen Hände sind entsetzlicher als die blutigen der Mörder. Soldaten in Ehren! — die stehen auf einem besonderen Blatt. Aber wer mordet, muß wenigstens die Augen seines Opfers ertragen, denn die Sterbenden haben ein Recht, den genau anzuschauen, der sie vernichtet. Das sind große Zusammenhänge. Selbst der Verurteilte darf den Henker anäugen. Der Mörder, der sich dem entzieht und Hunderttausende mordet, ist wahrhaft unmenschlich, und gibt es ein göttliches Gericht, verschlingt ihn ewige Verdammung.“

„Wir gehören nicht dazu, wir mit den Messern“, antwortete Hans, indem er, die Finger hinter dem Haupt verschränkt, zu dem jetzt frei im Himmel schwebenden Gestirn starrte, dessen Farbe golden wurde; durchaus richtig, dachte er, ist, was Vater über die Mörder und Krieger sagt, aber warum macht er so große Worte? Gericht, Verdammung!

„Du meinst, uns gibt Gott noch die Gnade?“ fragte Benk.

„Ich denke an Mutter, an Gerda, Peter und Ilse.“

Er hätte die Namen nicht aussprechen sollen. Der alte Baron erhob sich und kehrte das Antlitz ab, indem er ohne Hoffnung sagte: „Noch könnten sie leben —“

Er verschwand in der Hütte. Später erst folgte ihm der Sohn nach.

Am Morgen schob ein Bote der Post sein Rad bergan, ehe sich Hans zur Arbeit begeben hatte. Als er in der Tür ein Telegramm aus der Ledertasche zog, trat er erschrocken zurück vor dem fahlgewordenen, mit einem Satz auf ihn zueilenden Baron, dem die Augen unter leicht ergrauten Brauen wie Steine blinkten und der ihm das Papier entriß, es entfaltete, las und auflachte.

„Entschuldigen Sie!“ sagte Benk einen Atemzug später, indem er ein Trinkgeld hervorsuchte. „Es ist eine wunderbare Nachricht.“

„Das freut mich“, antwortete der Bote und schwang sich von der Schwelle aufs Rad.

Auch Hans hatte das Blatt gelesen, das kurz meldete: „Barbar morgen vormittag, Kerstenmayer.“

„Also heute, mein Bub, heute!“

Sie besprachen genau, wie sie den Serben, denn es war ihnen gewiß, es mußte ein solcher sein, empfangen und ausfragen wollten. Sollte er sich zur Flucht wenden, so hatte ihn der Sohn niederzuschlagen, damit sie ihn zu fesseln vermochten. Sie legten den Strick bereit, mit dem sie sonst im Wald gesammeltes Reisig auf dem Handwagen festbanden. Der Schlag durfte nicht zu schwer fallen, doch war er nötig; der Mann hatte vielleicht Kräfte, die anders nicht gebändigt werden konnten. Sollte er auch in Fesseln zum Sprechen nicht aufgelegt sein, so dachten sie nicht daran, es anders zu machen, als er es gehalten hätte und als es in seiner Heimat üblich war, wenn man Leute zu Geständnissen preßte. Es fielen ihnen

Folterarten ein. Jeder scheute sich vor dem Antlitz des anderen hierüber zu sprechen.

„Wir werden ihn schon zwingen“, sagten sie bloß, bis Benk mühsam begann: „Wir müssen wissen, wie wir es tun.“

„Späne unter den Nagel!“ keuchte Hans und wartete auf die Antwort des Vaters. „Das ist besser als Prügel —“, fügte er hinzu, als hätte er Erfahrung damit. „Oder wir drücken ihm den Hals zu, bis er gesteht; all das täte er selbst, der Hund!“

Eine spöttische Heiterkeit verbreitete sich in den Zügen des Barons: „Mein Gott, was du da schwatzst. Ich habe dich wie einen Engel im Bett liegen sehen, viele Jahre lang, mit Locken ums Haupt. Deine Mutter neigte sich jeden Abend darüber wie die Madonna über ihr Kind.“

„Vater!“ schrie es ihm entgegen. „Reden muß er!“

„Das muß er!“

„Solche Kerle sind wie aus Eisen!“

Es entspann sich hierauf zwischen beiden ein über Abgründen hintastendes Gespräch, das sie in fast feindlicher Zurückhaltung führten, oft von langer wühlender Stille unterbrochen, bis es wieder aufflackerte, sich schleppte und verstummte, indessen sie sich in der Hütte zu schaffen machten, um einander nicht ansehen zu müssen. Sie rückten die Stühle um den Tisch, schoben den Strick da und dort hin, stellten zwei Knüppel, die sie in den Händen auf ihre Schwere wogen, in die Ecke griffnah, und griffnah legten sie unter grimmigen Scherzen Messer bereit. Die amerikanische Polizei zu verständigen, bedachten sie lang. Es wäre, meinten sie, die rechte

Lösung, da Ausländer fremder Zunge meist zu undurchschaubaren Verbänden von Geflüchteten gehörten, die der deutschen Gerichtsbarkeit in diesen Tagen der Ohnmacht entzogen waren und nur von der Besatzungsgewalt angefaßt werden durften. Doch bezweifelten sie, ob sich mit solcher Hilfe das Geheimnis lüften ließe, das sie ergründen mußten. Was konnte ein Militärpolizist tun auf den Hinweis hin, der erwartete Besucher habe den Baron bestohlen! Fragen konnte er an den Mann richten, gewiß, das würde er tun. Der Dieb würde lügen, und niemals würde er eingestehen, daß er vom Schicksal der Verschollenen etwas wisse. Er würde lachen: — was! ihn halte man für einen Banditen, ihn, der hergeflohen sei, der die Partisanen selbst fürchte! Nein, die Polizei konnte nicht helfen. Es blieb, was zu tun war, auf ihren Schultern allein. Überdies mußte der Mann jeden Augenblick eintreffen. Nicht Vater noch Sohn durften die Hütte verlassen.

Da sie den Erwarteten allein bezwingen mußten, fühlten sie sich selbst unter ehernem Zwang, wie nachts in verrufener Gegend ein Lauern den Einsamen verwandelt, der die heranschleichende Gefahr spürt und sich bereitet, unheimlich zu handeln, rasch und grausam. Ihre Augen glitten aneinander vorbei, denn nie waren sie sich dieser Gier bewußt gewesen. Bis in die Einzelheiten ersannen sie Maßnahmen, die schrecklich waren; ja, nichts anderes konnte Erfolg bringen. Manchmal befahl sie ein Staunen. Es schien unwirklich, daß hier in der friedlichen Hütte vor dem sonnigen, weiten Hügelland geschehen werde,

was sie planten. Der Sohn ging einmal hinaus und blickte zum Wald, ob die Entfernung bis dahin nicht zu groß sei, wenn eine Leiche hingetragen werden müßte, von niemand beobachtet. Es war nur zehn Schritte weit; er kehrte befriedigt zurück.

Der Vater stand am Tisch und sprach vor sich hin: „Eigentlich hat man Leute zu haben, die so etwas besorgen.“ Da fiel ihm ein, was er vom Recht der Mordopfer gesagt hatte, das Gesicht des Mörders zu sehen; es schoß ihm durch den Kopf: seine Vorfahren, jene ersten an der türkischen Grenze, wären weniger bedenklich gewesen; ach, er verhielte sich nicht anders als sie, wenn er nicht gerade den eigenen Sohn zum Gehilfen hätte; auch quälte ihn, daß alles weltversteckt vor sich gehen sollte. Bestien richtet man in der Gemeinschaft, offen vor jedermanns Auge und Ohr, wo aber war die Gemeinschaft hin? Zerstoben, entmachtet. Er räusperte sich höhnisch. Der Sohn sah ihn an. Sie wendeten die Gesichter weg, wie sich heillos Entfremdete abkehren.

Plötzlich flüsterte Hans: „Er kommt! Sieh, er ist nicht allein!“

Wo der Pfad zu ihnen herauf von der Landstraße abzweigte, hielten zwei Männer, deuteten zur Hütte empor, und der eine blieb zurück, während der andere sich näherte mit ungestümen Schritten, nicht wie ein Händler, der manches zu verbergen hat und langsam dem Ziele zustrebt, sondern einem gleich, der es nicht erwarten kann, freudig einzutreffen.

„Seltsam, wie er geht!“ murmelte Benk.

„Ich stelle mich hinter ihn, wenn er vor dir steht.“

„Ja!“ gab der Vater verhalten zurück. „Wir müssen sehen, wie sich das Ganze entwickelt. Laß mich erst ausführlich von der Ikone reden! Dann frage ich ihn überraschend in serbischer Sprache, woher er sie geraubt hat. Wenn er flieht, schlägst du zu!“

„Der andere dort unten — wenn der nachkommt, verdammt, wenn der kommt!“

„Dann auch den!“ erwiderte Benk knapp, als er teile er einen Befehl.

Hans war zumute wie im Feld, wenn die Stunde des Kampfes beginnt und sich gespannte Ruhe ins Herz senkt. Man zittert wohl und tut doch, wie von fremden Händen gelenkt, das Notwendige.

„Unbegreiflich“, entfuhr es dem Baron, „wie der Kerl rennt; das habe ich schon gesehen!“

„Es ist unser Marko!“ schrie Hans und klammerte sich an den Türbalken.

„Nun erfahren wir alles!“ stöhnte Benk. Im nächsten Augenblick, mit einem Laut großer Befreiung, schleuderte er den Strick neben den Herd, warf die Messer in die Schublade und brachte mit einem Fußtritt die Knüppel zu Fall. „Das ist uns erspart!“ atmete er auf. „Gottlob!“

Der Mann stand vorgeneigt auf der Schwelle. Wie Raupen zuckten ihm die Schlagadern am Hals, der aus dem schmutzigen Hemd bronzen aufstieg. Der Spalt seiner Lider verengte sich zum Strich, als spähte er in ein blendendes Licht. Dann warf er sich in die Hütte hinein, taumelnd, als wollte er sich zu Boden stürzen, fing sich und lachte, das Gesicht einer Freude aufgetan, die es plötzlich verschönte.

„Da bin ich!“ ächzte er, aber die Arme hingen

ihm jetzt steif herab, er machte keine Anstalt, die Hand zum Gruß vorzustrecken. Ein Schuldbewußtsein, das seinen Jubel brach, drückte ihm das Haupt langsam nieder.

Die beiden Benks, die ihn als treuen Knecht kannten, starrten ihn an wie einen Herold der Hölle. Ehe sie ihre Gebanntheit abschütteln konnten, sagte er serbisch, und sie verstanden jedes Wort: „Herr, ich bin nicht wert, daß ich mit Ihnen 1918 in einem Unterstand schlief und Ihr Brot aß!“

Mit gepeinigtem Lächeln irrten seine Blicke auf den Jüngling hinüber, ruhten auf ihm und verklärten sich in zaghafter Vertraulichkeit. „Hans, du bist da? Gut!“

Auch der Baron streckte die Hand nicht vor. „Erzähle, Marko!“ sagte er ruhig. „Wie war es?“

Der Knecht beugte den Oberkörper zurück, als versengte ihn ein glühender Atem. Er winkte ab. Flatternd hob er die Finger und zog aus dem halb soldatischen Rock, den er trug, eine kleine Ikone und brachte aus der Hosentasche die goldene Dose zum Vorschein. Auf jeder Handfläche bot er eines dieser Dinge dar.

„Ich habe noch mehr.“

Hastig förderte er allerlei zutage und legte es auf den Tisch, etliche Halsketten, Ringe, Broschen, Gebetbücher mit silbernen Schließen, ein kaiserliches Säbelportepee, dessen Troddeln sich wie eine goldene Blüte auseinanderfalteten, als es auf dem immer noch wachsenden Häuflein von Kostbarkeiten lag. Dann klirrte es. Eine halbe Handvoll Kriegsorden sprang dazu, einige Uhren, ein schillerndes Opern-

glas und ein mit Perlmutter besetzter Damenrevolver.

„Marko!“ mahnte der Baron. „Sind sie tot?“

Der Knecht hielt an. Es war, als wischte etwas Eisiges über seine Mienen. Er schielte, leicht gebückt, aus den Augenwinkeln empor zu seinem Herrn, nur eine Sekunde lang, doch antwortete er wieder nicht. Ein anderes schien ihm vorher zu berichten nötig.

„Ich habe gerettet, was ich konnte!“ rief er erschreckend laut. „Aber dann bin ich schlecht geworden. Da war einer mit, der hatte noch vieles von Ihren Sachen, Herr, der wollte davon verkaufen, alles wollte er breitklopfen, und ich mußte Ja sagen, damit einiges zu mir kam. Wissen Sie, es war so, ich kann deutsch reden, er nicht. Ich verkaufte für ihn; teurer, als er wußte; und immer bei zwei Stücken, die er mir für die Händler gab, brachte ich eines in Sicherheit, oft auch bei dreien zwei.“

„Marko! Komm her!“ Benk legte ihm rasch die Hände auf die Schultern. Sie standen voreinander, beide gleich alt, etwas Grau in den Haaren, der größere dunkelblond, der breite Knecht schwarzsträhnig. Sie konnten sich nicht genau sehen, es war bei beiden zu viel Naß in den Wimpern.

„Setzen Sie sich, Herr! Es ist gut zu sitzen, wenn man redet“, brummte Marko und rieb sich mit dem Handrücken die Lider. Hierauf wendete er sich zum Jüngling, der mit zuckendem Antlitz an der Wand lehnte, und sagte deutsch, wie er oft in früherer Zeit zu ihm gesprochen haben mochte: „Hans, geh ein wenig hinaus!“

Benk wurde weiß wie Leinen. Er machte eine ungeduldige Bewegung: „Laß ihn hier! Er war Soldat.“

Der Knecht schüttelte den Kopf, reckte sich ans Ohr des Barons und wisperte: „Es handelt sich um seine Mutter!“

Der Sohn hing an den Augen des Vaters. Der nickte unmerklich. Dann waren die Alten allein.

„Setzen Sie sich, Herr!“ wiederholte Marko. Und als sie saßen, erzählte er dies: Beim Rückmarsch der deutschen Truppen lag Ilse, die zehnjährige Tochter des Barons, an Scharlach erkrankt. Das verzögerte die beabsichtigte Flucht; obgleich der letzte deutsche Offizier die Mutter drängte, auf seinem Troßwagen aufzusitzen, beschloß sie, des Kindes wegen noch zwei Tage abzuwarten. Man hatte Nachricht, wo sich die Russen befanden, meinte, sie würden, waren sie auch sehr nahe, den Gutshof nicht so bald erreichen, überdies hoffte man auf eine Wendung des Kriegsglücks; ach, in solchen Lagen glaubt man das Gewünschte. Kurz, die Familie blieb einen Tag zwischen den Fronten. Das Leben änderte sich etwas, etliche Knechte liefen davon. Vom Dorf, das drei Meilen entfernt ist, hörte man Lärm wie von Schüssen. Doch daß dort Serben und Deutsche, die es seit Jahrhunderten friedlich bewohnten, handgemein werden könnten, dachte niemand. Es war auch nicht so. Fremde, von jenseits der Donau, hatten sich ins Land geworfen.

Im Gut richtete man zwei Lastautos zur Abreise her. Die Wertsachen wurden bereitgelegt. Marko sah danach, daß es richtig geschah. Der Verwalter besorgte das übrige, ließ Pferde und Rinder in den Ställen freiketten und Lebensmittel aufladen. Er wollte mitfliehen, Marko ebenfalls, denn ihn hielt

nichts daheim; sein Weib war vor Jahren gestorben, sein einziger Sohn stand beim deutschen Heer. Wer anders vermochte die Guts herrschaft besser zu betreuen als er, der die Kindheit mit dem Baron verbracht hatte, den ersten Krieg mit ihm in einer Schwadron und nachher das weitere Leben Schulter an Schulter als Großknecht. Schulter an Schulter, sagte Marko. Ja, also zur Flucht war alles fertig gewesen. Ilse fieberte gegen Morgen weniger. Man hätte es wagen können, sie mitzunehmen. Aber am Morgen waren die Partisanen da.

Bisher hatte Marko flüssig und rasch erzählt. Nun legte er seine rauhe breite Hand über die unruhig auf der Tischplatte liegende des Barons.

„Es hilft nichts, ich muß es sagen —“, stotterte er.

Dann schüttelte ihn ein Wutausbruch, daß ihm die Zähne aufeinanderknirschten, der Schweiß drang ihm in Tropfen aus der Stirne, seine Augen röteten sich; mit mächtiger Gebärde deutete er durch die Tür ins Freie: „Dort unten ist er, ich habe ihn mitgebracht. Ich habe ihn gedrängt, bis wir nach München kamen, wo ich Sie noch am ehesten finden konnte, Herr. Oh, Gott hat mich geführt! Ich schlafe neben Arsa in der Flüchtlingskaserne; es sind viele von uns dort. Arsa stahl damals einen Teil der Wertsachen; wissen Sie, Herr, die wollte ich ihm abjagen. Er ist schlau. Er gibt acht. Es gelingt mir nur allmählich. Nachher wollte ich mit ihm die große Rechnung machen, die große! Ich hätte sie früher machen können, doch sollte er mir vorher noch etwas erzählen. Ein Punkt war da, den ich nicht aufgeklärt hatte. Ich bin oft mit ihm zusammen-

gesessen. Ich habe gefragt. Er schwieg immer. Gestern kaufte ich Schnaps. Wir tranken. Ich ließ nicht locker. Endlich hat er geredet.“

Marko trocknete sich den Schweiß und fuhr fort: „Damals zu Mittag, als er den Sack voll Beute hatte, sagte er zu mir, du redest deutsch, du redest ungarisch und rumänisch; wir wollen zusammen fortziehen, mich ekelt das Partisanenleben an. Und ich ging mit ihm. Er traute sich nicht mehr im Lande zu bleiben, nicht weil er sich die Hände an den Deutschen blutig gemacht hatte — das war dazumal eine Ehre; er muß etwas anderes ausgefressen haben; vielleicht hatte er früher die Partisanen verraten — ist ja gleichgültig. Wir flohen nach Rumänien über die grüne Grenze und lebten von Ihren Schätzen, Herr, es mußte sein. Wir zogen nach Ungarn, immer beisammen. Weiß der Teufel, warum er mich nicht abschüttelte. Sein böses Gewissen schmiedete ihn wohl an mich, und ich tat, als wäre ich sein Genosse. Nach dem Waffenstillstand eilten wir her, wo es sich leben läßt, denn man braucht nur zu erzählen, man sei von den Deutschen verschleppt worden, dann wird man gefüttert, ohne zu arbeiten. Man kann sich Tag und Nacht wundern, wie es jetzt bei den Deutschen zugeht.“

Benk unterbrach ihn: „Du verschweigst mir, was ich hören will! Merkst du nicht, wie du mich folterst?“

„Ich weiß es, ich weiß es, guter Herr, du armer Herr! Ich gäbe ein Jahr meines Lebens, müßte ich's nicht erzählen!“

Er preßte die Hände des Barons, der kerzen-

gerade, die Arme auf den Tisch gelegt, ohne ein weiteres Zeichen der Ungeduld wartete. Und dann erzählte Marko dies: Am Morgen waren die Partisanen im Gut, fünfzehn Mann, nicht mehr. Sie trugen Maschinenpistolen und Handgranaten. Niemand hätte ihnen zu wehren vermocht. Das Schlimmste war, niemand hatte sie kommen hören. Sie sprangen plötzlich im Hof von zwei Pferdewagen. Die Knechte fütterten gerade. Marko blickte aufs Räderrollen hin aus dem Stall. Ahnungslos trat zugleich der Verwalter aus der Kanzlei, erschrak und ermannte sich. Er ging zu ihnen. Nach kurzem Wortwechsel stach ihn einer mit dem Bajonett nieder. Er fiel neben den Brunnentrog. Dann rannten sie zum Herrenhaus. In den Gebäuden ringsum flog da und dort eine Tür auf. Nicht ein Fuß wagte sich hervor. Marko allein lief ihnen nach, erreichte sie an der Treppe und rief: „Genossen!“ Sie beschimpften ihn, er sei ein Sklave der Deutschen, doch kannte ihn keiner, er kannte sie nicht, serbisch sprach er wie sie. Deshalb taten sie ihm nichts. Er folgte ihnen. Im Hause war es still. Ein Dienstmädchen sang in der Küche. Schwer trampelten sie durch drei Zimmer. Im vierten kam ihnen die Herrin entgegen. Sie mußte den Lärm der vielen Stiefel vernommen haben. Nun erstarrte sie vor den finsternen Gesichtern. Und einer — das war der da unten an der Straße — schlug ihr gleich mit der Hundspeitsche ins Gesicht. Wo ihr Schmuck sei? fragte er. Über die Wange floß ihr etwas Blut, nur wenig, ganz wenig. Sie stand wie die Bildsäule der Mutter Gottes in der Dorfkirche beim Gut und antwortete nicht. Und

er, der Arsa, sagte, sie sei eine hübsche Frau!

„Lebt sie?“ schrie plötzlich der Baron.

„Alle vier sind tot, Herr!“

Benk sank tief in sich zusammen. Er strich sich übers Antlitz, immer wieder strich er sich darüber mit unsicherer Hand. Er hatte erfahren, was er längst für gewiß gehalten, stützte den Kopf auf und bat nach einer Weile: „Sprich weiter!“

Marko erzählte: Als sie die Frau mit Fragen nach dem Schmuck bedrängten, während sie an der Tür stand, fing Ilse dahinter zu jammern an. Die Bur-schen stutzten, schoben die Herrin fort und drangen ein. Da hatte der Knecht die Geistesgegenwart zu rufen, das Kind habe die Cholera. Man munkelte damals viel von der Seuche. Die Partisanen stolper-ten in den Nebenraum zurück, etliche stoben wei-ter in die Wohnung hinein. Marko nahm unbemerkt den kleinen, mit Perlmutter ausgelegten Damen-revolver aus dem Sekretär, prüfte, ob er sechsfach geladen sei, entsicherte ihn und gab ihn der Frau, die auf Ilses Bett saß, allein und sehr bleich, aber sie klagte nicht. Wenn es sein muß, schießen Sie sich tot, es ist besser so! sagte er zu ihr. Sie ergriff die Waffe. Sie dankte dafür, nicht mit Worten, nur mit den Augen.

Marko seufzte: „Herr, es wäre möglich gewesen, durchs Fenster zu entwischen, aber Ilse hätte zu-rückbleiben müssen. Plötzlich hörten wir Gerda schreien. Verstehen Sie, was es heißt, wenn ein vier-zehnjähriges Mädchen in einem Haus schreit, wo die Partisanen sind! Im Augenblick waren wir in ihrem Zimmer. Zwei hielten sie fest. Sie schlug mit Hän-

den und Füßen um sich. Bei ihr war dein Peter, Herr! Was konnte er mit fünfzehn Jahren tun? Oh, er hat viel getan, der Tapfere. Beim Eindringen sah ich gerade noch den großen Tischleuchter in seiner Hand hoch über den Köpfen, dann heulte einer auf. Der andere — es ging sehr schnell — hob die Pistole und schoß. Peter sank auf den Teppich. Mir genügte ein Blick, um zu wissen, wie es um ihn stand. Man kennt das vom Feld her. Es war nichts mehr zu helfen. Auch Ihre Frau sah es. Sie kniete nieder zu ihm. Die beiden Partisanen schoben sich hinaus. Da kamen aber die übrigen herangelaufen. Ja, Herr, die gnädige Frau erhob sich und umarmte Gerda. Sie hatte den kleinen Revolver in der Hand. Das Mädchen ahnte nichts. Es warf sich ihr weinend an den Hals. Ich sprang nicht dazwischen. Die Herrin hat gut getroffen. Dann rissen sie ihr den Revolver weg. Arsa steckte ihn ein.“

„Und dann?“ fragte Benk.

„Sei ganz ruhig, Herr! Ganz ruhig! Es ist ja schon anderthalb Jahre her. Ich beeile mich. Der Arsa fing an zu befehlen. Man warf mich aus dem Raum. Sie ließen mich nicht mehr hinein. Da dachte ich an Ilse. Ich fand das Kind barfuß außer Bett im Hemd, rot von der Krankheit. Zieh dich an, schrie ich! Es hatte wieder hohes Fieber. Es verstand nicht, was im Haus geschah. Ich verwirrte die Kleider, als ich sie anziehen wollte. Die Kleine wehrte sich auch. Ob es fünf oder zehn Minuten dauerte, weiß ich nicht. Dann wankte die Herrin herein. Sie sah aus wie eine Unirdische. Sie befahl mir, deine Pistole zu bringen. Ich flog und brachte die Waffe. Vielleicht hätte

ich's nicht tun sollen, aber die Partisanen konnten jede Sekunde zurückkehren. Die Herrin sagte: Geh hinaus, Marko! Und sie sagte: Leb wohl, Marko! Und ich antwortete: Leben Sie wohl, gnädige Frau! Ich gehorchte. Und es war das Richtige. Vor der Tür begann ich zu beten. Ehe ich zum Amen kam, fielen die Schüsse. Ich ging hinein und legte die Frau aufs Bett und faltete ihr die Hände. Mit Ilse machte ich's ebenso. Der da unten an der Straße, der Arsa, rannte als erster heran. Er verdrehte die Augen, als er sah, was geschehen war. Man spürte, wie ihn der Teufel am Genick packte. Bis Mittag blieben die Partisanen und quälten die beiden deutschen Mägde. Den Kutscher Georg prügeln sie halbtot. Sie betranken sich und fuhren singend weg. Ich begrub dann mit denen von den Knechten, die nicht geflohen waren, die Deinen unter der Steineiche im Garten. Das ist ein schöner Fleck. Vielleicht bist du damit nicht einverstanden. Ich wußte keinen schöneren. Am Abend ging ich mit Arsa fort.“

Die Tür verdunkelte sich. Über die Schwelle taumelte Hans. Er schien besinnungslos. Wie ein Blinder tastete er in die Luft. Auf einen Anruf Markos reckte er sich etwas und runzelte die Stirne, als versuchte er einen Gedanken zu fassen. Der Knecht sprang ihm bei. „O du Kind!“ rief er, „gehörcht hast du! Immer hast du gehorcht, schon als kleiner Bub. Und ich ließ die Tür offen. Siehst du, solch ein alter Esel bin ich! Geh hinaus! Etwas muß ich deinem Vater noch sagen. Das ist nichts für dich!“

Er führte ihn ins Freie. Hans wehrte sich nicht.

Im Nu zurück, beugte er sich zu Benk, der unbewegt saß, immer noch, und flüsterte: „Davon braucht er nichts zu wissen. Es ist seine Mutter! Ich erzählte Ihnen, daß ich etwas von Arsa erfahren wollte. Was hatten sie mit der Herrin gemacht, nachdem Sie mich aus dem Zimmer gestoßen — du mußt es wissen, du bist der Mann, mußt es wissen, denn die Stunde der Rache ist da —“

„Was haben sie mit ihr gemacht?“ fragte Benk.

„Gestern brachte ich den Arsa zum Reden. Er allein, nur er hat es getan. Sie konnte sich nicht wehren. Die anderen hielten sie. So, Herr, jetzt weißt du alles. Jetzt befehl! Der Arsa schläft dort unten!“

Marko hatte geendet. Er erhob sich rasch, eilte hinaus und rief Hans in die Hütte. Hierauf verließ er die beiden.

Er stieg hinunter zur Straße. Wie er es erwartete, lag Arsa schlafend hinter einem Gebüsch; sein Rausch war gestern schwer gewesen. Marko wandte sich zum Wald hinauf, durchstreifte das Unterholz und suchte einen geeigneten Platz, kam zum Blockhaus zurück, stöberte im kleinen Geräteschuppen, schulterte einen Spaten und verschwand nochmals im Gehölz. Dort begann er an der vorher besichtigten Stelle zu graben. Der Boden war wurzelfrei. Er arbeitete mit aller Anspannung, dennoch ließ sich die Grube nicht so schnell ausheben, wie er es wünschte. Nach einer Stunde unterbrach er seinen Eifer.

Er lief zur Hütte, wischte die Hände im Gras ab und trat auf Zehenspitzen ein. Vater und Sohn

saßen auf dem Bett, ihre Schultern lehnten aneinander. Benk blickte auf und lächelte mit einem Mund, der wie gelähmt zuckte: „Ich danke dir, Marko!“

Der Knecht achtete nicht darauf. Ihm ging es jetzt um mehr als Dankesworte; steif stand er und begann zu sprechen: „Herr, die Frau hat nicht gelitten. Du weißt, wenn es ganz schwer ist, schreit man nicht, klagt nicht, man tut, was zu tun ist, wie Gott will. Nur Zigeuner jammern.“

Benk wiederholte stumpf: „Wie Gott will — das hast du dir zurechtgelegt!“

Marko schüttelte ärgerlich den Kopf. „Lang dürfen Sie nicht mehr sitzen, Herr! Arsa schläft nicht ewig hinter dem Gebüsch. Soll ich ihn bringen?“ Dabei zog er eine Pistole hervor, zeigte sie dem Baron, der sie erkannte und entgegennahm.

Als sei er eines Befehls gewärtig, fragte der Knecht: „Wie machen wir es mit ihm?“

Benk hatte sich am Morgen Leute gewünscht, die für ihn das Unheimliche vollziehen sollten. Matt durchfuhr ihn dieser Gedanke jetzt wieder, aber er begriff sich nicht mehr. Vor zwei Stunden war er von Ungewißheit halb irr gewesen, zu allem bereit, um sich daraus zu befreien. Jetzt ragte das unabänderlich Geschehene vor ihm und zermalmte seine Tatkraft. Der treue Knecht meinte, die Stunde der Rache sei da. Ja, dies meinte er. Funkelnd vor Gier harrete er des Befehls. Ein Wink, er würde mit den Zähnen Arsa herbeischleifen, er würde ihn lachend zerstückeln, der treue Marko, der ihm Weib und Kinder begraben hatte und seinerwegen in der Welt herumstrolchte.

Benk umfaßte mit einem ängstlichen Blick seinen Sohn. Es dünkte ihn, als läge dessen verstörtes Herz aufgebreitet. Ein Wink, und es würde auch mitwüten. Und sein eigenes? O gewiß! Und dann? Hier saß sein letztes Kind, vom Grauen gezeichnet für immer, verwaist wie er. Es war sein letztes Kind.

„Hans?“ fragte er.

Der Sohn sprang auf die Füße. Unterm Andrang eines ungeheuerlichen Gefühls knirschte er mit den Zähnen. Der Atem blieb ihm weg. In großen roten Wellen erblindete er für einen Wimperschlag. Gleich darauf blickte er klar. Er bückte sich beim Herde nieder. Der Knecht war schneller. Schrill aufjauchzend hatte er verstanden, den Strick ergriffen und drehte ihn nun pfeifend ins Knäuel, das er unters Hemd schob, während der Jüngling seinem Vater die Pistole aus der Hand riß.

„Komm, Hans!“ rief Marko und schickte sich an zu gehen. Er federte in allen Gelenken.

„Du bleibst!“

Der Baron hatte es leise gesprochen, doch in den zwei kleinen Wörtern spannte sich die ganze Kraft, über die er noch gebot. Es warf den Sohn zurück, der nun, als wollte er Fesseln sprengen, den Boden stampfte, sich an die Brust schlug, schrie, in Tränen ausbrach und einer Raserei verfiel, aus der er plötzlich erschlafft aufs Bett sank. Benk legte den Arm um seine Schultern und nahm ihm die Pistole weg. „Mit dem Ding hat sich deine Mutter gerettet. Es ist zu gut für die Bestie. Wir sind keine Henker.“

Marko versuchte zu begreifen. Sein Herr wollte offenbar etwas anderes. Was es auch sei — unten

im Gebüsch schlief Arsa! Mit brennenden Augen prüfte er die beiden. Der Junge, eben noch vor Rachsucht bebend, lag da mit verwüstem Antlitz, ach, ein Kind. Der Vater — Marko hätte ihm die Hände küssen mögen! — streichelte den Sohn und konnte der eigenen Erschöpfung kaum noch widerstehen. Henker — hatte er gesagt. Der Knecht zog die Luft in die Lippen. Ah, er glaubte zu verstehen. Natürlich, Herren waren keine Henker. Nein, dachte er, an Arsa sollt ihr euch nicht beschmutzen.

„Gib den Strick her!“ befahl Benk.

Sprach der Herr so, mußte gehorcht werden. Marko legte das Knäuel auf den Tisch und grollte: „Was brauche ich das!“ Dann fragte er noch einmal: „Wollen Sie den Arsa nicht wenigstens sehen und ihm ins Gesicht treten?“

„Den soll Gott auf sich nehmen —“, sagte der Baron.

Der Knecht lachte: „Wenn Gott oder der Teufel Arsa quält, besäuft sich das Schwein. Nachher ist er wieder gesund!“

„Ich will nicht!“ rief Benk in tiefer Pein, „das soll nicht auf dein Herz fallen, Hans, das nicht auch noch! Marko, würdest du deinen Sohn dazu —“ Er brach ab.

Der Knecht strahlte: „Mein Kleiner! Ihr Heiligen im Himmel, er würde dem Arsa die Gurgel wie im Tanz zerbeißen!“ Er rieb sich erregt die Hände, verstummte, schlug die Hacken zusammen und fragte, diesmal in deutscher Sprache, so wie einst, als er mit dem Baron in einer österreichischen Schwadron ritt: „Also — Arsa wegschicken?“

„Schick das Vieh weg!“

„Vater, wir fesseln ihn, wir rufen die Polizei!“
schlug Hans verzweifelt vor und bäumte sich auf,
um gleich danach in den Armen Benks zurückzu-
sinken.

Marko prustete vor Ärger: „Was der spricht!
Polizei! Soll unser Unglück in aller Munde sein!“
Damit setzte er nochmals Ferse zu Ferse und ging
breitbeinig über die Schwelle. „Seltsam ist der
Herr“, murzte er, „schick ihn fort! sagt er, schick
ihn fort!“

Als er Arsa geweckt hatte, erklärte er ihm, der
alte Mann droben in der Hütte kaufe die Ikone;
das Wasser tropfe ihm vom Mund, so geil sei er
danach; am Nachmittag werde er das Geld dafür
bezahlen, müsse es aber vorher noch aus der Stadt
holen. Arsa lächelte träge und rieb sich die Augen.
Ja, meinte Marko, ein Stündchen stehe die Hütte
wohl leer. „Komm, er soll uns hier nicht erblicken!
Machen wir einen Umweg! Laß uns dann hinein-
gucken, was der geizige Alte dort Schönes hat!“

Arsa war schläfrig und fragte nicht viel. Der
Knecht führte ihn erst die Landstraße weiter, hier-
auf steil bergan und schließlich im Wald längs der
Wiese in entgegengesetzter Richtung.

Als sie die Stelle erreichten, wo der Spaten mit
dem Stielende über den Rand der Grube ragte, lachte
Marko: „Da hat ja der Totengräber seine Schaufel
vergessen!“ Und er zog sie hervor. „Du teuflisches
Schwein, weißt du, wer der Mann in der Hütte ist?“

Der Partisan blinzelte erstaunt. Sein Genosse hatte
einen ungewohnten Ton in der Stimme.

„Baron Benk heißt er, und mein guter Herr und Kamerad ist er. Erinnerst du dich, was du mir gestern erzählt hast?“

Hoch und silbern blitzte das Stichblatt. Arsa öffnete den Mund, da traf ihn der scharfe Rand wie ein Beil in den Schädel.

Gegen Abend saß Benk mit Hans vor der Hütte. Und er sagte: „Ob ich noch einmal den See so sehen kann wie früher und ob ich, sollte ich je heimkehren, etwas in meinem Haus betrachten kann, ohne daß der Tag vor mir aufersteht, von dem uns Marko erzählte? Es klingt grausam, wenn ich es ausspreche, und doch ist es so, der Tag ist vorbei, davor aber liegen immer noch viele, viele Jahre, und deine Mutter lebt darin in mir und die drei Kinder. Mir ist, als lebte das wirklich und wäre nicht so tot wie der eine Tag —“

Er brach ratlos ab, indessen Hans schwieg. Später sagte er: „Hätten wir den Arsa in die Hände gekriegt, ich weiß nicht, ob dieser Tag nicht ebenso wirklich geworden wäre, unsterblich meine ich — ach! Ich finde den Ausdruck nicht.“

Noch immer schwieg der Jüngling. Er hatte das Gefühl, als ob sein Vater mehr verloren hätte als er. Das flößte ihm ein lähmendes Mitleid ein.

Wieder versuchte sich Benk zu erklären: „Was vorher war, habe ich mitgeschaffen, wir allesamt haben es. Es ging vor sich, indem wir es wollten. Jener Tag aber kam von Gott. Gott ist nicht nur Liebe, Hans, o nein, ich wußte das schon früher. Der Tag kam von ihm allein. Deine Mutter mußte handeln, wie er wollte. Marko hat das erkannt. Sie

litt nicht, wie man sonst leidet. Es ging alles zu schnell vor sich. Sie handelte wie ein Werkzeug. Und wir müssen es so hinnehmen, obgleich kein Sinn darin zu sein scheint. Den eigentlichen Sinn ergründen wir ja nie...“

Er wurde lebhaft: „An einem Arsa rächt man sich nicht. Den richtet man. Man läßt ihn am Anger aufknüpfen. Das hätte ich befehlen können und wäre weitergeritten. Aber hier — verborgen und heimlich — nein! Hier war es Gottes Sache!“

„Ja, Vater!“ Hans sagte es willfährig, doch ohne Überzeugung, und dabei dachte er: armer Vater, weitergeritten wärest du; du betrachtetest die Welt noch immer vom Kavaliersattel aus; was aber hat sie dir angetan, die Welt, in der Mütter ihre Kinder töten müssen! Gottes Sache — nennst du das? Es ist zum Lachen!

Dann hörte er gerührt, wie Benk vor sich hinsprach: „Denke ich gar an dich, so mag dieser Arsa laufen, bis er sich den Hals bricht.“

Nach einer Weile horchten beide auf. Um die Hütte nahten kräftige Schritte. „Marko!“ Hans erhob sich.

Der Knecht hatte den Spaten mit, stellte ihn vor sich hin, stützte die Arme darauf und grüßte. Seine ganze Gestalt und alle Falten des breiten ledernen Gesichts drückten Zufriedenheit aus. Er nickte behaglich, ließ die Augen voll Liebe, freilich auch spöttisch über den jungen Mann wandern und ernster über den Baron, der nun ebenfalls aufstand und zu ihm trat.

„Du bist lang fortgeblieben!“

„Nicht länger als nötig.“

Benk begriff sofort. Er faßte sich an die Stirne. Hans stieß einen Schrei aus.

„Ich werde jetzt nach Hause wandern über die grünen Grenzen“, sprach der Knecht unerschütterlich heiter. „Es kommen noch böse Jahre, ehe Sie heimkehren können. Ich will nach dem Rechten sehen, soweit es möglich ist. Hier in diesem Land sind jetzt alle krank, auch Sie, Herr. Besser, wenn ich verschwinde. Was man tun muß, soll man mit Freude tun. Leben Sie wohl!“

Sie reichten ihm in großer Verwirrung die Hand. Keiner fand das Wort für das, was sie durchschauerte.

Ob er nicht essen wolle, ehe er aufbreche, fragte Hans kleinlaut.

Marko schüttelte den Kopf. Mit einem Ruck stieß er den Spaten in die Erde, daß er aufrecht ragte, schlug die Fersen zusammen, wischte sich über die Augen und ging schnell bergab.

„Ich hätte Lust, ihn zurückzurufen“, sagte Hans mit klopfendem Herzen.

„Laß ihn gehen! Dem hat Gott den Weg vorgezeichnet.“

„Und uns?“

„Uns auch!“

Wie sie die Hütte betraten, fiel ihr Blick auf den Tisch. Im Strahl der Abendsonne gleißten dort die Kostbarkeiten, die der Knecht für seinen Herrn gerettet hatte, am feurigsten die goldene Dose, von deren Steinen sich rings an die Wände zahllose Lichter warfen. Die hölzerne Madonna stand ein-

fach inmitten des üppigen Schmucks, aber voll beschienen, so daß noch deutlicher als sonst die schützende Gebärde hervortrat, mit der sie den Knaben lächelnd hielt.

Gottes Wege sind unerforschlich, und fragen wir uns manchmal, warum Leid Unschuldige quält, das Gute selten Früchte erntet und die Bösen oft gedeihen, so stolpern wir wie Blinde im Licht, statt darauf zu vertrauen, daß im Unbegreiflichen ein sinnvoller Wille waltet, den wir freilich nicht erfassen. Wer aber hätte nicht auch erfahren, daß in ärgster Not plötzlich Hilfe kommt, die niemand erwarten konnte? Ein Zufall griff ein, schwatzen dann die Leute, doch Zufälle sind geheimnisvolle Fügungen, durch die Gott sichtbarer wirkt als im Alltag; und wer sich davor nicht verschließt, der wird für einen Augenblick selbst sehend.

Genug der Erklärung, die bloß dem Tasten in verdunkelten Goldschächten gleicht! Ich will von der wunderbaren Belohnung einer guten Tat erzählen, die sich in unseren Tagen ereignete, dort irgendwo im Ackerland der breiten Donau, ehe sie durchs Eiserne Tor fließt. Es ist ein Land der Fülle, wenn die Menschen es friedlich bestellen, und es litt auch

unter menschlicher Wildheit schrecklicher als andere Breiten. Ja, es genügte ein einziger Herbst, daß in die Weizenmeere der Reif fiel und die Dörfer sich mit Entsetzen anhäuften wie die Scheuern ehemals mit Korn. Das geschah nicht in grauer Vorzeit; es wiederholt sich ja alles Furchtbare und Herrliche zu jeder Stunde, nur sprießen Tod wie Leben mitunter zehnfach.

Aufs Jahr genau geschah es 1947. Das war — wieder genau gerechnet — sechsunddreißig Monate, nachdem sich das Grauen ins reiche Land gestürzt hatte, um dort weiterzuwuchern wie eine biblische Frist, die sieben magere Jahre zählt oder noch länger. Und es geschah in einem der deutschen Orte jenes Landes, das ich nicht nenne, obschon ich sonst bei der nackten Wahrheit bleibe. Es darf also, wer will, glauben, es sei im Banat gewesen oder in der schwäbischen Türkei oder nebenan; es hätte dort überall geschehen können, nicht bloß damals, sondern zwei Jahre früher auch und etliche Jahre nachher nicht minder.

Ein nicht ganz junger Mann, den wir Hans heißen, weil viele so getauft sind, hatte als Deutscher, dessen Vorfahren den ersten Weizen in die Erde jenes Landes säten, im letzten Krieg bei den Soldaten seiner Stadt gedient; darauf war er den Deutschen überschrieben worden, was ihm gefiel, denn da klang ihm seine Muttersprache entgegen wie im Vaterhaus. Als dann das Unheil hereinbrach, das Reich zersplitterte, die Heimat in Finsternis ertrank, stand er, aus den Stachelzäunen der Gefangenschaft hervorgetreten, einsam im verheerten Deutschland und

hörte sich Tag um Tag wie Tausende andere um, ob ihm jemand zu sagen wüßte, wie es daheim längs der breiten Donau zugehe. Er fand welche, die erzählten, daß dort die Bauern nicht Herren der Scholle mehr seien, daß man sie zusammenpferche, in Lagern die einen, in den eigenen Stall die anderen, versteht sich: nur die deutschen, und daß an Frauen und Mädchen Übles verübt werde, was zu schildern grauenhaft sei; und es wurde berichtet, das Sterben koste so wenig wie Kürbiskerne, selbst das Reden sei nicht mehr erlaubt in der Sprache, die seine war und die vor Gott und Mensch so viel gilt wie jede andere.

Jetzt fristete er das Leben mit Knechtsarbeit und hatte früher Handel getrieben mit einträglichen Waren, wobei sich an seinem Tisch manche mästeten, die nun wohl sein Bett benützten und vielleicht seine Frau demütigten. Als er dies gewürgten Herzens hundertmal bedachte, entschloß er sich, über die grünen Grenzen zu schleichen, um Weib und Kind zu retten, obschon er wußte, was ihm drohte, wenn er den Schergen in die Fänge lief; er wagte es dennoch und kam nach Gefahren, die er bebend und mutig zugleich überwand, in der Heimat an, die sich in eine Brache voll Unkraut verwandelt hatte. Seine Frau war klug in die Nachbarstadt entwichen und lebte in einem Keller einer Motte gleich, und das Kind, das siebenjährige, wie eine summende Fliege; munter war es noch, gewiß, nur die Augen lagen zu groß und von Schrecken geweitet in dunkel umrahmten Höhlen, doch gebrach es den beiden nicht am Essen, denn die Mutter, die einmal ein

großes Haus geführt, wusch für die Herren der Zeit und duckte sich und war unangetastet geblieben; eine Gnade schien es.

Als der Mann, den wir Hans heißen, sie mühsam entdeckt hatte, knickten ihm die Beine vor Glück ein, und sogleich schmiedete er Pläne, witterte nach Gelegenheiten, besann sich aller Wege, auf denen sie zu dritt westwärts entfliehen könnten.

Doch das währte keine Woche, da polterten Bewaffnete die Treppe herab, rissen ihn die Stufen empor und sperrten ihn ins Verließ, wo er Monate im Gerassel der Ketten saß zwischen Unschuldigen von viererlei Muttersprache und etlichen Schurken. In der Kellerkälte hockten sie beisammen. Wie Mauerschwamm wuchs der Schmutz auf ihnen, Läuse überkrochen sie, Angst und Hunger höhlt sie aus, und in der fahlen Haut eiteren Striemen. Was er verbrochen, wußte Hans ebenso wenig wie manche, die mit ihm den Blechnapf auslöfelten; die Büttel schimpften ihn zwar Mörder, Feind und Hund, aber so hieß bei ihnen jeder Deutsche.

Allmählich begriff er, daß man ihn mit einem anderen Hans verwechselte, der schuldig war oder auch nicht; und schließlich kam alles darauf an, daß dieser Hans, der er sein sollte, unbedingt sterben müsse, sofern er bis zum 10. Dezember 1943 nicht daheim in seiner Stadt gewesen war. Ach, die Sache erschien sehr verwickelt, doch griff sie nach Hals und Kopf; der Rechtsanwalt, den man unserem Hans zuteilte, damit es nach Recht aussähe, sagte ihm in der Zelle zwischen Mördern und Unschuldigen: „Mein lieber Freund“, sagte er, „du mußt beweisen, daß du bis zum

10. Dezember 1943 in deiner Stadt warst, ein Bürger in bürgerlicher Kleidung; kannst du es nicht, so wirst du morgen zum Strang verurteilt und bist am nächsten Morgen eingescharrt; da hilft dir weder die Mutter Gottes noch sonst so ein heiliges Frauenzimmer.

Es nützte Hans auch nicht, daß er verzweifelt versicherte, er sei nicht der, den man suche, und jene Stadt nicht sein einstiger Wohnort, er sei Kaufmann in der Stadt dreißig Meilen davon entfernt gewesen. Darauf komme es gar nicht an, antwortete der Rechtsanwalt und wiederholte damit, was der Untersuchungsrichter und die prügelnden Schergen seit Wochen viel grober schrien: der deutsche Teufel Hans müsse beweisen, daß er in der vom Gericht bezeichneten Stadt bis zum 10. Dezember 1943 bürgerlich gekleidet lebte, punktum, sonst hänge er, was ohnehin das Billigste sei; den Staat koste der Strick ja nichts; der habe sich schon durch eifrigen Gebrauch bezahlt gemacht, es laufe bloß auf einen Stundenlohn für den Totengräber hinaus, der Henker aber beziehe ein Monatsgehalt. Also — wo seien die Zeugen, die es beeideten, daß sie Hans am Stichtag in jener Stadt gesehen? Es dürften natürlich keine Deutschen sein, denn deren Eid taue weniger als ein Schweinegrunzen.

Wo sollte Hans einen solchen Himmelszeugen hernehmen? Er vergegenwärtigte sich die fremden Tagelöhner, die er beschäftigt hatte; keinen konnte er bezeichnen, denn am Stichtag war er ja gar nicht daheimgewesen, sondern fern in Frankreich als Soldat; allein, dies zu bekennen, hütete er sich. Soviel

verstand er schon vom Recht und hatte von Mördern und Unschuldigen gelernt, daß Schweigen und Leugnen immer besser sei, obschon oft schmerzvoll, als das kleinste Geständnis, mag es auch vor Wahrheit funkeln. Hier kam es wirklich nur darauf an, daß einer auftrat, der die Schwurhand hob und beteuerte: den Hans habe ich noch am 10. Dezember 1943 daheim gesehen, und er trug bürgerliche Kleidung.

Als Hans das in seinem verhärmtten Kopf hin und her wälzte, erinnerte er sich eines Greises, und er wußte nachher nie zu erklären, warum er sich gerade dieses unter denen entsann, die er einst im Brot gehalten; Peter hieß der und war ihm früher durch nichts aufgefallen als durch brave Arbeit; dem Volke nach zählte er zu den Serben, Ungarn oder Rumänen, ich sagte schon, in solchen Angaben bin ich nicht genau, kurz: ein Deutscher war es gottlob nicht. Obwohl Hans nicht ahnte, wie ihm der alte Peter helfen könne, der vor zehn Jahren seinen Dienst verlassen und den er seither nicht mehr erblickt hatte, dünkte es ihn, als hörte er eine Stimme, die Peter flüsterte, Peter und nochmals Peter, und wie im Traum flüsterte auch er dem Rechtsanwalt zu: Peter aus der Gemeinde knapp am Gebirge; dabei wunderte er sich, daß ihm sogar das Dorf erdächtig wurde. Der Rechtsanwalt schrieb es sich ins Büchlein; Mitleid schien ihn überkommen zu haben, denn er reichte Hans die Rechte hin und versprach plötzlich, alles zu tun, was möglich sei. Alles! wiederholte er, und das blieb kein Gerede.

Was ich nun erzähle, ist das Lob eines einfachen Mannes aus fremdem Volke, der inmitten einer

Deutschenjagd, wie sie auf Erden weder Gott noch Mensch gesehen, dem Gefolterten die Treue hielt und dabei den eigenen Kopf aufs Spiel setzte. Gedanken und Taten der Knechte richteten sich oft nach dem Winde, springt aber einer dem einstigen Herrn auf Tod und Leben in einer Stunde bei, da er nur Gewinn davon hätte, ihn zu treten, so lobt dies auch den Herrn.

So kam es denn, daß tags darauf ein Mann aus den Bergen bei Gericht erschien, wie diese Leute eben ausschauen, an den Füßen Bundschuhe, den Pelz um die Schulter, die Fellmütze in der Hand, und laut erklärte: „Ja, diesen Herrn, bei dem ich einmal im Dienst war, habe ich noch am 15. Dezember 1943 bürgerlich gekleidet in der Stadt gesehen, ei was gesehen! gesprochen habe ich ihn, denn er hielt in der Hauptstraße mit seinem Auto, steckte den Kopf in den Motor und konnte nicht weiterfahren!“

Der Gebirgsmensch lachte dazu: „So sind halt die Reichen; sie vergessen das Wichtigste. Ich fragte ihn, woran es fehle; Benzin! sagte er, und das habe ich ihm selbst von der nächsten Tankstelle im Eimer heranzutragen, eingefüllt und ein anständiges Trinkgeld empfangen. Und daß es am 15. Dezember war, weiß ich genau, denn ich komme selten zur Stadt, da merke ich mir die Tage; ich mußte zum Grundbuchamt wegen des Hofes; mein Vater starb ja kurz vorher. Beim Amte könnt ihr nachfragen; dort wird es eingetragen sein, daß ich am 15. Dezember den Todesfall meldete.“

Dies alles beeidete der Greis, schlug auch ein Kreuz dazu, was den Richter ärgerte, und eine halbe

Stunde danach war Hans freigesprochen und taumelte aus dem Gerichtsgebäude auf die Straße hinaus, geradewegs in die Arme Peters. Bleich, als wäre er aus dem Grab aufgefahren, fragte er: „Wie konntest du das auf deine Kappe nehmen, Peter? Ich habe dich seit zehn Jahren nicht gesehen! Dir kann es den Hals kosten!“

„Lassen Sie das meine Sorge sein!“ antwortete der Mann im Hirtenpelz und machte eine wegwerfende Handbewegung, dann sprach er weiter: „Sie waren ein guter Herr, doch darum allein habe ich es nicht getan. In Ihrer Zelle saß mit den vielen auch mein Sohn. Was er verbrochen haben soll, weiß selbst der Teufel nicht. Er ist unschuldig wie Sie. Aber Ihre Frau, der Gott weiterhelfe, trug Ihnen manchmal ein Paket mit Essen in den Kerker, und Sie haben es immer ehrlich mit den andern geteilt und wußten nichts von meinem Sohn und er nicht, daß ich Ihr Knecht gewesen war. Als ich ihn vor einer Woche bei der Verurteilung sprechen konnte — ja, man hat ihn verurteilt, und heute sitzt er anderswo —, da sagte er: ‚Vater, der Hunger ist schlimm, aber unter uns war ein Herr, der heißt Hans, und er schenkte uns allen von dem Seinen‘. ‚Mein Sohn‘, antwortete ich, ‚das war mein Brotgeber, so hat er es auch früher gehalten.‘ Und dann kam gestern der Rechtsanwalt. Wenn der nicht Gottes Bote an mich gewesen ist, so will ich taub und blind sein.“

Sie reichten einander die Hand, der Alte sagte noch: „Es war anders hierzulande, als Ihre Leute im Gericht saßen“, und nun wandte er sich ab und ging und war verschwunden.

Hans suchte nicht Weib noch Kind auf, er sandte ihnen aus einem Versteck Nachricht; wie er mit den beiden westwärts entkam, gehört nicht hieher.

Wenn einer in dieser Geschichte nur den Zufall walten fühlt, mag er es tun, er erblickt dann eben nicht alles; aber auch er muß erkennen, daß der Meineid des guten Knechtes zugunsten des guten Herrn vor Gott so rein ist, wie es der deutsche Weizen voreinst längs der breiten Donau war.

Inhalt

Der Säbel	5
Das erste Gefecht	58
Drei Freunde	81
Der Urlaub	91
Die Weihnacht des Bösewichts	120
Der baltische Graf	131
Korporal Cocos	153
Das alte Zuchthaus	161
Die Schlucht	176
Die gefangene Eiche	198
Der Werwolf	219
Der gute Knecht Jon	246
Die Rache	260
Der Meineid	297

Werke von Heinrich Zillich

Romane:

Zwischen Grenzen und Zeiten
Der Weizenstrauß
Grünk oder das große Lachen
Der Sprung im Ring

Novellen und Erzählungen:

Wälder und Laternenschein
Der Zigeuner
Attilas Ende
Der Urlaub
Der Sturz aus der Kindheit
Die Reinerbachmühle

Gesamtausgabe der Novellen

1. Band: Die Schicksalsstunde

Geschichten:

Flausen und Flunkereien

Gedichte:

Komme was will
Gabe an die Freunde

Kinderbuch:

Krippe-Lor und der Feuermann

